Diese Mikroverfilmung wurde von der

Stiftung der Sparkasse Eichsfeld

ermöglicht

1. Jahrgang – Blatt Nr. 19

Sonntag, 7. August 1932
Verlagspostanstalt Paderborn

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Reisen

Die Zeiten sind vorbei, wo das Wandern nur des Müllers Lust war, wo man in seinen vier Wänden sitzen blieb und die schöne Herrgottswelt den fahrenden Gesellen allein überließ. Freilich, das, was man heute so reisen nennt, war damals auch nicht gerade immer verlockend und bequem. Die meisten Sterblichen waren eben allein auf ihre Füße angewiesen. Und das soll ihnen nicht einmal schlecht bekommen sein. Als Anfang 1800 Gottfried Seume, der köstliche Reisedichter mit dem grauen, halblangen Reiserock, über den sich die Italiener auf dem Markusplatz in Venedig beinahe halbtot gelacht haben, in Oesterreich gefragt wurde, warum er seine Reisen alle zu Fuß abmache, hat er dem Fragesteller ganz bieder gesagt: „Das Fahren und Reiten ist mir zu teuer. Außerdem will ich was sehen von der Welt. Meine Beine wollen sie mitkosten, und ich will stehen bleiben, wann ich will, und nicht, wenn es der Wagen oder das Pferd will." Der gute Seume trug, wie gesagt, seinen grauen Reiserock, mit viel Grazie und Würde, dazu buntes Halstuch, hohen Kragen, noch höheren Zylinderhut und bis in den Nacken reichende braune Locken. „Ich schnallte in Grimma meinen Tornister!", so beginnt er seinen „Spaziergang nach Syrakus".

Wer so auf Reisen geht, mit heiliger Unbekümmertheit um die ganze Welt und die Menschen auf ihr, versteht erst, was romantisches Reisen heißt. Wenn Herr Seume sich auf Fahrt begab, dann sprach er jedesmal ein kurzes Gebet: „Ich bat den Himmel, er möchte mir freundliche Wirte und höfliche Torschreiber geben. Er möge mich behüten vor den monarchischen und demagogischen Völkerbeglückern, die mit gleicher Despotie uns schlichten Menschen ihr System in die Nase heften, wie der Samojede seinen Tieren den Ring!" Der reisende Romantiker hatte immer ein fröhliches Lachen um den Mund und ein Merkbüchlein in der Hand. Seine Augen streiften den Horizont ab, und so leicht konnte ihm nichts entgehen. Er erfaßte alles, auch viele Weingläser!

Eine eigene Sache war dann wieder das Reisen mit den damaligen Verkehrsmitteln, vor allem mit der wahrhaft romantischen Postkutsche. Da mußte man allerdings in erster Linie das mitbringen, was uns heute am meisten fehlt, Geduld. Die keuchenden und dampfenden Postgäule gingen ihren gewohnten Trab. Die Kalesche schaukelte hin und her, denn die Poststraßen waren eben noch nicht asphaltiert. An jedem einigermaßen wichtigen Wirtshause wurde Halt gemacht, sei es, um noch jemanden mitzunehmen — zum Leidwesen der schon genug Gepreßten —, sei es, daß jemand einer Erfrischung bedurfte. Solche Postreisen dauerten meist wochenlang. Aber auch sie entbehrten nicht der Romantik. Wir kennen ja noch alle, wenigstens von Bild und Dichtung her, den Postillon mit seinen schmetternden Liedern, die junge Maid, die aus dem Wirtshaus kommt und schäumende Krüge kredenzt.

Dann kam in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Erfindung der Eisenbahn. Die ganze Welt staunte.

Doch auch das Eisenbahnfahren entbehrte anfangs nicht der Romantik. Manche trauten dem neuen kriechenden Wunder nicht ganz und witterten sogar den Bösen dabei im Spiele! Ueberkluge haben schon vor Geburt der ersten Eisenbahn behauptet, die rasche Bewegung müsse auf den menschlichen Organismus schlechthin tödlich wirken! Und dergleichen Einwände gab es noch viel mehr. Noch bevor in Deutschland auf der Strecke Nürnberg—Fürth die ersten Eisenbahnwagen fuhren, hatte Belgien seine Bahnen eröffnet. Die Strecke Brüssel—Mecheln ist die erste Eisenbahnlinie gewesen. Sie wurde am

Die Hochzeitsreise Moritz von Schwind

5. Mai 1835 eröffnet. Viele vornehme Gäste wohnten dem denkwürdigen Akt bei. Unglücklicherweise hatte man sich bei der Auffüllung des Wasservorrates für die Rückfahrt nicht genügend Zeit genommen. Denn der Zug stand, ehe er Brüssel erreichte, plötzlich still, weil ihm das „Betriebskapital" ausgegangen war. Aber Gäste und Mitreisende nahmen diese unfreiwillige Verzögerung nicht besonders übel. Schlimmer war schon ein „Unglücksfall" der neuen Eisenbahn zu Brüssel, der sich gleich in den ersten Tagen ereignete. Damals brachte eine Berliner Zeitung folgende Unglücksmeldung: „Am Kanal von Mecheln nach Löwen, wo sich die Eisenbahn endigt, angekommen, tat der Kondukteur (Lokomotivführer), statt die Lokomotive zu hemmen, gerade das Gegenteil; der Schleppdampfwagen warf die Pallisaden um und stürzte in den Kanal. Die vorderen Räder des ersten Wagens, der unmittelbar dem Schleppdampfwagen folgte, kamen ebenfalls in den Kanal. Alles ward gleich herausgezogen. Wir haben kein Unglück zu beweinen. Die Herren Ingenieurs befanden sich auf dem Schleppdampfwagen; allein sie sprangen, ehe die Maschine in den Kanal fiel, davon!" Das klingt noch so ganz anders, als unsere heutigen Berichte über Eisenbahnkatastrophen. Behaglichkeit herrschte noch auf der ganzen Linie. Das Tempo war ja nicht allzu schnell, man konnte ruhig rausspringen, ohne seinen Fuß an einen Stein zu stoßen.

Immerhin gehörte noch recht viel dazu, bis sich die Passagiere an das Fahren gewöhnt hatten. In den vierziger Jahren kam sogar eine Krankheit auf, ähnlich wie heute die Seekrankheit sich äußernd: die Eisenbahnkrankheit. Der Mensch muß eben an alles erst gewöhnt werden! 1836 hatte ein Passagier, wie dasselbe Berliner Blatt damals berichtete, Studien über die Relativität der Bewegung gemacht, und zwar an Hand eines Eisenbahnerlebnisses: es wurde nämlich während der Fahrt mit Steinen nach ihm geworfen. 1843 war man schon etwas kühner geworden. Es sollte mal eine für die „Menagerie von Berlin" bestimmte Giraffe mit der Bahn befördert werden. Besagte Giraffe „war mit einem wollenen Hemde bedeckt, um sie vor der Kälte zu schützen und sah mit der ganzen Länge ihres Halses über den Verschlag hinaus, in welchem sich eingeschlossen war." Der Sitz für den Begleiter des seltenen Passagiers war so angebracht, „daß sein Kopf in derselben Höhe war, wie der der Giraffe"!

Das war in der guten, alten Zeit. Und heute? — Nun, die Freude am Reisen, die Sehnsucht, ins Freie, in Weite und Ferne zu kommen, die ist geblieben, wenn auch die behagliche und romantische Kunst des Reisens verloren gegangen ist. Gerade heuer in den Hundstagen, die es wieder mal so übergut mit uns Nordländern meinen, lockt es uns wieder mit unwiderstehlicher Macht hinaus in die Natur. Ferienzeit! Welche Fülle von Fernsehnsucht und Reiselust wird mit dem Klange dieses Wortes in den ein Jahr geplagten Menschenkindern lebendig! Wie herrlich ist schon allein das Planemachen. Heuer ist allerdings den meisten ein dicker Strich durch die Rechnung gemacht worden: Notverordnungen! Da hat das Gehalt des Vaters empfindliche Abstriche erfahren, und bei näherem Hin- und Herüberlegen stellt man fest, daß es diesmal doch nicht zu einer kleinen Reise langen will. Wenn es aber auch vielleicht gerade noch zur Reise ausreicht, dann muß noch an die „unbedingt notwendigen" Reiseanschaffungen gedacht werden. Der Junggeselle hat es da noch recht leicht! Aber wer mit Weib und Kindern gesegnet ist, hat da so seine Sorgen. Was man in solchen Situationen nicht alles braucht! Natürlich mag man sich unterwegs auch nicht die Blöße geben, als ob man nun so gar nichts hätte. Das ist ja für viele ein besonderer Reiz beim Reisen. Da draußen merkt keiner, was man in seinen vier Wänden ist, und es ist so schön, „etwas darzustellen"!

Steht es einmal fest, daß man doch noch „raus" kann, so werden die alten Grieben und Bädecker hervorgeholt, Landkarten und Fahrpläne studiert. Das Verkehrsamt angerufen oder aufgesucht. Man schreibt an Bekannte, bei denen man „in Kürze mal wieder vorsprechen" wird. Den wenigsten wird es so gehen, wie dem gut bemittelten Junggesellen, der sich das ganze Jahr im Ausland aufhalten konnte und der deshalb seine Ferienreise antrat, indem er an den ersten besten Fahrkartenschalter ging und eine Karte für den ersten besten Zug löste! Ganz gleich wohin, nur fort bis zur Endstation. Der Familienvater mit mehreren Kindern muß schon vorsorglicher vorgehen. Muß eine billige Pension suchen oder eine Wohngelegenheit mit Küchenbenutzung, wobei dann die Mutter keins Ferien hat. Oder er läßt die Rucksäcke nachsehen und unternimmt mit seinen Jungens eine größere Fußtour, um ihnen die Heimat zu erschließen, sie mit der verborgenen Schönheit der eigenen Landschaft bekannt zu machen. Es kostet nicht viel, und gesund und wettergebräunt kehrt man heim, wo Mutter wartet, die wieder einmal verzichtet hat, um die Kleinsten zu betreuen. Noch romantischer aber ist es, wenn Jungens oder Mädchen allein wandern. Der Führer stellt den Fahrtenplan auf, die Jungens helfen wacker mit. Die Jugendherbergen werden festgestellt, der eine weiß noch einen Verwandten auf der Fahrtroute, wo man den eisernen Bestand gegebenenfalls wieder auffüllen kann. Dann schaut man in der Gruppe nach, wie es mit den Zeltbahnen bestellt ist. Sie spielen eine wichtige Rolle, sollen Hotel und Privatpension ersetzen. Die noch fehlenden Häringe werden auf Konto Gruppenkasse angeschafft, desgleichen der Vorrat an Kochpötten, Bratpfannen etc. ergänzt. Zuguterletzt setzt man sich mit Muttern in Verbindung und läßt sich den „Affen" vollpacken mit dem Unentbehrlichen, was man gerade auf Fahrt in so großen Mengen vertilgen kann. Es gehört ja so wenig dazu, und es ist erstaunlich, mit wie wenigem diese Jungens auf ihren Fahrten und Lagern auskommen. Fahrtenhose und Fahrtenhemd, Affe und Kulturbeutel, Nagelschuh, Badezeug und Schlafsack — das ist das ganze „Reisegepäck". Dann geht die Fahrt los! Hei, wie der Gleichschritt über die Landstraße dröhnt. Frisch flattert der Wimpel voran! Frische Jungenskehlen schmettern ein frohes Fahrtenlied!

Gott sei Dank, daß wir noch eine Jugend haben, die froh in die Ferne zieht, deren Fahrtenschritt den Takt zu der Melodie des ungestümen jungen Herzens schlägt, das so gerne hofft, irgendwo die „Blaue Blume" zu finden. Wenn solche Jugend marschiert, entfliehen die politischen Gespenster wie böse Geister!

Wie schön ist nicht auch das Leben im Zeltlager. Im Mittelpunkt steht das wuchtige Lagerkreuz. Gemeinschaft, Zucht, Geist und frohes Spiel, dazu das morgendliche und abendliche Heimkehren zum Herrgott, der das alles freigebig geschenkt hat, — so verlebt unsere Jugend da ihre Ferien. Seele und Körper kehren neugestählt zu den Schulbänken oder den Arbeitsplätzen zurück.

Ob wir dieses ungebundene „Reisen" der jungen Generation nicht auch noch manchesmal lieber mitmachten? Gott sei Dank ist, aber auch unser „Reisen" noch nicht so „kul-

tiviert" wie bei den Amerikanern. Drüben darf man ja keinen Spaziergang über Land machen, wenn man nicht Gefahr laufen will, gefragt zu werden, ob man eine Panne erlitten habe? Meist sind wir bei unseren Reisen an die Eisenbahn gebunden. Sind schon so mit dem **Dampfroß verwachsen, daß wir** es als ganz selbstverständlich hinnehmen, im Flug durch die Lande zu sausen und gemütlich im Abteil sitzend die Landschaft zu genießen. Das Wandern zu Fuß ist etwas unbeschreiblich Schönes, das bedarf keiner Frage. Die frischgebackene Eisenbahn zu Urgroßvaters Zeiten hatte ebenfalls ihre Romantik, die uns noch heute ein überlegenes Lächeln entlockt. Und unsere heutige Deutsche Reichsbahn? Kommt ganz auf den Passagier an! Wer offenen Auges und heiteren Sinnes zu reisen versteht, kann sich auf einer Eisenbahnfahrt noch immer sein stilles Vergnügen schaffen.

Also: Fahrt mit der Eisenbahn!

Hat man in letzter Minute alles beisammen, dann kommt meist jenes Leidige und Aufregende, was die Leute „Reisefieber" nennen. Dabei brauchts nicht immer so abzugehen, wie im Falle jener Dame, die regelmäßig, wenn sie verreisen muß, eine Stunde vor Zugabfahrt nervöse Magenbeschwerden kriegt, die sie unaufhaltsam zu einem abgelegenen Plätzchen hinziehen, das sie dann vor einer Stunde nicht wieder räumen kann. Sie verpaßt jedesmal den Zug. Ihre Verwandten haben sich zu helfen gewußt und greifen sie jetzt zu einer List. Sie sagen der betr. Dame garnichts mehr von einer bevorstehenden Reise! Machen mit ihr einen kleinen Spaziergang, so in die Nähe des Bahnhofs, und — ehe sie sich versieht, ist sie durch die Sperre geschoben.

Nun geht die Reise aber los! Am Bahnhof angelangt, meist in letzter Minute, stellt man in der Bahnhofshalle seine Koffer auf den Boden, zückt das Portemonnaie und stellt sich in die Schlange vor dem Fahrkartenschalter geduldig ein. Aber hier beginnt meist schon der erste Aerger! Er wird verursacht durch die — meistens sollen es Damen sein! — unermüdlichen Fragesteller, die noch nicht recht wissen, welche Strecke die günstigste für sie ist, wo sie umsteigen müssen, wann sie Anschluß haben usw. usw. Der arme Schalterbeamte wird überschüttet. Die ungeduldig werdende Reihe der anderen sieht man ja nicht, ihnen wird der Rücken zugekehrt. Ein Herr zückt fortwährend mit strenger Miene seine Uhr. Stoßseufzer werden laut, Füße unruhig. Endlich geht es voran. Dann gehts auf den Bahnsteig. In der Ferne wird ein schwarzer Punkt sichtbar, immer stärker, ein Rauchfähnlein schwebt darüber. Man hört das Sausen. So ein schlanker, schneidiger D-Zug ist eine herrliche Schöpfung von Menschenhand. Jetzt rollt er polternd und schnaufend in die Halle ein. Wagentüren werden aufgerissen, und ein Mogen und Rennen setzt auf dem Bahnsteig ein. Alle die Menschlein, die bislang schön still standen, sind plötzlich unruhig geworden und, — nun, jeder will natürlich den besten Platz erwischen. Zuvor müssen sich aber die ewig Ungewissen und die ewig Zweifelnden noch einmal an zwei verschiedenen Stellen erkundigen, ob das auch wirklich und bestimmt der Zug nach X. sei. Auch die Dame vom Fahrkartenschalter gehört natürlich dazu.

Welche Wohltat, wenn man nach vielem Hin und Her seinen Platz gefunden und das Gepäck, Koffer, Taschen, Schachteln, Tüten, Schirme und Stöcke untergebracht hat!

Sanft und leicht ist die Anfahrt. Der Zug gleitet. Immer schneller. Der ganze Wagen schwingt mit. Fort geht es, in die Ferne, die wir so mit Sehnsucht gesucht haben, schon Wochen lang!

Eine Eisenbahnfahrt ist zwar nicht ohne weiteres ein Abenteuer. Aber der besinnliche Fahrgast kann sich so im stillen seine Freuden machen, die ihm Zug und Fahrt zu einem amüsanten Erlebnis werden lassen. Man beobachte einmal, was die lieben Mitreisenden so alles anstellen! Sehr interessant! Der Deutsche hat, glaube ich, bereits so einen ganz bestimmten Reisetyp an sich. Mehr oder weniger stark bei jedem in Erscheinung tretend. Ganz abgesehen von denen, die es nun einmal nicht bleiben lassen können, die „semper et ubique", immer und überall den armen Mitmenschen mit der leidigen Politik, und zwar mit ihrer eigenen, unfehlbar und einzig richtigen Politik meinen beglücken zu müssen. Die laut und deutlich, vornehmlich dann, wenn der Zug gerade mal hält, aus dem Nebenabteil herüber zu hören sind! Das ist nicht gemütlich. Und man sieht einige ruhige Herren, die mit ein paar kleinen Seitenblicken überlegen vor sich hin lächeln!

Eine verheerende Sitte, noch dazu nicht einmal sehr gesundheitsfördernd, ist es, wenn man gleich nachdem man sich hingesetzt hat, seine Stullen rauskriegt und eine regelrechte Futterei beginnt. Eine Stulle nach der anderen. Anschließend kommen die hartgekochten Eier, die eigentlich etwas länger vorhalten sollten, die aber in der Regel schon nach den ersten Stationen dran glauben müssen. Inzwischen steht man mal auf, schaut aus dem Fenster, spaziert im Gange, um — dann die unvermeidlichen Apfelsinen zu schälen. Wenn auch zu einer Zeit, wo man sonst nicht zu essen pflegt, in der Eisenbahn wird gegessen!

Ist das vorbei, dann nimmt man seine Ledertasche her. Packt einen Gegenstand nach dem anderen aus und beschäftigt sich damit. Dabei entdeckt man manch Interessantes, kommt auf allerlei Ideen, zieht sogleich sein Notizbuch und schreibt auf. Das wird schon interessanter. Aber die Kurve des Interessanten steigt noch. Da sitzt mir gegenüber eine ältere Dame, graphitisch und mit Leseglas bewaffnet, in die Lektüre vertieft. Sie liest: „Die griechische Tänzerin" von Schnitzler. Oh man von der Art der Lektüre auf den Leser schließen darf? Neben ihr sitzt ein bebrillter Herr, in stolzer Gelassenheit seine Brasil genießend! Typ: behaglicher Junggeselle. So ganz im Gegensatz zu Graziosität der Dame mit der griechischen Tänzerin.

In der anderen Ecke sitzt ein junger Vater mit seinem kleinen Bübchen. Bübchen ist ganz begeistert von der Eisenbahn. Augen, Mund und Ohren offen und zum Fenster nausgeschaut. „Vati, was kömmt gleich?" „Gleich kommt Bonn, mein Bubi!" „Vati, und was kömmt denn?" „Godesberg, mein Junge!" „Und denn?" „Dann kommt Remagen!" „Remagen? Und was kömmt dann?" „Sinzig!" „Und dann?" Der gute Vater kann nicht anders, er muß den halben Fahrplan aufsagen. Aber es macht ihm Spaß, dieses sein wißbegieriges Bübchen!

Draußen marschieren die Telegraphenstangen, fliegen die Bäume nur so entlang. Es ist immer dasselbe. Auch auf den Bahnhöfen. Der Mann mit den „neuesten Morgenzeitungen" ist da zu sehen, wie er seinen zweiräderigen Karren rollt, überall ein lesefreudiges Publikum witternd. Die rote Mütze taucht auf. Aus einem Betriebsraum hört man den Telegraphen hämmern. Gepäckträger keuchen einher, überall, ob in Berchtesgaden oder in Schleswig, haben sie dieselbe Joppe an, dieselbe vorschriftsmäßige Mütze auf mit dem „Dienstmann Nr. X". Der Mann an der Sperre hat auch überall so ein blankes Ding in der Hand, das gleich an den Zahnarzt erinnert. Und deshalb ist es immer etwas ungemütlich in seiner engen Nähe!

Doch die Kurve des Interessanten und Amüsanten steigt! Es gehört zu den erfreulichsten Augenblicken im Menschenleben, wenn man in der Eisenbahn Stehplatz hat und sieht, wie einer der vier Eckplatzinhaber den Zug verläßt! Das ist dann manchmal schier unbezahlbar. Die Fensterplatzinhaber sind ja so wie so ungemein bevorzugt und müßten eigentlich einen Zuschlag dafür bezahlen! Aber man soll nicht so sein! Gemach, aber manchmal sind Fensterplatzinhaber doch geradezu die wahren Herrscher, die mit Diktatorengewalt im Abteil die Herrschaft ausüben. Sie verteilen ganz nach persönlichem Gutdünken Sonne und Schatten, indem sie die Vorhänge auf- und zuziehen, wie es ihnen beliebt! Sie besitzen den so heiß umstrittenen Klapptisch, den sie wie die Löwen verteidigen! Auch die Tür zum Gang im D-Zug-Wagen ist von zwei Posten flankiert, die die Tore nach Belieben und Gutdünken offen oder geschlossen halten. Ausgenommen, wenn mal die zwei Fenstergewaltigen, über die Beine ihrer Mitreisenden kühn hinwegtretend, ins Freie wollen! Dazu kommen dann jene, die ihren Mitreisenden so gerne den Ruf: „Es jiiiliiebt!" entlocken. Ferner die, welche ständig die großen kugeligen Deckenlampen bedienen, die an sich schon das ganze Abteil in zwei Hälften spalten: die eine, die sich in Dunkel hüllt, die andere, die bis zum Morgen lesen will! Der Schaffner muß da öfters den klugen Schlichter spielen. Einmal war so ein Schaffner mehr als salomonisch schlau: Zwei Damen gerten. Die eine: „Das Fenster zu, ich erkälte mich tödlich!" — Die andere: „Bitte sofort das Fenster auf, ich ersticke ja hier!" Der herbeigerufene Schaffner nahm zunächst den Ladbefund auf und erklärte dann: „Jetzt machen wir erst mal das Fenster zu, dann erstickt die eine, dann machen wir es wieder auf, dann erfriert die andere, und hernach haben wir Ruhe!" — Diktatoren sind ja gottlob nicht alltäglich, aber man trifft sie. Sie können einem die Laune verderben, besser aber, man nimmt sie von der amüsanten Seite. In diesem Falle können auch sie dazu beitragen, nicht nur das ganze Abteil unter Druck zu halten, sondern auch die Kurve des Interessanten ansteigen zu lassen!

Uebrigens, da muß auch der Reichsbahn einmal ein Wörtchen gesagt werden. Es ist ja freilich gut, wenn man sich Po-Klasse statt Ho-Klasse leisten kann. Aber, wie wenige können das heute noch? Man sieht nun nicht recht ein, warum wegen dieser Wenigen täglich im Deutschen Reiche an die zehntausend leere Eisenbahnabteile herumkutschieren! Neulich schrieb einer: „In welchem Gesetzbuch steht zu lesen, daß unbemittelte Leute, und das sind wir nachgerade alle geworden, schlechter sitzen müssen als — Inhaber von Freikarten? Vertragen wir uns nicht recht brüderlich in den Autobussen der demokratischen Post, und kratzen wir uns etwa in der von Hoch und Niedrig gleich besiedelten Straßenbahn die jeweils zweit- oder drittklassigen Augen aus?"

Wir alle wären auch endlich mal froh, wenn diese fürchterlichen orthographischen Fehler an den Wagentüren endgültig verschwinden würden: „Offen" — „Zu"! Man stelle sich einmal „zue Türen" vor! Dann die vielen Strafandrohungen (Notbremse etc.), die der Vergnügungsreisende nun mal nicht gerne sieht. Ebenso ist es mit der berühmten Tafel des „Ausspuckens"!

Alles in allem aber lieben wir unser Dampfroß und werfen beim Aussteigen, wie Alfons Paquet schreibt, im Vorwärtsdrängen und Ausschwärmen der Ausgestiegenen einen Seitenblick auf die zuverlässigen, blanken Gelenke der Lokomotive, auf die schwarze Brust dieses ehernen Zugtieres, das es wieder einmal geschafft hat. Die Fahrkarte muß dann zurückbleiben. Es ist, wie bei der Reise durch das Leben, wir können draußen nicht mehr nachweisen, ob wir erster oder dritter gefahren sind!

Reisen! Zauberwort! Die Welt ist immer noch des Staunens wert! Gerade dann, wenn wir aus dem gewohnten Umgang alltäglichen Lebens herausreißen können, Herz und Seele, Gemüt und Geist offen und bereit für die verborgenen Schönheiten von Gottes herrlicher Schöpfung. Zum rechten Reisen gehört allerdings Kultur. Wer beispielsweise von einem internationalen Kongreß heimkommt und weiß weiter nichts zu erzählen, als was er gegessen und getrunken hat, der hat den Sinn des Reisens nicht erfaßt! Wer in Wahrheit reist und wandert, der genießt nicht und „besichtigt" nicht, der steht und erlebt. Dazu aber gehört das Staunen, das ehrfürchtige Bewundern, wie es aus der Seele des Kindes kommt. Staunen, das Lobpreis und Empfangen zugleich ist! Nur wer danksagend durch die Herrlichkeiten der Schöpfung geht, der empfängt jenes feine, zarte und innere Fühlen für ihre letzten Tiefen. Er schwingt mit im Jubel der Schöpfung als Gotteskind, wird sich auch zugleich bewußt, daß wir alle nur Pilger, Wanderer sind, immer bewegt, immer unruhig, keine bleibende Stätte habend, heimwehbewegt die zukünftige suchend!

Streifzug durch die Woche

Nun aber Schluß mit der Selbstzerfleischung der Nation

Ueber unserer Stadt zog am Abschiedabend ein Gewitter herauf. Weiße Dampfwolken kamen als Vorreiter daher, dann folgte das tiefe Schwarz mit den Massenvorräten an Regengüssen, endlich dahinter die gelbliche Fläche. Die den ganzen Horizont einnahm. Mit den ersten Wahlergebnissen schossen auch die ersten Blitze herab. Bald wurden Bäume entwurzelt, die Keller standen voll Wasser, und die unheimlich wachsende Dunkelheit schien vom Weltende profezeien zu wollen. Tatsächlich hat uns die Wahlnacht eine weitere Radikalisierung Deutschlands offenbart. Ueber die Hälfte des neuen Reichstags ist gegen das „System". Und das, obwohl heute überhaupt nicht gedroht werden braucht über das „System", sondern einfach darüber, wie wir am besten die Opfer tragen, die jedes „System" auferlegen muß. Vergessen wir doch nicht, was das Wort Wirtschaftskrise praktisch bedeutet. Gehen wir doch im Geiste rund bei den diesen Familien, die nicht wissen, wie sie mit den paar Mark auch nur das Notwendigste an täglicher Nahrung besorgen sollen. Fühlen wir doch gemeinsam die gemeinsame Not und betrachten wir doch sich, daß äußerste Not und Nervosität nicht die richtigen Bedingungen für grundsätzende Veränderungen sind. Man wirke für Sachlichkeit, für verständnisvolle Zusammenarbeit, für Erhaltung der großen konservativen Gedanken, die unser Volk stark gemacht haben. Seine überschüssige Energie aber verwende man auf etwas Anderes, nämlich auf frohe Tätigkeit.

Das ist nun das Zweite, das wir jetzt vor allem wichtig scheint. Wo der Staat keine Mittel mehr hat, wo die öffentlichen Kassen sich bedenklich leeren, da muß die Selbsthilfe stärker einsetzen. Es hilft schließlich nichts, wir müssen uns alle an einfachere Lebenshaltung gewöhnen. Wir müssen es verstehen, auch außerhalb des Geleises uns zu helfen. So viel ist in den letzten Jahren in dieser Richtung schon geschehen, so oft hat es sich gezeigt, daß die Liebe erfinderisch macht. Wo frische und tatkräftige Menschen sich zusammenfinden, da meldet sich immer wieder ein guter Gedanke. Ein einziger praktischer Gedanke ist doch hundertmal so viel wert, als ganze Volksversammlungen mit endlosen Schimpfereien gegen alle möglichen Persönlichkeiten, gegen Skandale und gegen das „System". Wir wollen in diesem Zusammenhange auch wieder auf die Losung vom praktischen Christentum hinweisen. Heute ist mehr als je zu bedenken, was Christus sich unter seinen wahren Nachfolgern vorgestellt hat. „Ich war hungrig, und ihr habt mich gespeist, ich war durstig und ihr habt mich getränkt. Ich war nackt, und ihr habt mich bekleidet." Das ist kein äußerlicher Aktivismus, es ist vielmehr die Verwirklichung der frohen Botschaft auf Erden. Es ist die Auferweckung des edlen, des helfenden Menschen in uns. Das Kapital der Nation liegt nicht in den Tresors ihrer Banken, es ruht vielmehr in den opferbereiten Herzen und wirkt sich aus in der Liebe von Mensch zu Mensch. Dieses Kapital kann nur lebendig erhalten werden, solange die Quellen der Religion in einem Volke noch ergiebig sind. Wollte man den neu gewählten Reichstag daraufhin prüfen, wie viele Vertreter darin noch in der Religion des Christentums Kern und Stern des Lebens sehen, so könnte man recht bedrückt werden. Hier ist Arbeit zu leisten. Hier hat das Christentum zu zeigen, das es immer noch am besten das Leben meistert, auch das öffentliche Leben der Nation.

Das Gewitter ist längst vorüber gezogen. Ich öffne alle Fenster und lasse die kühle Nachtluft herein. Am Himmel werden schon wieder die Sterne sichtbar. Hatte man eben noch gemeint, es werde das ganze System der Welt erschüttert, so sieht man nun, daß die Häuser noch stehen, die großen und die kleinen. Die Dächer hängen noch genau so schief wie früher, so wie es eben immer war und wie es immer sein wird. Hinter erleuchteten Fenstern sitzen die Menschen und lauschen am Lautsprecher auf die Ziffern des Schicksals. Berechnungen aller Art werden angestellt, und einer ist noch gescheiter als der andere. Eigentlich sind das alles friedliche Menschen, die sich freuen, daß sie noch ein bißchen Boden unter den Füßen haben. Die Ziffer der neuen Wegreiniesieure interessiert diese von ihnen mehr als alles das, was da so laut an Zahlen durch die Nacht schreit. Und sind die Kinder gesund und das Eltern halbwegs auch noch und haben sie nur alle ein wenig Verdienst und das Nötigste zum Leben, so sind sie politisch beruhigt. Mögen alle kommenden Regierungen doch das eine tun, nämlich ihr ganzes Augenmerk darauf richten, wie sie möglichst vielen Menschen das harte Leben etwas erleichtern. Für den Rest des Unerfüllten sorgt dann der Glaube an Gottes Vorsehung und das Wissen darum, daß der Mensch mehr ist als ein Bürger dieser Erde. Wie unbedeutend werden diese Reseziffern vor den Sternen da oben, die bei all den Torheiten der Menschen ruhig ihre Straße ziehen. Die Sehnsucht unseres Herzens folgt ihnen durch das blaue Feld und hält sich in all der Not an den Glanz ihrer ewigen Verheißung . . .

Der Mann im Monde.

Wie man im Reichstag sitzen wird

Das Anwachsen der Zahl der Reichstagsabgeordneten auf 607 hat die Frage der Unterbringung erneut aufgerollt. Da der Wallotbau auf einen solchen Rekordreichstag natürlich nicht eingerichtet ist, wird kein anderer Ausweg übrig bleiben, als noch die letzten Schreibpulte zu entfernen, die sich in den Reihen der Abgeordnetenbänke befanden, so daß in Zukunft nur die für die Fraktionsführer vorbehaltene erste Bankreihe mit Schreibpulten ausgestattet sein wird.

Der Monat der Wahl

Der Juli brachte uns erregte Wahlkämpfe, eine Kompromißlösung in Lausanne und die Ueberraschung eines englisch-französischen Vertrauenspaktkommens. Daneben gab es sportliche Erfolge Deutschlands und zwei furchtbare Marineunglücke.

1. Juli: **Zinskonvertierung der engl. Kriegsanleihe.**
2. Juli: **„Vorwärts"** und **„Kölnische Volkszeitung"** verboten.
3. Juli: Oesterreich erhält 300-Millionenanleihe.
4. Juli: Deutschland bietet in Lausanne zwei Milliarden.
5. Juli: Deutschland löst den schwedischen Handelsvertrag.
6. Juli: Krawalle an der Leipziger Universität.
7. Juli: Französisches U-Boot mit 68 Mann sinkt bei Cherbourg.
8. Juli: **Einigung in Lausanne: Wir zahlen drei Milliarden.**
9. Juli: Unterzeichnung des neuen Vertrages. Alle Parteien lehnen ab.
10. Juli: Deutschland siegt im Davispcup gegen England.
11. Juli: Sensation in London: Veröffentlichungen über das englisch-französische Geheimabkommen. Deutschland dementiert Beteiligung.
12. Juli: Herriot liegt in der Kammer. Bata abgestürzt.
13. Juli: Riesige Sprengstoffunde in Göttingen.
14. Juli: **Paris und London veröffentlichen das Vertrauenspaktkommen.**
15. Juli: Hoover schreibt an Borah: Amerika macht seine Schuldenpolitik selbst.
16. Juli: Freiwilliger Arbeitsdienst eingeführt. Ottawa eröffnet.
17. Juli: Blutige Unruhen in Altona. Deutschland liegt gegen Italien im Davispcup.
18. Juli: **Umzüge und Versammlungen unter freiem Himmel verboten.**
19. Juli: Staatsakt für neues Uniformverbot.
20. Juli: **Reichskommissar in Preußen. Gewaltsame Absetzung der amtierenden Minister und Polizeichef. Ausnahmezustand für Berlin und Brandenburg.** Regierungskrise in Italien.
21. Juli: **Preußenregierung aus Staatssekretären.**
22. Juli: Radolny kritisiert den Abrüstungsentwurf.
23. Juli: Staatsgerichtshof beginnt Verhandlung über Preußenfrage.
24. Juli: Handelsvertrag in Stuttgart. — Deutschland — Amerika Tennis 2:3.
25. Juli: **Staatsgerichtshof lehnt einstweilige Verfügung ab.**
26. Juli: **Furchtbares Unglück der „Niobe". 69 Mann ertrunken.**
27. Juli: Schleicher spricht im Rundfunk gegen Frankreich.
28. Juli: Papeninterview. — **Urteil im BVW.**
29. Juli: Burgfrieden bis 10. August verordnet.
30. Juli: Todesurteil.
31. Juli: **Reichstagswahlen.**

Boot im Dunkel

Von Will Scheller

In den schützenden Buchten des Gestichts tun die Augen ihre bewegtes Hin und Her — wie das Schiffkein im Wehrkuhl — eifriges Abendwerk: in sich aufzunehmen, was eben noch zu sehen ist. Nämlich eine scheinbar unbegrenzte, tiefschwarze Weite, durch die sich ein graues Band windet, an den Rändern mit dem Schwarz ringsum verschwimmend: der Fluß.

Höher hinauf endet das Schwarze fast gleichförmig, — denn danach kommt das völlig Unbeschriebene, — und wird gesäumt durch eine Linie von Häusern, die, dunkler als das ist die Straße, die eine gerade Schnur zu den in der Schwärze versunkenen Hügeln drüben bildet. Am Tag in der Farbigkeit des Geländes ein fahl rieselnder Strich, für diesen Blick aber der Augen jetzt eine zerrissene Kette perlenden Geleuchts.

Darüber aber steigt es empor unaufhaltsam, ein vor lauter Verdunkelung beinahe schwarz gewordenes Blau, doch nicht ganz so schwarz wie das Land hier unten, und sitzern besteckt mit der schweigsamen Geselligkeit des Unzählbaren, ein Zelt wahrlich, ausgespannt über dem Lebendigen und seinem Schlummer, der nun anhebt, bescheinend mit den flimmernden Ampeln des von der wandelnden Zeit erlösten Alls.

Erlöst? Was ist das? . . . Ein Zeichen klingt von drüben her, — dort, wo das jenseitige Ufer des grauen Flusses, unsichtbar anzusteigend, zu ahnen ist, wurde die kleine, an einem Pfahl hängende Glocke bewegt, die den Fährmann an seine Arbeit ruft. Wie denn: um diese Zeit — in dieser Finsternis? Nun, aus einer auf roben Stämmen aufgestützt ruhenden Hütte steigt er schnaufend die Leiter hinab, schlürft, ein dermummtes Wesen, zur Stelle, wo das Boot lautlos schaukelt. Jetzt klirrt die Kette, schon tauchen platschend die Ruder ein, und wie ein Stöhnen rannt es herauf, da der Nachen gegen die Strömung vordringt, die hier in Ufernähe leichter zu nehmen ist, um alsbald mit der Strömung dem Landungssteg da drüben, den die Augen nicht wahrnehmen können, zuzutreiben, ohne Licht.

Wie sich indessen das Boot seinem Ziele nähert, steigt es in der Furche seiner schattenhaften Fahrt aus den nun bewegteren Grau des Wassers auf wie silberne Tupfen, und indem die Augen, von den schützenden Buchten des Gesichts aus, ihr Werk tun, bemerken sie immer mehr von diesen Silberflecken im Grau des nächtlichen Gewässers, und sie steigen empor wie leuchtende Tiere, die sich an der Oberfläche des Flusses wiegen, mehr und immer mehr, wie die Laternen eines fernen Festes im Spiegel eines dunklen Zimmers, darin schon lange niemand mehr wohnt, während das Boot plötzlich in der Schwärze des Ufers entschwunden ist.

Eine Glocke ruft aus dem Unsichtbaren drüben, und aus dem Unsichtbaren hüben löst sich ein Leben, um über einen Spiegel — er deckt unermeßliche Tiefen — zu fahren, ohne Licht, und es blüht um diese Fahrt, ihr zu Häupten, ihr zu Füßen, vom blumigen Geglüher des Raumes, der um kein Oben und kein Unten weiß. Vom Dunkel, das die Blicke nicht durchdringen, wie nahe es auch den Augen ist, zum Dunkel, das ihre Blicke wie erreichen, wie weit sie sie auch spannen, gleitet das Boot des Lebens. Die Ruder knirschen in den Riemen. Aber war es nicht eine Glocke, die gerufen hat?

Wochenrundschau

Donnerstag, 28. Juli: Fieberhafte Vorbereitungen zur Wahl in allen Lagern. — **Urteil im BVW-Prozeß:** Bernhard Weiß 1 Jahr für Direktor Krone, zehn Monate für Direktorfischer. — Reichskanzler von Papen erklärt gegenüber Unitedpreß, er habe nie ein deutsch-französisches Militärbündnis in Vorschlag gebracht.

Freitag, 29. Juli: Eine Verordnung des Reichspräsidenten trifft Maßnahmen für einen zehntägigen Burgfrieden. — Dr. Brüning antwortet im Sportpalast sehr scharf auf die Angriffe Schachts und Hugenbergs. — Reichskanzler von Papen antwortet der Fuldaer Bischofskonferenz auf ihren Appell zur Sicherung der Ordnung. — Ministerialrat Schulz spricht über die Neuordnung des Rundfunks.

Samstag, 30. Juli: Eröffnung der Zehnten Olympischen Spiele in Los Angeles. — Urteil im Devaheim-Prozeß: zwei Jahre Gefängnis und 10 000 Mark für Pastor Creiner und Gefängnisstrafen für Heppel und Klausen. — Reichskanzler von Papen spricht 0,15 Uhr auf englisch über alle amerikanischen Sender und nachmittags zum Wahlkampf.

Sonntag, 31. Juli: Wahlen zum Reichstag: Nationalsozialisten erhalten 230, Sozialdemokraten 133, Kommunisten 89 und das Zentrum mit der Bayrischen Volkspartei 97 Abgeordnete. Die anderen Parteien haben sich schlecht gehalten. — Der Wahltag bringt zahlreiche Schlägereien und Schießereien. Die Wahlbeteiligung beträgt 88 Prozent.

Montag, 1. August: Schwere Unruhen in Königsberg. — Mehrere Behörden und Kommunistenführer werden angegriffen und verletzt. — Reichskanzler von Papen spricht sich in einem Interview für Schaffung eines Oberhauses aus. Reichskommissar Bracht droht mit scharfen Eingriffen in die Volksrechte.

Dienstag, 2. August: Tagung des Reichsrates unter Minister Gayl. Die Länder erheben erneut gegen das Vorgehen in Preußen Einspruch. Schwerer Straßenterror in Königsberg. Der frühere Bundeskanzler Prälat Seipel in Wien gestorben.

Mittwoch, 3. August: Hitler lehnt in einem Interview den Lausanner Vertrag ab und gibt seine wirtschaftlich-politische Unabhängigkeit freimütig zu. — Krawalle im ganzen Reich. Untersuchungen in Hofgeismar führen zu Entdeckungen über nationalsozialistische Kampfvorbereitungen.

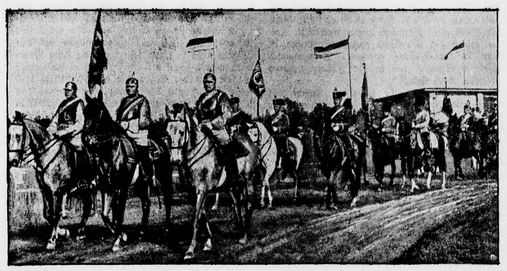
Vor dem neuen Stratosphärenflug

Die neue Gondel für den bevorstehenden zweiten Stratosphärenflug des Professors Piccard ist in Brüssel fertiggestellt worden. Unter Aufsicht des Gelehrten (X) wurde sie jetzt nach Zürich verladen, von wo aus der Aufstieg erfolgen soll.

Professor Piccard mit seiner Familie und seinen Begleitern Cosyns (links außen) und Kipfer (rechts außen) vor seiner Reise nach Zürich Begleiten wird ihn diesmal Ing. Cosyns. Sein Begleiter auf dem ersten Fluge war bekanntlich Kipfer.

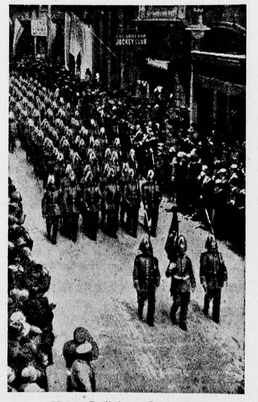
Zu den Attentaten in Königsberg

Der frühere Regierungspräsident von Königsberg, Bahrfeldt (D. Vp.), der bei einem Anschlag durch zwei Schüsse in den Arm und in die Hand verletzt wurde.



Internationales Reiturnier in Köln

Die Standartenabordnungen der ehemaligen rheinischen Regimenter in der großen Schaunummer „Denkmal der deutschen Kavallerie".



Krieg Bolivien—Paraguay

Der Krieg zwischen den südamerikanischen Staaten Bolivien und Paraguay um das strittige Gran Chaco-Gebiet ist jetzt offen ausgebrochen. Die Regierung von Paraguay hat zehn Jahrgänge zu den Waffen gerufen. Die Gegenmaßnahmen auf bolivianischer Seite werden nicht lange auf sich warten lassen. — Unser Bild zeigt Bolivianische Infanterie.

Ja, lustig ist die Jägerei...

Blattzeit

Der Wald liegt so still in der Hundstagshitze, als atmete er nicht. Ich gehe, die Büchse locker über die Schulter gehängt, auf der weißen staubigen Straße dem Feldrande zu. Eine Eidechse züngelt vor mir her; am Wege ruhen ein paar Schnitter von der Morgenarbeit aus. Odischon sie im Schatten liegen, haben sie ihre breiten Strohhüte übers Gesicht gelegt. Einer blinzelt nach mir und grüßt mich nur träge, während er sonst eifrig nach dem starken Rehbock fragte, von dem er selber mir vor ein paar Tagen berichtet hatte, daß er jetzt draußen im hohen Korn sein Schmalreh treibe.

Ich liege an einem Graben, der sich mitten durch das goldgelbe Getreidefeld zieht. Den Wald habe ich zurücklassen. Wenn ich mich aufrichten würde, sähe ich über den Ackern, die nicht der leiseste Wind bewegt, einen schmalen dunkelgrünen Streifen, und hinter mir könnte ich gerade noch die oberste Spitze des Kirchturms erspähen, von dem es eben Mittag geschlagen hat. Aber ich will mich nicht aufrichten, es liegt sich so gut so fernab auf dem schmalen grünen Grabenrand zwischen den Aehren, die höher als die höchsten Bäume über mich emporwachsen. Unter den blaßgoldenen Halmen ist der Mohn von einem unheimlich leuchtenden Rot. Wenn man ihn lange ansieht, kann man sich einen phantastischen Urwald erträumen, wie er über einen hinwächst und wie man selber nur ein verwesender Baumstamm ist, auf die Erde hingestreckt, die ihre zahllosen Geschöpfe ausschickt, ihn wieder in ihren Schoß zurückzuziehen. Lieber meine Beine kriechen ein paar funkelnde Käfer, Fliegen umschwirren mich — wie sie mich nur hier gefunden haben? —, ein Zitronenfalter läßt sich wie ein Fetzen bunter Seide über mich hintreiben, und wenn ich das Ohr auf die Erde presse, höre ich ein gleichmäßiges, dumpfes Pochen, als stiebeten drunten heiße Ströme, um gleich mit glühender Gewalt hervorzubrechen. Und jetzt vernehme ich ihn, der schon längst da war: den Gesang der Grillen. Aber er unterbricht nicht die Stille — er ist die hörbar gewordene Stille selber. Ich weiß nicht mehr, wenn ich so selig allein war wie jetzt, eingekullt von den Grillen, angeschaut vom riesen blauen Sommerhimmel, von einem unbewegten riesen Auge. Zeit gibt es keine Zeit mehr, die Uhr von der Dorfkirche wird nicht mehr schlagen. Ein unsichtbarer Finger hat das Uhrwerk der Welt abgestellt, sie will ewig in dieser leuchtenden Mittagsstille, in dieser brütenden lautlosen Fruchtbarkeit verharren.

Da rauscht es im Korn, nicht weit fort, und das unsagbare „Plüh — Plüh" des vom Bock getriebenen Rehs reißt mich hoch. Ich gehe ins Knie, die Büchse schußfertig in der Hand, doch die verliebte Jagd entfernt sich, verhallt. Es ist wieder still, aber nicht wie zuvor; das gleichmäßige Pochen dröhnt mir wieder im Ohr, doch es muß mein eigenes Blut sein, das ich höre. Ich höre es ganz deutlich und hin auf eine seltsame Art erregt. Es ist wie Fieber, aber es kommt nicht allein von der Jagd, es ist etwas anderes dabei, eine Unruhe, die sich nicht beherrschen will, die etwas tun möchte, irgend etwas, vielleicht schreien, ich weiß es nicht. Es ist eine überstarke Wachheit, die mich anspannt; ich wittere viele Meter weit eine Maus durch das Getreide rascheln hören. Aber es bleibt still, die Grillen geigen weiter.

Aus meiner Tasche hole ich die alte Blatte und stehe sie an den Mund. Einen Augenblick stocke ich aus Scheu vor der Stille ringsum, dann setze ich leise, so wie ein Schmalreh verlockt nach dem Bock ruft. Ein paar kleine schickterne Töne auf die sich nicht und breit nichts regt. Jetzt gehe ich zu dem lauten Angstruf „Plüh — Plüh" über. Es ist wie eine Entspannung, da ich mit aufgeblasenen Backen und rotem Kopf in die Blatte stoße: „Plüh — Plüh". Da höre ich den Bock schon heranrauschen, wütend förmlich vor Eifersucht, weil ein anderer in seinem Bereich die Ricke treibt. Ich habe den Gewehr an der Backe; jetzt ist alles nur ein Augenblick: der Bock prellt vor, verhofft mit einem Ruck am Grabenrand, keine 20 Gänge weit, und äugt. Ich sehe sein leuchtendes Gehörn in der Sonne und schieße in der gleichen Sekunde. Mit ein paar rasenden Fluchten verschwindet er drüben im Korn. Ich atme auf, denn ich bin sicher, daß ich ihn bald finden werde.

Jetzt habe ich Lust, eine Zigarette zu rauchen und vor mich hin zu pfeifen. Ich strecke mich wieder ins Gras, und während ich den Rauch durch die Nase ziehe, stelle ich mir vor, wie Pan durchs mittagsflimmernde Korn kommt und sich zu mir an den Grabenrand setzt. Noch nie habe ich ihn gesehen, woher kenne ich ihn nur so lange? Er bläst auf dem Schilfrohr eine kleine monotone Melodie, die sich immer wiederholt, und ich wippe wunderbar mit den Füßen dazu.

Wie ich die Augen öffne, ist der Himmel verdunkelt, es herrscht eine bleierne Schwüle. Ich muß den Heraufzug der schwarzen Gewitterwolken verschlafen haben, die wie urweltliche Tiere am Horizont lauern. Rasch also auf zum Anschuß, wo ich Schweiß und Schnitthaar sehe, und der Bahn nach, die der Verendende durchs Korn gezogen hat. Dann stehe ich vor meinem Bock, einen Augenblick nur, um nach dem Jagdmesser zu greifen und ihn aufzubrechen. Der Schweiß läuft mir von der Stirn, während der schnellen Arbeit. Nur ein paar Blicke sind dem auslagenden Gehörn mit der üppigen Perlung geschenkt.

Da ich, den Bock auf dem Rücken, durchs Korn schreite, beginnt es einem See gleich zu wogen. Wellen von goldgelben Aehren treibt der aufbrachende Wind vor sich her. Die Schwalben blitzen tief übers Feld und begleiten mit ängstlichen Zwitschern meinen Weg zum Wald.

Nun ist er wieder um mich, aber verwandelt seit der Mittagszeit. Der Sturm schüttelt ihn, daß die Aeste knarrend aneinander schlagen, er rauscht vor Lust und Hunger nach dem nahen Regen. Die ersten dicken Tropfen fallen mir auf Kopf und Schulter. Jetzt gilt es mir gleich: nach diesem Mittag ist es köstlich, vom kühlen Regen gebadet zu werden.

Auf roter Fährte

B. J. Hackel

Ein Morgen mit Büroarbeit wie tagaus, tagein zwischen Betriebsplan und Ertragstafeln, während die Augustsonne nach erfrischendem Regen draußen lacht, ist eine Sache für sich. Aber es muß sein. Nur hin und wieder, wenn man durch die Fensterscheiben über die alten Kastanien hinweg auf bewaldete Bergzüge sieht, in denen die Blößen von rotem Fingerhut leuchten, wenn man dem Flugspiel des Bussards im fernen Blau des Himmels einen Augenblick zuschaut, möchte man den ganzen Kram in die Ecke werfen, um mit Büchse und Hund draußen zu verschwinden. Aber es geht nicht.

Die Feder läuft weiter über Papier und macht Zahlen.

Hirschmann, der Schweißhund, räkelt sein rotes Fell gelangweilt in der Sonne und schaut, am Tisch liegend, hin und wieder fragend auf. Das Telefon schrillt, gleichgültig hebt man ab und meldet sich in geschäftlichem Tone. Aber das hatte man nicht erwartet, das Gesicht erhellt sich, freudig: „Hirsch krank geschossen. Nachbarrevier. Distrikt 83."

Der Stuhl fliegt zurück, Hirschmann springt auf und draußen ist man schon. Die Büchse und der lange Riemen fliegen auf die Schulter, der alte Filz wird auf den Kopf gesetzt, das Rad herausgeholt, und fort ist man in den herrlichen Augusttag.

Im Büro liegen Betriebsplan und Ertragstafeln . . . Morgen ist auch ein Tag, dann geht es um so besser.

Bei Distrikt 83 wartet man schon. Der Förster sitzt auf seinem Jagdrad und stößt den Dampf seines Kamaltero von sich, und der Schütze steht mit säuerlichem, erwartungsvollem Gesicht bei ihm.

Der Schweißfriemen wird abgedockt, und der Hund sucht im grünen Stangenort vorhin. Hier soll der Anschuß sein. Dem Zeichnen nach soll Schuß tief sitzen, vielleicht Lauf. Das kann ja eine nette Hatz werden.

Der Hund bäht an und hat die Nase tief in den Gescheen. Der Riemen wird gekürzt: „Zeig her, mein Hund!" Ruhig versucht Schütz, sich da, ein Knochensplitter. Also tatsächlich Laufschuß. Nun aber voran, vielleicht steht der Hirsch schon unten am Bach. Bergauf ist er sicher nicht. Der Hund zieht hinunter, immer weiter zu Tal. Der Hirsch hat den Bach angenommen und ist dann in die Dickung gezogen. Immer noch liegt der Schweiß rot in der Fährte. „Such verwundt, mein Hund!"

In der Dickung gibt es einen Kampf mit Aesten und Zweigen, und dabei muß man die Augen immer am Boden beim Hund haben, damit man weiß, ob es die rechte Fährte ist. Das Wild ist hier viel gezogen, Fährte steht an Fährte, und es wird dem Hund nicht leicht werden, zwischen all den vielen die richtige zu halten. Noch hat er sie, der Schweiß wird zwar immer weniger, das Taschentuch wird zu Hilfe genommen und in die Fährte getupft, rot leuchtet es darin.

Wir sind durch die Dickung durch. Nanu, kein Wundbett, keinen Augenblick hat der Hirsch gestanden. Ich halte auf dem Gespann an. Der Schütze kommt, und auf die Frage muß er gestehen, daß er dem Hirsch nachgekrochen ist, weil er seines Schusses so sicher war. O weh, das darf man nicht machen, dann wird der Hirsch noch weit sein, ehe es zur Nothe kommt, daß wir ihn stellen können.

Von neuem geht es von Dickung zu Dickung. Die Hände, die den Riemen festhalten müssen, weil der Hund in der Fährte unentwegt voran stürmt, sind von Dornen und Aesten aufgerissen; die Augen schmerzen von den Zweigen, die hereinschlugen. Mühelos gibt der Wald den Hirsch nicht her. Die Windjacke ist schwarz von Harz, das Hemd klebt vor Erhitzung am Rücken, schadet nichts, der Hirsch muß zur Strecke.

Am Bach hat der Hirsch einen Widergang gemacht, der kritische Augenblick kommt. Ob der Hund die Fährte weiter halten kann? Ruhig sucht er im Umkreis am langen Riemen, jedes Blättchen, jedes Aestchen mit der Nase wendend. Dann zieht er die Fährte zurück, biegt ab und liegt von neuem lang und stramm im Riemen. Ob es die richtige Fährte ist? Dem Benehmen des Hundes nach gewiß. Wo ist aber der Beweis, ich finde keinen Schweiß mehr.

In der nächsten Dickung höre ich kurzes Verbeißen, der Hund ist nicht mehr zu halten. Blitzschnell jagen die Gedanken durchs Gehirn. Soll man den Hund schnallen, wenn es mal ein gesundes Stück ist, das dort los stürmt, dann war die ganze Arbeit umsonst und der Hund für Stunden fort. Aber da ist ja Schweiß. Hier hat der Hund gestanden. Alles geht viel kaltcher, als es zu erzählen ist. Hirschmann wird die Haltung vom Kopf genommen, und lautlos stürmt er davon.

Die Hatz ist im Gange. Der lange Riemen wird um den linken Arm geschlungen, die Büchse von der Schulter genommen, und fort geht es dem Laut des hetzenden Hundes nach. Wo mag der Hirsch sich stellen, unten im Knick oder in dem Stangenholz am Steinbruch? Noch immer Hetzlaut, aber jetzt endlich Standlaut. Ich laufe dem Schall nach. Der Wind wird geprüft, der ist nicht gut. Da steht ja der Hirsch vorm Hunde, bricht durch, ehe ein Schuß anzubringen ist. Er hat Wind bekommen. Und wieder geht die Hatz von neuem los.

Der Hund bleibt am Hirsch, er läßt ihn nicht. und wenn er noch so müde ist, und wenn es noch so heiß ist. Hetzlaut und Standlaut wechseln ab. Und dann wieder eine ganze Weile unentwegt Standlaut. Nun aber vorsichtig herangepirscht. Wo mag es sein, in der Dickung stellt der Hirsch sich doch nicht gern. Um die Ecke an einem Windbruch kommend, höre ich den Laut des Hundes näher. Vorsichtig werden die Lücken abgesucht, und dann kommt das Bild, das der Jäger nie vergißt: Der gestellte Hirsch vorm verbellenden Hund.

Der Atem wird einen Augenblick angehalten, die Büchse an einer Fichte angestrichen, und im Knall des Schusses sinkt der Hirsch zusammen.

Dann sitzt man beim Hirsch, während die Abzugsflamme sich längst zur Neige rüstet, und erzählt alles noch einmal. Greift an die langen Enden des Zehners, umfaßt die Rosen und bricht ihn schließlich auf.

Der Hund wird mit der Milz genessen gemacht. Hatt heute eine brave Arbeit geliefert, Hirschmann.

Sinnesschärfe unserer Wildarten

Von Wilhelm Hochgrebe

Bei der Beurteilung der Sinnesschärfe der Wildarten ist zu beachten, daß viele von ihnen neben einem oder zwei hervorragend scharfen Sinnen einen oder mehrere bisweilen geradezu stumpfe Sinne aufweisen. Haben doch bekanntlich alle Vögel einen vorzüglich scharfen Gesichtssinn, daneben meist einen sehr guten Gehörsinn, keiner aber einen feinen Geruchsinn. Selbst unter den Wiederkäuern sind absolut keine „Nasentiere". Sie vermögen auch auf weniger Schritte und bei für sie günstigem Winde den Jäger auf dem Anstande nicht zu wittern. Dagegen äugen sie vorzüglich, und ihr Gehörsinn ist normal. Daß das Hörvermögen bei den Wegeln nicht so scharf sein kann wie beim Haarwild, verrät schon die Ohrform. Eine Ausnahme machen hier die Eulen, die als Nachttiere teilweise stärker als die Tagraubvögel neben dem scharfen Sehvermögen auf das Gehör angewiesen sind, und denen die Natur zum Teil Federbüschel über den Ohren schenkte, die in gestrüubtem Zustand wie die Lauscher des Rotwildes oder die Löffel des Hasen als Schallfänger wirken. Die Hauptwaffe und das sicherste Schutzmittel der Vögel und vornehmlich auch unseres Federwildes im Kampf ums Dasein ist fraglos ihr wunderbar scharfes Auge. Das Schvermögen der gefiederten Wildarten steht dem der Haarwildarten nicht nach, wenn es dies nicht gar übertrifft. Eine Wildente äugt aus Kirchturmhöhe eine Feldbohne auf der Stoppel, eine Krähe aus ähnlicher Höhe ein Stück Aas, auch wenn dieses längst bodenfarbig geworden ist. In hoher Luft rüttelnd, äugt der Turmfalk im Kraut die Maus. Staunenswert ist auch der Geruchsinn der Adler und noch mehr der Geier, die ja auf fünfen weniger auffälliger, weil „stiller" Beute (Fallwild, Aas) angewiesen sind und solche auf kilometerweite Entfernungen wahrnehmen. Unter unserm Flugwild haben wohl die Trappen, dann die Hühnervögel, Auer- und Birkwild besonders scharfsichtige Augen. Ueber einen scharfen Gesichtssinn verfügen auch unsere Haarwildarten mit Ausnahme des Schwarzwildes, das beinahe schlecht äugt. Dafür aber hat es wohl das beste Gehör unter allen Wildarten. Lauschend wenden auch vorzüglich, wie der Geruchssinn bei allen unseren Haarwildarten aufs feinste entwickelt ist und damit ihre Hauptwaffe im Kampf ums Dasein bedeutet. Beim Rotwild wie beim Damwild sind wohl alle drei Hauptsinne gleichmäßig gut ausgebildet, beim Rehwild nur graduell geringer gegenüber dem Hochwild. Windet Rehwild beispielsweise den Menschen bei für dieses günstigem Winde auf 300—500 Meter, so bläht ein Stück Rotwild unter Umständen schon auf 700 Meter Windfang, wenn Menschenwitterung ihm zuseht. Sehr gut ist die Nase und vorzüglich das Gehör des Fuchses. Daß der Hase ein guter „Vorseher" ist, deuten schon seine langen und breiten Löffel an, die aufgerichtet den Rand der Saate überragen und jeden Schall auffangen, so gut wie die Lauscher und Gehöre des Schalenwildes. Er äugt und windet normal. Bei den Mardern sind wohl alle Sinne, vornehmlich aber Nase und Ohr, sein entwickelt. Die Nase der Rahen ist nicht so scharf wie ihr Gehör und ihr Aufmerksamkeit gepaart und das bei hegrenztem Raum über die Hauptsinne unseren Wildarten zu sagen. Oft das Gegenteil behagende Erlebnisse sind individuell zu bewerten und meist bedingt durch besondere Umstände und Zufälligkeiten; sie dürfen uns bei der allgemeinen Bewertung nicht beeinflussen.

Aus fernen Zonen

Dipl.-Ing. Lajos Steiner

Unter den Bohrtürmen von Kalifornien

Der als Fachschriftsteller, namentlich auf dem Gebiete der Erdölindustrie rühmlich bekannte Ingenieur schildert seine Eindrücke, die er auf einer Studienreise in Zentral- und Nordamerka empfangen hat, in seinem Werk „Unter Palmen, Bohrtürmen, Wokenkratzern . . ." (Strecker und Schröder, Stuttgart, Leinen 8 RM.) Es ist eine angenehme Mischung leicht faßlicher, sachlicher Darstellungen spannender Erlebnisse und treffender Beobachtungen. Die daraus gezogenen Folgerungen sind besonders aktuell.

Bald sind die Höhe liegt erreicht, die sich in einer langen Kette am Ufer des Stillen Ozeans erheben; wir fahren über eine Eisenbahnüberführung, dann an einem stillen Friedhof vorbei, über dessen Grabsteine und grüne Palmendächer hinweg ein Wald von schwarzen Bohrtürmen emporragt. Die Straße steigt an, und wir befinden uns inmitten dieser Wahrzeichen der hochentwickelten Erdölindustrie, die einen der Grundpfeiler der Volkswirtschaft von Kalifornien bildet.

Bohrungen von über 3000 Meter Tiefe gehören nicht zu den Seltenheiten. Sind die oberen erdölführenden Schichten erschöpft, sucht man tiefere auf und erschließt die in ihnen liegenden Schätze, um den Benzin- und Oeldurst der Millionen von Motoren zu stillen. Vom Erdöl bis zum Benzin und Schmieröl ist zwar ein weiter, an Gefahren und Hindernissen reicher Weg, der zunächst über hunderte Meilen lange Rohrleitungen, die sog. pipe lines, dann über die rußgeschwärzten Anlagen der Raffinerien führt. Doch der nie rastende, schaffende menschliche Geist überwindet alle Schwierigkeiten.

Was das bedeutet, ein lotrechtes Loch von über 3 Kilometer Länge durch Erdschichten herzustellen, die trotz der geologischen Forschung mehr oder weniger unbekannt sind, kann ein Laie gar nicht ermessen. Die Formationen wechseln an Härte, Mächtigkeit und Neigung miteinander ab und bieten dem sie durchdringenden Meißel oft einen scheinbar unüberwindlichen Widerstand. Gewaltige Kräfte sind erforderlich, um den Bohrer durch das harte Gestein zu treiben, das Gefüge der Felsen zu lockern. Oft muß er kurz hintereinander hochgezogen werden, um ihn zu schärfen oder seine blammstrahlen Schneiden zu erneuern. Dauernd wird der herausgespülte Bohrschlamm beobachtet, und zeigen sich darin die ersten Oelspuren, wird die Bohrung mit äußerster Vorsicht fortgesetzt. Vielfach haben plötzlich auftretende Gasausbrüche das ganze schwere Bohrgestänge, wie Pulvergase ein Geschoß, hoch in die Luft geschleudert und durch Explosionen und Brände Menschenleben und Material vernichtet. Es ist ein schwieriges und gefahrvolles Handwerk, das vom Bohrpersonal ausgeübt wird.

Im Anfang geht das Bohren verhältnismäßig schnell vor sich. Tägliche Bohrfortschritte von 200—300 Meter kommen häufig vor. Die Schwierigkeiten aber wachsen mit zunehmender Tiefe. Da ist die Einsturzgefahr zu beseitigen, angeschlagene Wasseradern sind abzudichten oder sonstige Arbeiten auszuführen, die sich besonders dadurch schwierig gestalten, weil ihr Ort dem Auge verborgen bleibt. Der Bohrmeister muß das feine Tastgefühl eines Blinden haben, um zum Ziele zu gelangen und im gegebenen Augenblick die richtigen Vorkehrungen zu treffen. Von seiner Geschicklichkeit hängt in erster Linie das Gelingen des Werkes ab. das bis zur Vollendung Hunderttausende verschlingt. Dabei besteht die Möglichkeit nie mit dem Erfolg gerechnet werden; mitunter werden die riesigen Geldbeträge unnütz vertan. Das Oelgeschäft ist ein sehr risikoreiches, und nur große, kapitalkräftige Gesellschaften können diese manchmal aus Abenteuerlichte grenzenden Aufgaben durchführen.

Immer tiefer und tiefer bohrt sich der Meißel durch die Schichten. Das Gestänge, an dem er hängt, gleitet durch den Bohrstich. Jahrelang klappern, Ketten rasseln, der Turm zittert, die Wellblechwände der Hütte schallen von dem maschinalischen Geräusch wider. Trübe und did fließt der mit dem Bohrmehl vermischte Schlamm aus dem Bohrloch in die Klärgrube, von wo gewaltige Pumpen die Flüssigkeit wieder ansaugen und durch das Bohrgestänge bis unter den Meißel drücken. Die Motoren summen im hohen Ton, der schon von fern hörbar ist und ihre Arbeit verrät. Da plötzlich ein Ruck, der Ton geht über eine chromatische Tonleiter in ein tiefes Brummen über; ein starkes Zittern geht durch das Bohrgestänge und pflanzt sich auf den Bohrstich und auf die Fundamente fort: der Meißel ist auf einen Widerstand gestoßen, der seine Bewegung nach unten hemmt. Es droht die Gefahr, daß das Gestänge durch die Kraft des Motors und die lebendige Energie der Maße abgewürgt wird. Schnell wird der Motor stillgesetzt und die Trommel, die das Nachlaßseil für den Bohrer aufnimmt, abgebremst. Nach einer kurzen Unterbrechung wird die Arbeit vorsichtig, gleichsam tastend fortgesetzt, bis das Gestänge verlängert oder der Bohrer hochgezogen werden muß. Dauernd ist die Aufmerksamkeit gespannt und das Werk gerichtet, man hat keine Zeit, an etwas anderes zu denken.

Die Arbeit des Bohrmeisters ist oft leondet, wenn die letzte taube Schicht, die über dem Erdöl lagert, durchgeschlagen wurde, und die hochverdichteten Gase die Flüssigkeit durch das Loch in die Höhe schleudern. Sie wird an der Rohrmündung durch ein System von dickwandigen Leitungen und Ventilen abgefangen und in Separatoren geleitet. Hier trennt sich das Oel vom Gas, und beide durchlaufen den ihnen vorgeschriebenen Weg vom Bohrloch bis zu den Sammelbehältern. Die gasförmigen und flüssigen Stoffe werden auf dieser Wanderung durch Gebläse und Pumpen angetrieben, damit sie nicht zu träge werden und in ihrer Bewegung erlahmen.

Reicht der in der Schicht herrschende Gasdruck nicht aus, die Flüssigkeit zu heben, so werden die oben ausströmenden Gase künstlich auf einen hohen Druck gebracht, in das an seiner Mündung dicht abgeschlossene Bohrloch geleitet und gezwungen, die Hubarbeit zu verrichten. Das Gelingen dieses Verfahrens ist an gewisse Voraussetzungen geknüpft, die nicht immer erfüllt sind. Dann muß man zu anderen Mitteln greifen, die gelegnet sind, das Oel zutage zu fördern. Man bedient sich dabei der Tiefpumpen, deren Kolben durch das am Ende eines Schwengels hängende Gestänge auf und ab bewegt wird. In Kalifornien ist dieses Verfahren sehr verbreitet und gibt den Feldern ihr eigentliches Aussehen. Tag und Nacht sind diese Pumpen im Betrieb. Klechzend hebt und senkt sich der auf einem festen Stützpunkt gelagerte, hölzerne oder eiserne Balken, und das Oel fließt ununterbrochen aus dem Brunnen.

Viele der auf den Oelfeldern verwendeten Maschinen haben bereits elektrischen Antrieb. Die Dampfmaschinen werden immer mehr durch Elektromotoren verdrängt. Die elektrische Energie wird durch kreuz und quer über die Felder gespannte kupferne Drähte verteilt. Die über Hügel und Täler laufenden Rohrleitungen dienen nur noch der Fortschaffung des Oeles und des Gases. Die Wasser- und Dampfrohre verschwinden in dem Maße, wie sich die Elektrizität ausbreitet.

Der Strom wird in großen Wasserkraftanlagen erzeugt, die zu diesem Zwecke das Gefälle der dem Meere zuströmenden Flüsse ausnützen, doch auch Wärmekraftwerke fehlen nicht. Das enzmalschige Naß der an hohen Türmen und Gittermasten verlegten Hochspannungsleitungen ist charakteristisch für das Land. „Do it electrically!" ist ein in Kalifornien oft gehörtes Schlagwort.

Ich steige über eine Leiter auf einen der hohen Bohrtürme und schaue auf die Stätte der Arbeit und des Reichtums unter meinen Füßen herab. Fast unübersehbar ist der Wald der Bohrtürme, durch den riesigen, mit metallischem Aluminium angestrichenen Tanks für die Lagerung des Rohöls im Scheine der warmen südländischen Sonne glühern. Ihre Kuppeln senden Lichtstrahlen nach allen Richtungen, als ob sie von innen beleuchtet wären. In der Ferne rauscht der Ozean und singt sein ewiges Lied. Gegen seine Gewaltigkeit erscheint das ganze Erdöfeld und alles das, was die Menschen darauf geschaffen haben, als klein und nichtig. In einigen Jahrzehnten wird das Land ein ganz anderes Antlitz haben. Die Bohrtürme, die Tanks werden verschwunden sein, und wer kann sagen, was an ihre Stelle treten wird. Alles Menschenwerk ist vergänglich, bleibend ist nur die Natur, und der Ozean wird weiter brausen und brüllen oder die festigen Ufer liebkosend umspülen, wie vor ewigen Zeiten bei der Erschaffung der Erde.

Francis Burnett-Cursett

Unter Großaffen und Leoparden

Abenteuer in der Kalahari

Vor einigen Tagen erhielten wir den Auftrag, zwei Paare junge Gorillas festzunehmen und sie auf Schiffsfrai in Port Elizabeth abzuliefern. — Der Auftrag hört sich einfach an, aber bloß um zum Ziele zu gelangen geht ein kleiner Umweg durch die unbekannten Wälder des Congo. Einen zusammenklappbaren Käfig mit automatischen Türen hatte ich dazu gebaut, womit wir zunächst einmal auf Affen proben wollten

Nach einigem Suchen fanden wir einen idealen Platz, wo wir unsere Zelte aufschlugen. Es war am Fuße der Felsen einer hübschen Anhöhe, hinter den Felsen erstreckte sich die endlose Fläche der Sandwüste bis über den Horizont hinaus.

Sicher verborgen in unserem Versteck verbrachten wir einen Nachmittag mit der Beobachtung von „Herrn und Frau Affe zu Hause", und durch unsere starken Ferngläser verfolgten wir ihr natürliches und glückliches Leben.

Die Kinder jagten sie sich im Spiel über die unfreundlichen Felsen und die nahen Dünen. Mit nonchalanter Eleganz bummelten einige mit abfurdem Wiegen des Körpers und der Glieder umher. Andere saßen und blinzelten in die heiße Sonne, während sie sich an den verschiedensten Körperteilen kratzten. Wieder andere sprangen und rannten in alle Richtungen, stolen übereinander her, um sich zu kneifen und zogen sich gegenseitig am Schwanz.

*

Während sich dies lebhafte Treiben abspielte, saß ein alter Affe auf einem erhöhten Punkt, inmitten der Felsen und wachte pflichtgetreu über das Wöhlen. Seine wachsamen Augen flogen hin und her durch das umgebende Land, und plötzlich, während er irgendeinen alarmierenden Laut ausstieß, streckte er den Kopf vor und blickte starr auf einen verdächtigen Punkt im Felsenhalt. Nach sekundenlangem Starren bellte er dreimal kurz und heftig.

Das Resultat war, daß die Affen von allen Seiten zusammenschossen. Sie flohen von den Bäumen, jagten aus den Felsen und den Spalten hervor und rannten wie die Wahnsinnigen die Schlucht hinab, schreiend und knurrend von Furien gejagt.

*

Weit im Westen, wo Himmel und Sand zusammenfließen, verschwanden die letzten goldenen Strahlen der untergehenden Sonne, und langsam hüllte Dunkelheit die Wüste ein. Die Affen schliefen jetzt fest; die Jungen umarmten die Körper ihrer Mütter, die Männchen schliefen in einem Ring um die Weibchen, und die Posten, nun verstärkt, wachten aufmerksam von ihren erhöhten Punkten.

Mittlerweile hatten wir genug von den Gewohnheiten der Affen gesehen, um nun mit unserm Fang beginnen zu können. Wir wollten am nächsten Tage damit anfangen. Da wir nun auch wußten, daß Leoparden in der Nähe waren, bewegten wir uns sehr vorsichtig.

Unsere Falle war in der Art eines Boaklätkäfig gebaut. Sie war zerlegbar, um den Transport zu erleichtern. Oben und an beiden Enden befanden sich automatische Klappen, die sich schlossen, wenn das Tier in die Falle ging. Auf die Klappen wirken Federn, die ihrerseits durch die Last des Tieres in Bewegung gesetzt wurden, wenn es im Käfig war. Das Ganze war von starker Konstruktion, das Material Stahl und die Stangen 5—8 Zoll dic.

*

Am nächsten Tag starteten wir, und um Mittag hatten wir die Freude, einen großen männlichen Affen gefangen zu haben. Der Affe war kaum gefangen, als auch schon ein Haufen Wahnsinniger den Käfig umzog. — Wir blieben natürlich versteckt in unserm Zufluchtsort.

Einer aus dem Haufen, unzweifelhaft die Gattin des gefangenen Tieres, versuchte ihn aus dem Käfig zu ziehen. Sie steckte ihre Hände durch die Stangen des Käfigs, ergriff das Männchen beim Kopf und versuchte ihn durch die Stangen zu ziehen, bis das Männchen so fest eingeklemmt war, daß er sich weder vorwärts noch rückwärts bewegen konnte. Ein toller Kampf erfolgte. Das Männchen versuchte, sich selbst zu befreien, während das Weibchen fortfuhr, nach außen zu ziehen. Der wahnsinnige Haufen von Affen lief fortwährend herum, die ganze Zeit wild gestikulierend und rufend. Das Weibchen zog und zog, und das Männchen gab alle Versuche auf, sich zu befreien, bis der sog. „Befreier" so energisch zog, daß er dem Männchen das Genick brach, und ihn auf der Stelle tötete In diesem Augenblick stieß der wachhabende Affe seinen Warnungsruf aus, und der ganze Trupp floh in die Verstecke der Schlucht.

*

Mit den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne kehrten wir zu unserer Beobachtung zurück. Da lag das Weibchen — tot neben dem Körper ihres Gatten. Man konnte sich den Grund ihres Todes nicht erklären — vielleicht war es die Trauer oder das gebrochene Herz.

Mein Kamerad sagte, er wolle die beiden Körper beraeben, aber da ich einen Malariaanfall herannahen spürte, nahm ich an dieser Verrichtung nicht teil. Einer der boys begleitete meinen Freund zu dem Platz unter einem Baum, der etwa 100 Meter von unserm Camp entfernt war.

Mein Partner war nur mit einem Revolver, Kaliber 4,6 bewaffnet. Während ich auf seine Rückkehr wartete, lag ich auf meiner Bettdecke und vertrieb mir die Zeit mit Duden meines Volkes, das ich mir gemacht hatte. Statt eines flachen Kopfes hatte es eine etwa 3 Zoll lange, scharfe Spitze. Während ich damit beschäftigt war, hörte ich das schwache Echo eines Revolverschusses. Ich sprang auf und ging aus dem Zelt. Im selben Augenblick hörte ich rufen und sah den Eingeborenen, der meinen Freund begleitet hatte, auf unser Camp zurennen. Ich lief ihm entgegen. Kaum in Hörweite rief er in gebrochenem Englisch: „O Baas, ein Tiger tötet den anderen Baas."

*

Ich sagte zu dem Platz, wo mein Freund war und fand ihn dort im Kampf mit einem Leoparden. Mit der rechten Hand hielt er die Kehle an der Kehle, während die Linke das Gesicht schützte. Sein Revolver, der ihm scheinbar aus der Hand geschlagen worden war, lag ein paar Fuß davon entfernt. Ich konnte sehen, daß die Kräfte meines Kameraden langsam nachließen, denn das Ungeheuer riß seinen rechten Arm in Fetzen. Offenbar war er von dem Leoparden überrascht worden und hatte mit dem Revolver auf ihn geschossen, ihn dabei nur leicht verwundend. Das Tier hatte ihn angefprungen und ihm den Revolver dabei aus der Hand geschlagen.

Ich sprang vor, und mit einem starken Stoß trieb ich dem Tier die Spitze meines Beiles in den Schädel bis ins Hirn und tötete es augenblicklich. Ich befreite meinen Freund, der sehr viel Schrammen und Blutverlust in Ohnmacht fiel. Mit Hilfe des boys trug ich ihn sofort zum Camp, wo ich den verwundeten Arm auswusch und verband.

Da ich fürchtete, daß eine Ader zerrissen war, band ich den Arm ab. Dann schrieb ich eine kurze Mitteilung an die nächste Polizeistation, erzählte, was geschehen war und bat sie, die nächste medizinische Hilfe herbeizuholen, während ich den verwundeten Mann zu ihrem Camp transportieren wollte, der etwa 70 Meilen entfernt war. Die Mitteilung ließ ich durch den stinkften boy unserer Mannschaft befördern, den ich mit dem Versprechen eines guten Lohnes ansporrte. Eiligst bauten wir eine Bahre, und der Verwundete, der nun in hohem Fieber und Delirium lag, wurde auf die Bahre gelegt und mit sechs boys, die ihn trugen, brachen wir auf.

Am nächsten Nachmittag erreichten wir die Polizeistation, wo der Mediziner (ein Missionar) gerade angekommen war. Er konnte die eben entstehende Blutvergiftung hemmen, und mein Freund wurde zum nächsten Krankenhaus gebracht, wo er drei Monate bleiben mußte — sein Arm war für immer gelähmt.

Und aus unserem Gorillafang wurde nun nichts . . . .

Die Indianer-Romantik stirbt aus

Amerika ist durchaus nicht das Land, in dem die Blume der Romantik ihre blauen Blüten treibt, und so ist es denn auch erklärlich und gewiß auch ganz in der Ordnung, daß aus den Enkeln Winnetous, den Nachkommen des „Falkenauges", der „Großen Schlange", des „Silbernen Löwen" selbstzufte Farmer wurden, die in ihrer Lebensführung und der Bearbeitung ihres Ackers sich keineswegs von ihren weißen Nachbarn unterscheiden. Abgesehen davon, daß die indianische Urbevölkerung Nord-, Mittel- und Südamerikas zum allergrößten Teile durch die weißen Eroberer ausgerottet worden ist — denn die Widerstandskraft dieses Jäger- und Nomadenvolks, das über ein außerordentlich weites Gebiet verstreut lebte, war verhältnismäßig gering — so haben die wenigen übrig gebliebenen der ursprünglich so zahlreichen Indianerstämme die Sitten und Gebräuche ihrer alten Steinzeitkultur der ihnen angetragenen Zivilisation geopfert.

Die „Rothäute", wie wir sie aus Coopers Lederstrumpferzählungen kennen und, wenn auch mit einem kleinen Gruseln, bewundern gelernt haben, waren tapfere Krieger, nicht ohne Grausamkeit gegen ihre Feinde, stellten aber auch die höchsten Anforderungen an sich selbst. Die Knaben, die in die Reihen der Krieger aufgenommen werden sollten, hatten die härtesten Prüfungen zu bestehen, und auch den heranwachsenden Mädchen wurde der „Eintritt ins Leben" nicht eben leicht gemacht.

Die Indianer waren in die Natur der erlegten Tiere gekleidet, die sie wohl zuzubereiten und schmeidig zu machen verstanden, und die sie auch mit einem gewissen Geschmack und Stilgefühl zu verzieren und herzurichten wußten. Sie schmückten sich überhaupt gern, bemalten die Körper, trugen reichen Federkopfschmuck und bedingen sich mit Perlenketten, die aus Muschelschalen hergestellt waren. Sie pflegten auf die Büffeljagd oder bestanden sich auf dem Kriegspfad gegen feindlich gesinnte Stämme und später gegen die weißen Eroberer, die Bleichgesichter. Ihre Waffen waren Pfeil und Bogen und der „Tomahawk", ein Wurfbeil, das anfänglich aus Stein oder Horn hergestellt wurde. Erst die Bekanntschaft mit den Europäern vermittelte ihnen die Kenntnis des Eisens, das sie nun m

Vierbeinige Kriminalisten

Der Hund im Dienste der Polizei

In dem Maße, als das Verbrechertum seine Methoden immer mehr verfeinerte, hat sich auch die Polizei genötigt gesehen, zur wirksamen Abwehr immer neue Wege zu beschreiten, immer neue Hilfsmittel in ihren Dienst zu stellen, die es ihr gestatten, dem Verbrecher das Handwerk zu legen. Zu den wichtigsten Helfern, die sich die Polizei zu dieser schweren und verantwortungsvollen Arbeit herangezogen hat, gehört der Hund, dieser älteste und treueste Diener des Menschen. Man wird allerdings überrascht sein, wenn man erfährt, daß es nicht viel mehr als dreißig Jahre her sind, seit es Polizeihunde gibt. Dies ist nicht etwa darauf zurückzuführen, daß man nicht auf den Gedanken gekommen wäre, den Hund auch zu dieser Aufgabe heranzuziehen. Man wußte einfach nicht, wie man aus einem Hund einen Polizeihund machen sollte. Man hatte jahrhundertelange Erfahrungen in der Ausbildung von Jagdhunden, man hatte auch das Vorbild der Bernhardiner-Mönche, deren Hunde mit ihrem Spürsinn in der Auffindung von Verschütteten und Verunglückten Weltruhm erlangt hatten. Aber dies alles konnte noch nicht den Anforderungen genügen, die an einen Polizeihund zu stellen sind. Die Schwierigkeit liegt darin, daß sich der Hund genau so wenig zu einer schwierigen und mühsamen Arbeit drängt, wie der Mensch, und es gleich diesem versteht, sich durch scheinbare Geschäftigkeit davor zu drücken. Viele Jäger, die mit Jagdhunden arbeiten, werden davon zu erzählen wissen.

Der erste Fall, daß in Deutschland ein Hund zur Aufklärung eines Verbrechens eingesetzt wurde, ereignete sich im Jahre 1904. Auf einem Domänen-Gut im Braunschwei-

Kampf mit dem vermeintlichen Einbrecher

gischen hatte man das Kind einer Gutsarbeiterin ermordet. Um diese Zeit beschäftigte sich der Braunschweiger Polizei-Inspektor Busenius mit der Abrichtung von Polizeihunden, und da alle Anhaltspunkte für die Auffindung des Täters fehlten, zog man ihn mit seinem Schäferhunde „Harras" zu Rate. Man ließ den Hund an dem Bett, in dem das Kind ermordet worden war, Witterung nehmen und dann alle Gutsarbeiter auf dem Hofe antreten. Suchend umkreiste der Hund die Arbeiter und sprang schließlich mit gesträubten Haaren auf einen von ihnen zu, den er ins Bein biß. Der Auftritt mit dem Hunde erschütterte den Arbeiter so sehr, daß er ein volles Geständnis ablegte. Nach auf dem Wege zum Schafott verfolgte ihn der Anblick des drohend knurrenden Hundes. Dieser Vorfall brach dem neuen Gedanken Bahn. Heute hat sich die Dressur von Polizeihunden zu einem wohldurchdachten System entwickelt, das den Hund in den Stand setzt, seine Aufgaben mit fast menschlicher Intelligenz zu erfüllen.

Diese Aufgaben gliedern sich in zwei große Teile: den Schutz des Beamten, dem der Hund beigegeben wird, und die Fährtensuche. Demnach unterscheidet man zwei grundsätzlich verschiedene Arten von Polizeihunden: den Schutz- und den Suchhund. Der Schutzhund findet nur zur Unterstützung des Beamten in den Außenbezirken der Städte und auf dem Lande Verwendung, besonders bei den nächtlichen Streifen der Polizei in Parks usw. Andererseits wittert der Hund jeden Angreifer, der dem Beamten gefährlich werden könnte. Er gibt dem Beamten Seiten- und Rückendeckung zugleich, und ein Beamter mit Hund ist gesicherter als ein Doppelposten. Bei der Aufklärung von Straftaten finden die Schutzhunde grundsätzlich keine Anwendung, dafür sind die Suchhunde da, die besonders zur Verfolgung von Spuren ausgebildet werden. Freilich ist ihre Verwendungsmöglichkeit in der Stadt und in dicht besiedelten Gebieten geringer als auf dem Lande, da dort durch den starken Verkehr die Spuren von vielen anderen gekreuzt werden, so daß sie auch der beste Hund nicht mehr verfolgen kann. Immerhin haben allein in Berlin im Laufe von vier Monaten zehn Hunde 2761 Personen gestellt, darunter 324 steckbrieflich oder polizeilich Gesuchte, ein Beweis, daß der Polizeihund eine ganz überragende Bedeutung gewonnen hat.

Die Suche erfolgt entweder an der Leine oder frei. Erstere ist die erfolgreichere und daher auch bevorzugtere. Sie eignet sich besonders da, wo die Spuren durch unübersichtliches Gelände verlaufen oder über Dächer und durch Dachluken in versteckt liegende Schlupfwinkel führen. Bei längeren Spuren und übersichtlichem Gelände kommt auch die Freisuche zu ihrem Recht. Natürlich ist das Verbrechertum auf verschiedene Tricks verfallen, um dem Suchhunde die Arbeit unmöglich zu machen. Man begießt die Spuren mit Petroleum oder anderen übenden Flüssigkeiten oder streut vergiftete Fleischbrocken aus, die dem Hunde beim Aufnehmen zum Verhängnis werden. Dennoch sind die Leistungen dieser vierbeinigen Kriminalisten über alles Lob erhaben. Es ist gleichgültig, ob das Diebesgut in den verborgensten Schlupfwinkeln, in Laubenkolonien, unter der Erde, in oder auf dem Wasser usw. versteckt gehalten wird. Einige ganz besonders kennzeichnende Fälle seien hier angeführt: Bei einem Kuhdiebstahl führte der angesetzte Suchhund zu einer Laubenkolonie, fand sich sicher in dem Labyrinth von Wegen zurecht, sprang plötzlich über einen Staketenzaun und stöberte die abgeschlachtete Kuh auf, die von den Dieben unter einem Reisighaufen versteckt worden war. Damit nicht zufrieden, verfolgte er die Spur weiter in die Kantine der Laubenkolonie, wo er auch die beiden Diebe verbellte, deren Kleider noch Blutspuren aufwiesen. In einem anderen Falle war das Diebesgut in einer unter dem Bett verborgen gehaltenen Tonne versteckt worden. Auch hier fand es der Polizeihund ebenso sicher wie die Diebe, die sich in der Nachbarschaft aufhielten. In anderen Fällen wurden von Polizeihunden gestohlene Oeltonnen gefunden, die, mit Steinen beschwert ins Wasser hinabgelassen worden waren, und Heringe, die im Bett verborgen gehalten wurden. In der Verfolgung des Diebes kennen diese braven Tiere kein Hindernis. Sie nehmen die schwersten Zäune, öffnen die Türen von Häusern und klettern selbst an Bäumen und Leitern empor.

Angriff auf den vermeintlichen Ganoven

Polizeihund im Sprung über einen 1,50 Meter hohen Staketenzaun

Die Ausbildung eines Polizeihundes nimmt wenigstens zehn Wochen in Anspruch. Am besten geeignet sind hierfür der deutsche Schäferhund, der Riesenschnauzer, der Rottweiler, der Dobermannpinscher und schließlich die von dem Verbrecher am meisten gefürchteten Boxer. Die Tiere werden zunächst einer Eignungsprüfung unterzogen und dann zugleich mit ihrem zukünftigen Führer ausgebildet. Die Vorstufe bilden Gehorsamsübungen. Die Hunde müssen lernen, im gleichen Schritt und Tritt neben ihrem Herrn einherzugehen, sich auf Kommando niederzulegen, und sich ohne Befehl nicht von der Stelle zu rühren. Erst auf einen bestimmten Zuruf schnellt der Hund empor. Die Verfolgung eines Verbrechens und den Kampf mit ihm lernt das Tier gleichsam am lebenden Objekt. Zu diesem Zweck werden Beamte in dicke gefütterte Lederjacken gehüllt und müssen sich im Gehölz verstecken. Aufgabe des Hundes ist es nun, sie aufzustöbern und zu stellen. Die angeblichen Ganoven wehren sich natürlich, aber wären sie nicht durch die dicke Kleidung geschützt, würden sie wahrscheinlich den kürzeren ziehen.

Nach kurzer Zeit haben sich Führer und Hund aneinander gewöhnt. Beide gehen füreinander durch dick und dünn, und es ist, jedenfalls vom Hunde aus, ein Freundschaftsverhältnis auf Leben und Tod. Zahlreich sind die Fälle, daß ein Polizeihund seinem Herrn das Leben rettete und selbst sein Leben dafür ließ. Das Kapitel Polizeihund ist ein neues Ruhmesblatt in dem Kranz dieser vielseitigsten und intelligentesten Diener des Menschen.

Warum haben Hunde keine Zahnschmerzen?

Bekanntlich erfreuen sich fast alle Hunde eines ausgezeichneten Gebisses, und das viele Menschen plagende Zahnweh ist ihnen daher eine unbekannte Erscheinung. Die Erklärung für diese Tatsache wurde kürzlich mit Hilfe der Röntgenstrahlen gelöst. Es stellte sich dabei heraus, daß Hunde- und Menschengähne sich in ihrer Struktur wesentlich voneinander unterscheiden, und zwar derart, daß die fuhmikroskopischen Kristalle, die einen wesentlichen Bestandteil aller Zähne bilden, in beiden Fällen erheblich voneinander abweichen. Beim Hunde sind sie nämlich senkrecht zur Zahnoberfläche gelagert, beim Menschen dagegen in einem spitzen Winkel. Die erstere Anordnung bietet aber den die Zähne bedrohenden Fäulnisstoffen, die zur Zersetzung des Zahnes führen, erheblich geringere Angriffsmöglichkeiten.

Der Hund als Stegreifdichter

In Canyon City, dort drüben in den Hinterwäldern Britisch-Kolumbiens, waren sie ganz stolz auf die neueste Errungenschaft: Sie hatten ein Liebhabertheater gegründet. Völlig aus eigener Kraft. Alles stand ja zur Verfügung: Der Gemeindesaal, eine große Bretterbude mit Petroleumbeleuchtung, die freiwilligen Schauspieler und selbst der Theaterdichter. Ein wundervolles Stück, das er da geschrieben hatte, spannend vom Anfang bis zum Ende. Hier kurz die Handlung: Ein Schurke bringt den Vater des Mädchens, das ihn nicht heiraten will, an den Bettelstab. Doch im letzten Augenblick löst der Mann, den das Mädchen wirklich liebt, den Familienbesitz ein, und zum Dank dafür soll er die Hand der Tochter haben. Die Braut steht zur Trauung bereit in ihrem Zimmer, da stürzt der Schurke herein: „Du gehörst mir!" Das junge Mädchen ist verständlicherweise anderer Ansicht, weshalb der Lump die Braut erwürgen will. Im letzten Augenblick kommt der Bräutigam zur Hilfe, schlägt den Schurken tot, und der Vorhang fällt, während der Sieger unter Triumphgeheul die errötende Braut in den Arm nimmt. Sehr wirkungsvoll natürlich. Und wie die jungen Leute von Canyon City spielen! Nur der Held hatte es — was ganz begreiflich war — bei der Proben immer sehr eilig, seine Braut aus den Klauen des Schurken zu retten. Dadurch wurde der jungen Dame keine rechte Gelegenheit gegeben, den verzweifelten Kampf der Halberwürgten lebenswahr zu spielen. Also erklärte der Dichter und Spielleiter dem Darsteller des „Retters" kipp und klar: „Ich werde Dich solange am Rockschwanz halten, bis die Braut umsinkt." Nun war es beinahe soweit. Canyon City lauschte in atemloser Spannung den Worten des Schurken. Keiner hatte deshalb Zeit, auf den Schäferhund zu achten, der dem Vater der Braut gehörte und sich irgendwie eingeschlichen hatte. Niemand hörte das leise Knurren des Tieres. Und jetzt sank die Braut mit brechendem Auge zu Boden, jetzt mußte der Held kommen und sie retten. Er kam auch. Freilich war es ein anderer als der im Stück vorgesehene. Ein dunkler Schatten sauste plötzlich über die Petroleumlampenlichter, warf eines davon um und verbiß sich mit wütendem Knurren in den Hosenboden des Schurken. Ein Schmerzensschrei gellte von der Bühne, und mit einem Sprung, der einem Olympiakämpfer alle Ehre gemacht hätte, setzte der Schurke zum nächsten Fenster hinaus. Auf der Bühne aber stand schweißtriefend der Schäferhund, hielt einen großen Fetzen von der schurkischen Hose im Maul und ein Stück Menschenschinken dazu. Seit diesem kleinen Zwischenfall gibt es in Canyon City keine Spitzbuben mehr — wenigstens auf der Bühne nicht.

Auch die Reichsbahn besitzt zahlreiche Polizeihunde, die sich zur Aufklärung von Eisenbahndiebstählen als unentbehrlich erwiesen haben

Nachdruck verboten

ROMAN VON HANS LEHR (Schluß)

„Eine Kobra — eine Brillenschlange — und reizende kleine Künstlerin! — Hat man jemals so etwas gehört?!" — Er sank wieder in seinen Sitz zurück und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

Entsetzt sprangen alle auf und drängten von Atzinger weg.

„Eine Giftschlange an Bord! — Eine Kobra! — Um Himmels willen!"

Lutz Hartner steckte von der Führerkabine aus den Kopf in den Passagierraum.

„Ruhe da hinten! — Wollt ihr alle denn Selbstmord begehen?! — Wie soll ein Flugzeug derartige Gewichtsverlagerungen und Ballungen aushalten können, ohne reagieren zu müssen?!"

In die Stille, die seinen Worten folgte, klang wieder Maximilianes Stimme hinein:

„Bitte ängstigen Sie sich doch nicht, meine Herrschaften! — Fifi, das Reptil, ist gänzlich unschädlich, da ihr die Giftzähne ausgebrochen worden sind. Fifi ist also harmlos und wird uns auf der weiten Reise sicher noch manchmal angenehm die Zeit vertreiben. Papi kann eben Fifi nicht leiden! — Deshalb wird er jedesmal gleich so zornig, wenn er von ihr hört!" —

„Atzinger!" — rief Fahrensoll noch einmal streng.

Unter den üblichen Vorsichtsmaßregeln erschien zur allgemeinen Belustigung wieder die obere Hälfte des Kopfes des Famulus.

„Du wirst nach unserer Ankunft das Reptil sofort wegschaffen! — Ich werde daran denken und deine Sachen auf dem Rückflug daraufhin kontrollieren! —Existiert das Reptil dann noch immer, dann schnalle ich dir eigenhändig einen Fallschirm um und werfe dich mit Fifi in der Nähe der nächsten Stadt zum Fenster hinaus!" —

Der Famulus gab keinen Laut von sich.

„Fritz! — Hast du gehört, was ich gesagt habe?!" —

„Nix für ungut, Herr Fahrensoll — ich habe es gehört!" ertönte endlich seine Stimme bittend, wehmütig und resigniert.

34.

Kaum mehr erhob sich die Sonne über den Horizont der weiten, endlosen Tundra; frostlos schien sie in die eintönige Dämmerung hinein. Nichts rührte sich in der Totenstille der einsamen, vergessenen Landschaft.

Immer und immer wieder hatte Fürst Trufanoff zu neuen Nachforschungen angetrieben. Erschöpft und gerührt hatten seine Leute die Befehle befolgt. Allmählich waren die Rationen kleiner geworden; schließlich konnte der Fürst nicht mehr verheimlichen, daß der Proviant nur noch für einige Tage ausreichte. Ununterbrochen saßen nun einige seiner Leute am Ufer und fischten; andere machten vergebliche Versuche, wilde Rentiere zu erlegen.

Boëartig heftig war der Frost hereingebrochen; „Ikarus XI" saß im Eise fest.

Die über Gebühr angespannte Willenskraft des Fürsten brach zusammen. Entsetzt starrte er in den niederschmetternd gleichmäßig herabriselnden Schnee hinaus. Er wagte es nicht, die Kameraden anzusehen.

„Das ist das Ende!" — flüsterte einer von ihnen.

Düsteres Schweigen antwortete ihm; auch der Fürst brachte keinen Laut mehr hervor. Kein Vorwurf erhob sich; nur niedergedrückt, unter den Entbehrungen der letzten Wochen allmählich blaß und hohlwangig geworden, starrten die Kameraden aneinander vorbei.

„Wir müssen um Hilfe funken!" — preßte Doglow hervor.

„Das ist Selbstmord!" — fiel Gubin ihm ins Wort. „Der erste Ruf wird von den Roten aufgefangen werden! — Kurze Zeit später schon werden sie hier sein! — Ich gönne ihnen den Triumpf nicht! — Lieber taumele ich in diese Schneewüste hinaus und weiter, bis ich zusammenbreche!"

„Es wäre Selbstmord!" — wiederholte Fürst Trufanoff. „Doch es handelt sich nicht um uns allein! — Wir müssen auch an Fräulein Rhomberg, an die Offiziere und Mannschaften des „Ikarus" denken! — Vorläufig dürfen wir das Flugschiff nicht verlassen! — Wir müssen inzwischen über Mittel und Wege nachsinnen, wie wir sie retten und uns durchschlagen können!"

Wieder vergingen einige Tage. Eine unabsehbare Schneedecke hatte sich über Fluß, Gestrüpp und Tundra ausgebreitet. In grotesken Aufmachungen verlachten die Insassen sich gegen die Kälte zu schützen, Säcke, Teppiche, Vorhänge und Läufer dienten als Mäntel; dennoch häuften sich die Meldungen über erfrorene Glieder.

Die Flüssigkeiten waren eingefroren und mußten vor dem Genuß erst mühsam aufgetaut werden. Die Akkumulatoren waren stark geschwächt. Um ein völliges Aufbrauchen zu verhindern, befahl der Fürst, die elektrische Küche nicht mehr zu benutzen. Die Möbel und Holzteile des „Ikarus" mußten als Brennmaterial dienen.

Noch hatte der Fürst Trufanoff nicht gewagt, mit Lanna über die Schwere der Lage zu sprechen. Es war auch nicht notwendig, denn sie selbst sah ihre Auswirkungen.

Mutlos und nicht mehr fähig, sich zu einem Entschluß aufzuraffen, saßen Fürst Trufanoff und seine Kameraden im Führerraum, da sprang Doglow plötzlich wie hochgeschleudert an einen der Fenster, die mit unendlicher Mühe eisfrei gehalten worden waren, mehr aus letztem Ordnungssinn heraus als aus Notwendigkeit.

„Ein Flugzeug!" —

Erregt, bestürzt und erfreut sprangen die Freunde neben ihn; auch in den anderen Decks rührte es sich.

„Kein Zweifel, ein russisches Flugzeug! — Wenn es uns entdeckt und unsere Anwesenheit meldet, sind wir verloren!" stieß der Fürst hervor.

Das Flugzeug kam den Fluß entlang geflogen. Als es das eingefrorene Flugschiff bemerkte, verlangsamte es den Flug.

„Wir müssen das Flugzeug in unsere Gewalt bekommen und mit seiner Hilfe in die Zivilisation zurückkehren!" — flüsterte Mirenski entschlossen. „Vorwärts, Kameraden! — Wir veranlassen es, zu landen, und überrumpeln danach die Besatzung! " —

„Widerwärtiger Gedanke!" — wehrte sich der Fürst.

„Es bleibt uns nichts anderes übrig!" — erwiderten mehrere Offiziere gleichzeitig. „Es ist Notwehr! — Den Fliegern braucht ja nichts zu geschehen!"

Sie griffen zu den Waffen und eilten auf die Decks und Tragflächen hinaus.

Dort winkten bereits die Angehörigen der Bedienungsmannschaft, allen voran Lanna, in lautem Jubel.

Das Flugzeug beschrieb eine Spirale und landete glatt; fast berührte der Rand seiner rechten Tragfläche den linken riesigen Flügel des „Ikarus". In Pelze gehüllte Männer erschienen an den Fenstern und winkten. Aus dem Führerstand sprang ein Mann heraus, der im Laufen die Brille und den Sturmhelm abwarf und Lanna umfing, die ihm entgegengeeilt war. Sie kümmerten sich nicht um die Zuschauer und ihr Erstaunen und küßten sich, als sei das hier auf dem zugefrorenen Chatanga im nördlichen Sibirien die selbstverständlichste Sache der Welt.

Verblüfft schaute der Fürst, und verblüfft ließen seine Kameraden die Hände von den Brownings und Revolvern herabsinken.

Die Türe des Passagierraumes flog auf; eine hochgewachsene, ernste und schöne Frau trat auf das Eis des Chatanga hinaus. Sie taumelte noch bei den ersten Schritten nach dem langen Flug, dann aber schritt sie geradeswegs auf die Männer zu, die längst vom „Ikarus" herabgesprungen waren und verwundert und sprachlos der Dinge harrten, die da kommen sollten.

Die Dame warf den Pelz, den sie bisher über dem linken Arm getragen hatte, über die Schulter, winkte mit der Rechten und rief dann laut:

„Mischa! — Mischa!!" —

„Vera Lisaweta!!" — Der Fürst erblaßte vor Ueberraschung.

Doglow, Gubin und Mirenski begriffen.

„Hoch Ihre Durchlaucht Fürstin Vera Lisaweta Trufanoffa!" — riefen sie und führten im Laufen das spontan losgebrochene Wettrennen an.

Alle überholend, in einer Schnelligkeit, die niemand dem fünfzigjährigen Manne zugetraut hatte, langte Iwan als Erster an.

„Mütterchen Trufanoffa! — Mütterchen Fürstin Trufanoffa! — Unser Mütterchen ist wieder da!" — Jubelnd und weinend warf er sich aufs Eis und küßte den Saum ihres Pelzes.

„Schnell, lauft noch dem Flugzeug und holt euch Winterschuhen und Schokolade und Kognak geben!" — rief die Fürstin gerührt. Sie deutete nach dem gelandeten Flugzeug, wo Fritz Atzinger und die Monteure ballenweise Mäntel und Pelze aufs Eis warfen.

„Hoch, hoch Mütterchen Vera Lisaweta!" — riefen die Männer in unbeschreiblichem Jubel und Uebermut. Dann rannten sie wie Rekordläufer in der gewiesenen Richtung davon.

Fürst Trufanoff kam mit langsamen Schritten heran; er ließ einen raschen und prüfenden Blick zur Fürstin gleiten, senkte aber sogleich danach wieder den Kopf.

Die Fürstin lächelte resigniert, als er ihr die Hand küßte und sie begrüßte.

„Eigentlich sollte ich dich jetzt tüchtig an den Ohren ziehen, Mischa, und dich noch tüchtiger ausschimpfen, aber ich weiß, daß die Wirkung bei dir doch nicht lange vorhalten würde, wenn du inzwischen nicht aus dir selbst heraus vernünftig geworden sein solltest! — Lege also jetzt gleich diesen Pelz an! — Da sind auch Zigaretten, und nun komm mit, dort drüben erwartet dich ein Bekannter und Freund!"

Fritz Atzinger hatte die Ausgabe der Kleidungsstücke und ersten Stärkungen den Monteuren überlassen und sich der Gruppe Fahrensolls und Hartners angeschlossen.

„Nix für ungut, gnädiges Fräulein!" — sagte er zu Maximiliane von Eib mit einem zufriedenen Blick nach Lutz Hartner und Lanna Rhomberg hin. „Nix für ungut, gnädiges Fräulein, aber es scheint hier alles im Lot zu sein?! — Haben Sie schon gratuliert?!" —

„Ich bitte, meine Glückwünsche darbringen zu dürfen!" — Lanna und Lutz reichten ihm die Hand.

Er verbeugte sich nochmals vor Lanna und stellte sich vor:

„Fritz — Fritz Atzinger, Kammerdiener, Chauffeur, Leibjäger, Reisebegleiter, Schlangenbändiger und junger Mann für alles bei Herrn Fahrensoll!" —

„Schlangenbändiger bestimmt nicht mit meinem Einverständnis!" — fiel Fahrensoll ein und puffte ihn in die Seite.

Atzinger ließ sich nicht irre machen.

Des weiteren Ehrenmitglied der Stämme der Schwarzfußindianer in Nordamerika und der Maori auf Neuseeland, nachdem Herrn Fahrensoll die Ehrenhäuptlingswürden dieser Stämme verliehen worden sind!" — setzte er scheinbar ernsthaft hinzu.

Maximiliane umarmte Lanna; schon nach wenigen Augenblicken küßten sie sich und gaben den Abschluß ihrer Schwesternschaft bekannt.

„Eigentlich wäre doch jetzt auch wieder ein Kuß für mich fällig, Mark!" — neckte Fahrensoll. „Es ist doch außerordentlicher Anlaß zur Freude gegeben?!"

Er hatte erwartet, daß Maximiliane empört kehrt machen würde, doch sie sprang ihm ohne weiteres an den Hals und küßte ihn.

„Ich weiß, Papi, daß du mich verulken willst, aber ich bin viel zu vergnügt gestimmt, um Lust zu haben, mich aus meiner gehobenen Verfassung bringen zu lassen! — Da hast du ihn! — Aber weitere mußt du dir selbst holen, wenn du den Mut dazu hast!" — Kampfbereit stellte sie sich vor ihm auf.

Fahrensoll wehrte in gut gespielter Angst ab.

Fürst Trufanoffs Augen weiteten sich vor Ueberraschung.

„Herr Fahrensoll! — Zum zweiten Male reisen Sie mich — und dieses Mal sechs Dutzend Menschen mit mir! — aus verzweifelter Lage heraus?!" — Er umarmte ihn und küßte ihn auf beide Wangen.

Fahrensoll wies lächelnd auf Lutz.

„Meinem Vetter, Chefingenieur Doktor Lutz Hartner gebührt das Verdienst, Durchlaucht!" —

Lutz zog Lanna an sich und blickte in innigem Glücksempfinden in ihre Augen.

„O nein, Hermann! — O nein, Durchlaucht! — Wenn schon von Verdiensten gesprochen werden soll, dann bitte nur von denjenigen meiner Braut Lanna Rhomberg! — Wenn sie nicht Euer Durchlaucht und Ihre Kameraden überlistet hätte, dann säßen wir jedenfalls noch verzweifelnd am Chiemsee und würden noch immer darüber nachgrübeln, wo „Ikarus XI" stecken könne!" —

Verblüfft sah der Fürst seine Kameraden an, die mit Schokolade und Wein- und Kognakflaschen bewaffnet um ihn herum Aufstellung genommen hatten.

„Der Funkraum war doch ständig besetzt?!"

„Aber nicht die Radiokabine!" — Lanna lachte vergnügt.

Fürst Trufanoff schlug sich an die Stirn.

„Wahrhaftig, vergessen! — Ebenfalls vergessen!" —

Seine hager gewordenen Züge straften sich; er trat auf Lutz Hartner zu.

„Ich bitte Sie, Herr Chefingenieur, mein Ehrenwort annehmen zu wollen, daß ich den Schaden, den ich den Rhombergwerken ver-

Zum Untergang der „Niobe"

Rast der Tod, getrieben von wildem Verlangen,
Blicke zu brechen, zu bleichen Lippen und Wangen,
über die sprühende, spritzende See,
äugt nach dem Westen und wittert nach Lee.
Endlich ein Fahrzeug. „Halloh - was führst du an Gut?"

„Heilige Schätze. Selig frohlockendes Blut.
Wurde noch nicht von Trauer getroffen,
steht vor dem Leben mit Inbrunst und Hoffen - -"

„Nieder das Schiff, hinweg seine Leute,
Sichel geschwungen, mein ist die Beute."

Braust der Sturm zu gewaltigem Branden,
greift in die Segel und packt in die Spanten,
schüttelt und rammt. Und ehe Sekunden
Weg in das Reich des Gewesens gefunden,
kentert die Barke, schlägt über und sinkt.
Schreie des Bangens, grausam ertrinkt
Sehnsucht des Daseins, Sehnsucht am Sein -
tief sind die Meere als Totenschrein.

Klagt eine Mutter, irre gemacht:
„Warum denn Jugend in Tod und Nacht,
Jugend statt uns"? - Entgegnet ein Greis:
„Gott ist das Schicksal, soviel ich weiß.
Schmerzvoller Abschied von lachendem Blut,
war es für Kämpfe des Alltags zu gut?"

Von Johannes Heinrich Braach

ursacht habe, erlitten werde!" — Lutz verbeugte sich.

„Ich danke Ihnen, Durchlaucht! — Seit ich Sie sah, habe ich nichts anderes erwartet!" —

„Du bist also jetzt Chefingenieur, Lutz?!" flüsterte Lanna glücklich und stolz.

„Und Teilhaber, Lieb! — Mein Vater ist mit einer Million in die Firma eingetreten und hat mir seine Vertretung übertragen!"

„So habt ihr euch ausgesöhnt?!" — jubelte Lanna.

„Noch nicht ganz, Lieb, aber ich hoffe, daß mir Vater schon noch völlig herumkriegen werden!" — antwortete Lutz; unter Fahrenfolls fröhlich nickendem Lächeln stieg das Rot der Verlegenheit in sein Gesicht.

35.

Im Führerstand des „Ikarus XI" berieten die Männer nach dem Austausch der Erlebnisse die notwendigen Maßnahmen, um das Flugschiff wieder flott zu bekommen.

„Ich habe eine genügende Menge Dynamit mitgebracht!" — berichtete Lutz Hartner. „Wir werden das Eis sprengen und aufsteigen können, nachdem wir unser Flugzeug abmontiert und im „Ikarus" verstaut haben."

Bedrückt senkte der Fürst den Kopf.

„Was haben Sie mit meinen Leuten und mir vor?! — Wenn wir in Deutschland landen, wird man uns natürlich verhaften. Wenn ich wenigstens meine Leute davor bewahren könnte, denn sie haben nur unter meiner Verantwortung gehandelt!" —

„Ihr Ehrenwort, daß Sie den entstandenen Schaden ersetzen werden, genügt mir, Durchlaucht! Da „Ikarus XI" ebenfalls für die Rhombergwerke zurückgewonnen ist, habe ich an einer Weiterverfolgung kein Interesse.

Aber wie machen wir das, damit Sie frei bleiben?!" —

„Sehr einfach!" — fiel Fahrenfoll ein. „Wir werden südlichen Kurs einschlagen! Im Mittelmeer, an der italienischen Küste, wird der Fürst uns mit seinen Leuten verlassen. Wenn wir sagen, daß wir unter Zwang gehandelt haben, wird man uns das Gegenteil schwerlich beweisen können! Und übrigens: Was wollen wir denn machen, wenn die russischen Herren uns jetzt die Brownings unter die Nase halten und uns zwingen, wohin sie wünschen?!" —

Fürst Trufanoff lachte und hob abwehrend die Hände:

„Nein, nein, Herr Fahrenfoll! — Glauben Sie das nicht! — Vorläufig habe ich genug von meiner abenteuerlichen Laufbahn!"

Später saß er niedergedrückt der Fürstin gegenüber.

„Mein Vermögen wird aufgebraucht sein, wenn ich meine Schuld an die Rhombergwerke begleichen haben werde!"

Fürstin Trufanoffa ergriff seine Hände.

„Und was wird dann, Mischa?"

„Ich werde im „Bunten Kakadu" wohl singen und spielen müssen, wie früher, nur jetzt nicht mehr als Besitzer, sondern als Angestellter!" —

Er stützte den Kopf in die Hände und sah düster vor sich nieder.

Die Fürstin strich sacht über seine Haare.

„Willst du denn nicht endlich Frieden geben, Mischa?!" —

Er nickte müde.

„Ich muß ja, Vera Lisaweta! Ich bin ausgepumpt, ausgebraucht!" —

Die Fürstin lächelte.

„Schau mich an, Mischa! Auch bei mir wirst du manches graue Haar finden können!" —

Betroffen blickte der Fürst lange in ihre Augen. —

„Ich habe so lange damit gezögert, Vera Lisaweta, daß ich es jetzt fast nicht mehr wage, davon zu sprechen!" — Er sah zu Boden. —

In das scharfe und ernste Antlitz der Fürstin kam ein Lächeln, das gütige Lächeln der Liebe; sie legte ihren Kopf an seine Brust.

„Du Dummer du! — Ich habe doch immer nur auf dich gewartet, Mischa!"

36.

In den zu einem langen, saalartigen Raum umgewandelten Kabinen gab Fritz Atzinger mit Fifi, der Kobra, vor den in der langen Einsamkeit etwas aus der Salonfähigkeit gekommenen Männern der Besatzung und der Umgebung des Fürsten Trufanoffa eine Abschieds-Galavorstellung bei freiem Eintritt. Die Beifallsrufe und das Klatschen der Begeisterung drangen bis in den Führerraum hinein, in dem die leidenden Herren sich zu einer letzten Besprechung versammelt hatten; auch Lanna Rhomberg, Maximiliane von Eib und Fürstin Vera Trufanoffa waren anwesend.

Die Ovationen im großen Raume verwandelten sich plötzlich in Rufe der Bestürzung, in die sich russische und deutsche Ausrufe des Schreckens und Flüche mischten.

Lutz Hartner, der der Türe am nächsten saß, öffnete sie, um nach dem Flur zu gelangen und die Ursache des Lärms feststellen zu können, prallte jedoch sogleich bestürzt zurück; auch die Freunde sahen betroffen auf.

In der Tür erschien Dr. Cleff. Sein Aeußeres war in der langen Haft verwildert, die Kleidung zerrissen und beschmutzt. Unter den struppigen Haaren und über den Bartstoppeln glühten seine Augen in wilder Rachsucht hinter den beschädigten Zuckergläsern her. In der Rechten hielt er einen Browning, den er auf Lutz Hartner richtete. Wahrscheinlich war es ihm gelungen, die Kabine, in die er hatte gebracht werden müssen, da er im Kielraum erfroren wäre, zu verlassen und sich irgendwo der Waffe zu bemächtigen.

Sein Gesichtsausdruck ließ keinen Zweifel bestehen, daß er entschlossen war, eher sich selbst zu opfern, als auf seine Rache zu verzichten. In wildem Triumph rief er:

„Hände hoch — Oder ich schieße!" —

Die Frauen schrien auf, die Männer jagerten nach im Suchen nach einer Verteidigungsmöglichkeit, da schrie Dr. Cleff plötzlich selbst auf in Entsetzen und Grauen. Fifi, die Kobra, war bei der Vorstellung entwischt, den Flur entlang geglitten und kletterte nun in wenigen Sekunden an Dr. Cleff hoch und an dem noch immer mechanisch erhobenen rechten Arm hinauf.

Im Augenblick, da die Ueberraschung über die plötzliche Wendung der Männer im Führerraum noch an ihre Plätze bannte, erschien Fritz Atzinger bei Dr. Cleff. Geschickt packte er Fifi im Genick und versetzte sie in Starre. Dr. Cleff zog den Arm in instinktiver Abwehr an sich und drückte los.

Hermann Fahrenfoll, der sofort herbeigesprungen war, um den Angreifer unschädlich zu machen, schrie leise auf und taumelte zurück.

In der Verwirrung bemerkte es niemand. Die Männer umringten Dr. Cleff und entwaffneten ihn. Daglow rief noch Fifi und Handschellen. Der ganze Vorgang hatte nur wenige Minuten gedauert, dann war Dr. Cleff als endgültig gesicherter Gefangener wieder verschwunden.

*

„Das ging noch gut ab!" — Maximiliane atmete auf. „Endlich, endlich hat Fifi ihre Lebensbestimmung erwiesen!"

„Nicht wahr, Papi, nun hast du doch sicher nichts mehr dagegen, daß Fifi vorläufig noch bei uns bleibt?!" —

Fahrenfoll schüttelte mit erzwungenem Lächeln den Kopf.

„Jetzt allerdings nicht mehr, Kind!"

Verwundert sah Maximiliane in Fahrenfolls Antlitz, das blaß geworden war und einen merkwürdigen Gegensatz zu seiner straffen Haltung bildete.

„Bist du noch immer erregt, Papi? Du bist ja ganz blaß? — Du hast doch wohl keine Angst?!" —

„Das nicht, Kind! — wehrte Fahrenfoll ab. „Aber wenn du mir einen Gefallen tun willst, dann sag bitte mal meine rechte Hand an, damit ich spüren kann, ob sie noch vorhanden ist!" — Er selbst sah gleichgeitig den Arm entlang und schüttelte resigniert den Kopf. „Schon zu spät, Kind, danke schön, aber da kommt bereits das Blut aus dem Aermel geflossen! —

Herr Doktor, darf ich Sie in Ihr Lazarett begleiten? — Ein Patient mehr."

Er wehrte sich gegen die Aeußerungen der Bestürzung und Anteilnahme.

„Nichts von Bedeutung, Herrschaften! Der dumme Kerl hat vor lauter Angst vor Fifi zum Schluß doch noch abgedrückt und glücklich meinen Arm erwischt!" —

Maximiliane sah angstvoll zu ihm auf.

„Du mußt mir schon erlauben, daß ich mitgehe, Papi! — Der Herr Doktor kann dich jetzt verbinden, aber ich werde aufpassen und dann die Verbände immer erneuern! — Das ist für eine Tochter Selbstverständlichkeit!"

Fahrenfoll nickte.

„Danke, Kind!" — flüsterte er. „Schade eigentlich, daß das kein Anlaß zu besonderer Freude war!" —

„Daß du doch in solch ernsten Augenblicken selbst das Necken nicht lassen kannst, Papi!" — schmollte Maximiliane. Dann blinzelte sie ihm aber doch zu. „Du kriegst ihn draußen, Papi, nachher!"

***

Glücklich darüber, daß er Fifi behalten durfte, ließ Fritz Atzinger die Kobra auf dem Eise des Chatanga, über das er selbständig hinwegleiten; ehe er sich erhoben hatte, war Fifi aus dem Bastgeflecht geglitten. Erregt „Fifi!" — „Fifi!" — rufend, eilte er ihr nach, doch nach wenigen Schritten schon mußte er die Verfolgung aufgeben, da sich zwischen ihm und der flüchtenden Kobra eine Spalte öffnete, aus der das dunkle Wasser des Chatanga heraufdrohte. Fifi schwamm auf einer Eisscholle den Strom hinab.

Seine Rufe hatten die Freunde, den Fürsten und seine Kameraden, herbeigelockt, die ihm rieten, vom Ufer aus den Versuch zu machen, Fifi wieder zu fangen. Entschlossen wollte er ihr nacheilen, da hemmte ein neues Ereignis seinen Fuß.

Ein weißschwänziger Seeadler war, wahrscheinlich seit langem hungernd, den Strom entlang geflogen gekommen. Seine scharfen Augen hatten das dunkle Reptil auf dem weißen Grunde entdeckt, und ehe jemand daran hatte denken können, den seltenen Raubvogel abzuschießen, war er herabgeschossen und mit Fifi im Schnabel entschwunden.

„Meine arme Fifi!" — klagte Atzinger. „Meine Filmkamera! — Dort fliegt sie!"

„Wieso, das war doch eine Schlange?" — fragte Lutz Hartner verständnislos.

„Aber sie war eine Filmkamera wert," stöhnte Atzinger.

37.

Wie es verabredet war, hatten Fürst Trufanoff, die Fürstin Trufanoffa und ihre Kameraden noch herzlicher Verabschiedung den „Ikarus XI" an der italienischen Küste verlassen.

Auch Dr. Cleff war dort in Freiheit gesetzt worden; Lutz Hartner und Hermann Fahrenfoll hatten ihm den dringenden Rat mit auf den Weg gegeben, sich in Deutschland nicht wieder blicken zu lassen.

***

Unbeschreiblich war die Freude Wieland Rhombergs gewesen, als er Lanna und Lutz wieder in die Arme schließen konnte, die am gleichen Tage noch das Aufgebot bestellten. Selbstverständlich lud Lanna auch Werner Hartner zur Hochzeit ein; dieser bat jedoch mit trockenem Hinweis auf die getroffene Abmachung, ihn zu entschuldigen, aber nicht zu verübeln, ihn redlichzeitig zum ersten Familienfest einzuladen.

Verblüfft betrachtete Lanna das Telegramm. Sie fragte Lutz, was für eine seltsame Abmachung denn da getroffen worden sei, doch dieser errötete nur lebhaft, lachte verlegen und antwortete dann endlich, man möge den im übrigen doch sehr netten Herrn Papa einstweilen bei seiner Schrulle belassen. Als Lanna in ihn drang, bat er sie, im Bewußten seine Heiterkeit zu verbergen, sich mit der Bekanntgabe der erwähnten Abmachung noch bis nach der Hochzeit zu gedulden.

„Aber ich möchte doch dringend, daß dein Vater gerade bei der Hochzeit anwesend ist!" protestierte Lanna. „Ich lasse mich durch dein beluftigtes Sträuben bestimmt nicht beruhigen, du mußt mir jetzt unbedingt sagen, was da los ist!"

Widerstrebend berichtete Lutz endlich verlegen und stockend.

Wenn er aber erwartet hatte, Lanna würde errötend und befangen verstummen, so hatte er sich gründlich getäuscht. Sie lachte im Gegenteil hell auf und verkündete siegessicher, daß sie Vater Hartner bestimmt zur Hochzeit herantoksen werde.

Wirklich erschien er auch, zur nicht geringen Verwunderung Fahrenfolls und Lutz Hartners.

„Wie hat Lanna es denn angestellt, Vater, daß sie dich herumgekriegt hat?" fragte Lutz neugierig.

Das Antlitz des Vaters hatte beim Kommen schon alle Strenge verloren gehabt, nun verklärte es sich zu herzlichem Lächeln.

„Wundervolles Frauenzimmerchen, deine Frau, Lutz! — Gratuliere! — Gratuliere! — Muß immer an deine Mutter denken, wenn ich sie sehe und sprechen höre! War ähnlich so!"

„Und wie hat sie das fertig gebracht, Vater?!"

Vater Hartner lächelte noch immer in fröhlichster Stimmung; er beugte seinen Kopf zum Ohr des Sohnes und flüsterte:

„Wirklich richtige Frau für dich, Junge! Wird dich wieder in Kontakt mit dem Leben bringen; hat mich telephonisch angerufen, ein paar Worte gesprochen und gesiegt! —

Fragte, ob ich wirklich erst zur Taufe des ersten Jungen kommen wolle. Habe selbstverständlich bejaht; antwortete sie: „Also einen Jungen für dich, Schwiegerpapa, wenn du zur Taufe kommst! — Du sollst aber zwei Jungen haben, wenn du schon zur Hochzeit kommst! Zwei Enkel sind für eine entsprechend größere Sicherheit als nur einer!"

Vater Hartner konnte sein Vergnügen nicht mehr bändigen; zum ersten Male seit langer Zeit sah Lutz ihn wieder lachen.

„Was blieb mir anders übrig. Junge! Verdutzt und geschlagen, wie ich war, konnte ich nur noch: „Ja, angenommen!" sagen!" —

Am Hochzeitstage lief eine Sendung aus Paris ein mit einem wundervollen Kollier mit den herzlichsten Gratulationen des Fürsten Michael Sergej Trufanoff und seiner Gattin Vera Lisaweta.

Selbstverständlich wurde die Hochzeit in „Ikarus XI" auf dem Fluge über dem Chiemsee gefeiert.

Nach der Gratulationscour flüsterte Maximiliane von Eib Hermann Fahrenfoll zu, dessen Arm bereits wieder hergestellt war:

„Nun sag mir doch mal Papi, weshalb hast du eigentlich noch nicht geheiratet?"

Fahrenfoll sah sie überrascht an.

„Das ist garnicht so leicht zu sagen, wie man denken könnte, Kind! — Zuerst habe ich vier Jahre lang den großen Krieg mitgemacht, da war gar nicht daran zu denken. Später dachte ich, daß ich mir von einem solch verantwortungsvollen Schritt erst wieder ins bürgerliche Leben eingewöhnen müsse. Dann kamen die Reisen!"

„Ist dir denn auf ihnen niemals eine Frau begegnet, die du dir als deine Gattin hättest vorstellen können, Papi?"

„Doch, Kind! — Fahrenfoll sprach gedehnt, doch dann kam wieder das alte Lächeln in sein Gesicht.

„Wie gesagt, doch Kind! Aber das Bewußtsein ist mir immer erst dann gekommen, wenn schon wieder Erdteile zwischen „ihr" und mir lagen. Neue Pläne haben den Gedanken dann wieder zurücktreten und einschlafen lassen. Einmal aber ist die Erinnerung so lebhaft in mir aufgetaucht, daß ich mit dem nächsten Schiff nach Südamerika gefahren bin. Nach endloser Eisenbahnfahrt und anschließendem Marsch ins Innere des Landes traf ich jene Frau auch wieder. Vielleicht wäre das etwas geworden, wenn — —"

„Wenn — — —?!" wiederholte und drängte Maximiliane voll Spannung und geheimer Erregung.

„Wenn „sie" inzwischen nicht geheiratet gehabt hätte! Ich kam gerade zur Kindtaufe zurecht! " — Fahrenfoll lächelte resigniert.

Maximiliane lachte leise, aber herzlich und befreit.

„Mit anderen Worten, Papi: Wenn du den Anschluß nicht jedesmal verpaßt hättest, hätte es schon soweit sein können?!"

„Allerdings!" bestätigte Fahrenfoll gedankenvoll.

Maximiliane errötete unter ihrem Gedanken, aber sie sprach ihn dann doch resolut aus:

„Hast du denn aus diesen Erlebnissen deine Lehre gezogen, Papi? Wenn du nun von neuem für Jahre die Leitung einer Expedition übernimmst, könnte es da nicht wieder geschehen, daß dir unter dem südlichen Kreuz, irgendwo in Afrika oder Südamerika oder Polynesien der Gedanke käme, daß — daß in der Heimat — —, daß in der Heimat — —!" Sie wagte plötzlich nun doch nicht weiterzusprechen und errötete über und über.

Fahrenfoll hatte zuerst überrascht gelauscht, Maximiliane aber dann mit mehr und mehr aufleuchtenden Augen angeblickt. Jubelnd aufloderndes Glück riß ihn fort. Inmitten der Hochzeitsgäste umarmte und küßte er Maximiliane.

„Verlobung! — Verlobung!" jubelte er. „Maximiliane von Eib und Hermann Fahrenfoll beehren sich, ihre Verlobung bekannt zu geben!"

„Für ungut, Fräulein Max!" — platzte vom Sitz hinter ihnen Fritz Atzinger in den Jubel der Gratulanten hinein. „Nix für ungut, Fräulein Max!" Sein verwegenes und durchtriebenes Gesicht glühte vor Erregung und Befriedigung. „Nun werden Sie doch noch Ihren Film bekommen und auch Ihr Bild in allen illustrierten Zeitungen veröffentlicht sehen können! — Ich habe Ihre Verlobung — Glückwunsch! — Glückwunsch! — soeben gefilmt!"

„Nein, nein, dieses Bild darf bestimmt nicht veröffentlicht werden, Herr Atzinger, ich bitte Sie!" wehrte Maximiliane.

„Fritz! — Atzinger! — Was soll das?" rief Fahrenfoll.

Triumphierend hob Atzinger die Filmkamera hoch.

„Fifi II!" jubelte er. „Sie selbst, Herr Fahrenfoll, haben sie mir ja geschenkt! Und als einziger Reporter hatte ich die Ehre, die Hochzeit Rhomberg-Hartner im „Ikarus XI" und die Verlobung von Eib-Fahrenfoll ebenda — selbst filmen zu dürfen! Hoffentlich habe ich in der Aufregung nicht rückwärts gedreht!"

„Aber Fritz, das geht doch wirklich nicht!" versuchte Fahrenfoll seine Belustigung zu überwinden.

„Nix für ungut, Herr Fahrenfoll, aber das soll denn aus meiner Mutter, meinen zwei kleinen Schwestern und mir selbst werden, wenn ich nicht filmen darf? Da Sie ja nun nicht mehr reisen werden, muß ich mir doch eine andere Existenz begründen?!"

„Aber doch nicht ausgerechnet mit dem im „Ikarus XI" gedrehten Film!" protestierte Maximiliane noch immer.

Fritz Atzinger ließ sich jedoch nicht aus der Fassung bringen. Er umschlang „Fifi II", wie er früher immer Fifi, die Kobra, unter dem Arm getragen hatte, und sein verwegenes und durchtriebenes Gesicht strahlte auf. Er legte die freie Hand trichterförmig an den Mund und rief in sicherer Siegesgewißheit:

„Sprechen wir doch von etwas anderem, gnädiges Fräulein! — Sie werden durch meinen Film berühmt, wie Sie es sich gewünscht hatten, Herr Fahrenfoll wird seine chronische Langeweile los werden. Denn wie ich mir habe sagen lassen, sollen Frau und Kinderchen — möglichst viele Kinderchen! — das beste Mittel zur Heilung dieses Leidens sein und ich — — —" Er hatte noch fortfahren wollen, doch Hermann Fahrenfoll fiel ihm lachend ins Wort.

„Fritz! — Atzinger! — Was soll das?! — Willst du schweigen?! — Willst du wohl schweigen?!"

Ein einziges, belustigtes, fröhliches, zuversichtliches und hoffnungsfroh sicheres Lachen hatte sich im „Ikarus XI" entwickelt; es erklang durch alle seine Räume, und es erschallte noch als das Flugschiff wie ein stolzer, lebensfroher Riesenschwan elegant und in selbstverständlicher Sicherheit vor seiner Halle zu Wasser ging.

Ende.

Befreiung

Von A. H. Berger

Auf der Terrasse des vornehmsten Hotels in einer weltbekannten süddeutschen Universitätsstadt saß, in eindringlich ernste Gespräche vertieft, deren ruhiges Gewicht auch der anregende Genuß edeler Weine nicht zu verrücken imstande war, eine Gesellschaft von einigen Herren gesetzten Alters. Ihren von seiner Abschweifung beirrten festen Mienen sah man es deutlich an, daß sie nicht zu den reichen Müßiggängern zu rechnen waren. Und in der Tat hatte die Entscheidung über wichtige wirtschaftliche Fragen sie als Vertreter großer wirtschaftlicher Verbände zusammengeführt.

Der Beginn der Beratungen war auf den folgenden Tag festgesetzt, und die bereits angekommenen Herren hatten sich zu einer ungezwungenen Tischgesellschaft eingefunden, wobei freilich die anfänglich fröhliche Unterhaltung unmerklich in eine Art Vorbesprechung des zu beratenden Gegenstandes eingemündet war. Man beschäftigte sich und tauschte lebhaft seine Meinungen darüber aus, wie sich wohl Dr. Hegeler, der Sprecher seines gewaltigen Interessenverbandes, zu der Hauptfrage der Tagesordnung stellen würde, eine Frage, die geeignet war, eine grundlegende Veränderung im bisherigen Ablauf des gesamten Wirtschaftslebens hervorzurufen. Sein Urteil blieb, auch wenn man davon die Summe mehr bedingter Stellungnahme in Abzug gebracht hatte, von einer Gültigkeit, deren Macht sich niemand entzog. Er allein wurde noch erwartet — und nicht ungern, konnte man doch so die übrigen Ansichten als ein wohlabgestimmtes Gegengewicht in die eine Wagschale der Debatte werfen.

Inzwischen war der Erwartete mit herausfordernden Sinnen der Wiedersehensfreude in die Stadt eingekehrt. Wie trunken vom Anblick übermächtiger Zeichen seiner Jugenderinnerungen hatte er mit fast wankenden Schritten den geheiligten Boden betreten.

Auf der zunächst erreichbaren Anhöhe, die den ersten Rückblick über das Weichbild der Stadt gewährte, machte er halt. Und wie sehr er gegen die wunderliche Romantik, die schwärmerische Gemüter in Wiederholungen gewisser Lebensvorgänge sehen wollen, ankämpfte, mußte er doch, nicht ohne ein nachdenkliches Lächeln, sich damit abfinden, daß die Bank, auf der er sich jetzt niederließ, dieselbe war, die ihn einstens zu seligen Träumen eingeladen hatte. Und nun überfiel ihn mit der behaglichen Müdigkeit der Reise und des ungewohnten Bergangehens ein schläfriger Dämmerzustand, in dem er sich willig der Führung freundlicher Erinnerung überließ.

In einen fröhlichen Bündel, worin die ärmlichen Habseligkeiten den kleinsten Raum beanspruchten und eigentlich nur den Ballast seiner federleichten Zukunftsträume bildeten, war in jenen fernen Jahren der angehende Student zuerst in diese Stadt eingezogen. Aller häuslichen und erst recht seiner eigenen Not zum Trotz hatte er beschlossen, Musikwissenschaft zu studieren, nachdem ihm die niederen Weihen der Kunst schon in seiner Vaterstadt zuteil geworden waren. Sein eigener hartnäckiger Wille, wie auch das eifrige Zureden namhafter Künstler hatten erst nach langem vergeblichem Bemühen den Vater dazu vermocht, seine Einwilligung zu geben. Was es hieß, diesen Sieg über des Vaters entgegengesetzte Wünsche davongetragen zu haben, leuchtet ein, wenn man der besonderen Verhältnisse gedenkt, in denen der junge Student von früh an aufgewachsen war. Denn durch Fleiß und Begabung, nicht minder durch äußerste Sparsamkeit, hatte es der Vater vom einfachen Arbeiter zur höchsten für ihn erreichbaren Stufe seines Berufes gebracht und er träumte nun begreiflicherweise davon, daß sein Sohn diese Stufenleiter mit den seiner Bildung entsprechenden Sprüngen bis zur letzten Sprosse erklimmen werde. Aber zu mächtig brauste das junge Blut in diesen Adern, als daß er sich dem väterlichen Plan leichthin hätte fügen können. Die Bedenken eines unsicheren Künstlerberufes, denen sich der junge Student keineswegs verschloß, hatten in seinem selbstgewissen Wesen keinen dauernden Platz, so sehr war er von der vielseitigen Brauchbarkeit seines umfassenden Berufes überzeugt. Mit dem herrlichen Uebermut gesunder Jugend stieg er täglich mit seinem Schicksal auf den Berg der Versuchung, um es in den Abgrund hinabzustoßen und gegen ein anderes beliebig einzutauschen. Unterhalfsam wie ein bunter Garten lag das Leben vor ihm, mit zahllosen Wegen, die er alle beschreiten und auf deren jedem er ein beschauliches Dasein erwandern konnte. So war die Zeit seiner künstlerischen Studien eher eine Spanne des Sammelns und schöner Verheißung als eine fertige schöpferische Tätigkeit. Und da es ihn nicht nach den höchsten Zielen lockte, wußte er nichts von jener quälenden Unruhe, die Menschen mit schlecht verhüllten Eitelkeiten verfolgt.

Bis dann doch sachliche Erwägungen und Zukunftsberechnungen dem väterlichen Ehrgeiz entgegenkamen und die Gluten abstrakter Weltgefühle von einem sehr bewußten Berufsplane zugeschüttet wurden. Gar bald zwang es ihn, auch die Stadt seines Aufenthalts mit einer anderen zu vertauschen, je mehr er den inneren Abstand seiner jetzigen Studien von seinen früheren gewahrte.

Was er nicht für möglich gehalten hätte, trat ein: immer mehr entfremdete ihn die fühllose Wissenschaft der Tatsachen den Neigungen seines Herzens, ja sie nahm ihn ganz für sich in Anspruch. Der Kreis seiner Interessen, seines persönlichen Umgangs, seiner täglichen Lebensgewohnheiten schloß sich eng um den Mittelpunkt der ihn beherrschenden Tätigkeit, und das verwirrende Leben der Großstadt zerstreut vollendes den sorgsam gehüteten Funken schöpferischer Regung.

Nach dem glänzenden Abschluß des Studiums eroberte sich der mit Kenntnissen wohlausgerüstete Volkswirt in schnellem Anlauf Stellungen, deren eine verlockender war als die andere, und sehr bald schon war er die Seele eines Unternehmens, das seinen Einfluß über die ganze Welt hin spannte. Mit untrüglichem Scharfsinn spürte er feinste Zusammenhänge der Weltwirtschaft auf, die anderen Augen verborgen blieben, und stellte seine Erkenntnisse in den Dienst dieses einseitigen Interesses, aber doch so, daß sie in gewissem Sinne dem wirtschaftlichen Gedeihen des ganzen Landes zugute kamen. Ehre über Ehre häufte sich auf ihn, ein heimliches und offenes Werben um seine überragende Fähigkeit steigerte sich mitunter sogar bis zu öffentlichen Verdächtigungen mit der Absicht, ihn entweder für den Wettbewerb unfähblich zu machen oder ihn auf die andere Seite hinüberzuziehen.

Diesen nie beruhigten Drang der Betätigung vermochte selten eine Erinnerung an die Kunst seiner jungen Jahre zu hemmen, und wo sie es versuchte, trat er ihr mit der köblichen Schleuder seines Verlachens entgegen. Jeder Gelegenheit, mit ihr zusammenzutreffen, ging er berechnend aus dem Wege, und so kam es, daß er in seinem Berufe unbehelligt wie in einer uneinnehmbaren Festung lebte. Sein Gefühl verhärtete sich zu einer unangreifbaren Stumpfheit allen weichen Stimmungen gegenüber, die ihm das Leben zuweilen von außen zutrug.

Fröhlicher Sang unterbrach jäh die Reihe seiner Erinnerungsbilder. Da oben sah er durch dichtes Grün den lustigen Schwarm buntbemützter Studenten, die abwärts zur Stadt zogen und in ihren Gesang übermütige Rufe und heiteres Lachen in jugendlicher Ausgelassenheit warfen. Das rief ihn wieder zur Wachheit zurück. Sein Blick umfing das liebliche Bild romantischer Landschaft, das Auge schweifte trunken von den Bergen ins Tal über eine gesegnete Ebene hinweg. Der schlanke Fluß hinauf und hinab sonnte sich behäbig in seinen glitzernden Wasser, und vergnügte Menschen im Feiertagsrock durchstreiften weithin sichtbar die wegsamen Berge.

Da schlug es von allen Türmen die zwölfte Stunde. Da besann er sich, heute noch nichts genossen zu haben. Er stieg langsam den steilen Fußpfad hinunter in die Stadt und nahm, seinem Gedächtnis vertrauend, in einem kleinen Gasthaus das Mittagsmahl ein.

Alle Rücksicht auf den Zweck seines Hierseins ließ er unbedenklich außer acht. Als ob ihn die unsichtbare Hand eines verfehlten Schicksals führte, folgte er darnach wie willenlos einer inneren Eingebung zu dem Haus, in dem er damals gewohnt hatte. Klopfenden Herzens stand er nun davor und sah die runzelige Fassade hinauf, ob nicht ein blonder Mädchenkopf sich am Fenster zeige. Die Zahl 1793 las er noch unter dem Eingang und ebenso den Namen der Wirtsleute: Katharina Rufer, Witwe, in halbverwischten Buchstaben. Aber statt blauer Mädchenaugen blinzelte ihn der goldene Widerschein der schrägen Sonne an. Er trat ein. Die altertümliche Klingel gellte durchs Haus. Nach wenigen Augenblicken erschien eine ältliche Frau, die den Fremden mißtrauisch nach seinem Begehr fragte. Da die verlegene Antwort — er glaubte das damals blonde Kind in ihr zu erkennen! — seltsam vorkam, weil sie das Haus ja nur zu längerem Aufenthalt an Studierende vermietete und seine unvorneh me Lage für einen so feinen Herrn nicht gerade verlockend wäre, beeilte er sich, ihre Zweifel lachend zu zerstreuen, indem er die Aussicht auf den Fluß und die gegenüberliegenden Berge als eine hinreichende Entschädigung für den vermeintlichen Mangel hinstellte. Insgeheim war sie ja froh, einen Feriengast aufnehmen zu können, denn es traf sich, daß das „Musikzimmer" durch die vorzeitige Abreise eines Studenten frei geworden war. Ohne den Schleier seines Geheimnisses zu lüften, begab er sich also mit seiner Führerin zu dem wohlbekannten Zimmer, in dem bereits alles wieder für einen neuen Inhaber peinlich hergerichtet war.

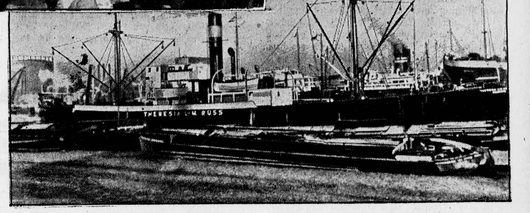
Allein geblieben, sah er sich vorsichtig, wie um eine Enttäuschung zu mildern, um. Aber es hatte sich nichts in den langen Jahren verändert. Der vielgerühmte Flügel, die einzige Kostbarkeit des Raumes und des ganzen Hauses, stand, als mutete man seinem ehrwürdigen Alter nichts Unmögliches zu, noch immer unverrückt auf seinen geschwollenen Füßen; hier das ausladende Bett, dort, an die Wand gerückt, der zierliche Schreibtisch. Obwohl darin nicht mehr als drei ungehemmte Schritte möglich waren, verbreitete der Raum doch eine bald vornehme, bald spießerlich zufriedene Behaglichkeit, die den Eindringling wie mit weichen Frauenhänden willkommen hieß. Jetzt glitt sein Auge über die Bilder hin, die in willkürlicher Anordnung die Wände faßt zudeckten. Das meiste Photographien von Studenten, die hier gehaust hatten, einige Kunstdrucke und — er täuschte sich nicht: da hing auch, mit Kohle von Freundeshand gezeichnet, vergilbt zwar, sein Bild, wie er am Flügel sitzend das Wirtstöchterlein zu einem Liede begleitet.

Er schloß die Tür ab, setzte sich an den Flügel und begann nach einem überprüfenden Anschlag, wie es die Stimmung ihm eingab, eine Schumannsche Weise. Mit noch ungelenken Händen bannte er die selige Verlorenheit seines Herzens in die wie augenblicks erschaffenen Töne. Und während das kleine Lied noch schüchtern an sein Herz klopfte, stürzten mit einem Male alle Widerstände voraussehauender Klugheit berstend über ihm zusammen, von tausendstimmigen Melodien ergoß es sich in schmerzendem Anprall bis unter die Wand seines Hirns. Er fand unter den Stößen von Noten einige unbenutzte Blätter, denen er mit fliegender Hand und gehetzter Eingebung sein klingendes Herz anvertraute. Seite um Seite, Blatt um Blatt reihte sich zueinander, er wünschte sich vielfache Hände, um das unbändige Meer seiner wundersam erregten Phantasie in sanft geschwungenen Buchten der Notenzeichen zur Ruhe zu bringen. Ein kühler Nachtwind, der von den Bergen über den Fluß zu den Fenstern hinstrich, fächelte ihm Erfrischung und und ließ ihn keine Ermüdung verspüren. Das fast taghelle Mondlicht leuchtete ihm auch nach Einbruch der Nacht, so daß ihn nichts an seinem herrlichen Schaffensdrange hinderte. Als er endlich wie aus einer süßen Betäubung erwachte, begann schon das Grau der Dämmerung das Dunkel zu entwirren. Er mischte das Manuskript, das er „Befreiung" nannte, wahllos unter den Berg der übrigen Noten und entkleidete sich, da er nur noch kleinere Müdigkeit empfand, zu einem traumlos tiefen Schlaf.

Als es nach stürmischen, aber lange vergeblichen Versuchen der Hausfrau gelungen war, ihren Weckrufen Gehör zu verschaffen, entsann sich der Fremde bestürzt seiner wichtigen Geschäfte. Er kam gerade noch recht, um eine peinliche Verlegenheit, die wegen seines Ausbleibens zu entstehen drohte, hintanzuhalten. Und als ob seine Seele nicht noch von den Erschütterungen der Nacht bebte, stand er den erhitzten Debatten mit dem unansechtbaren Urteil seines Scharfsinns vor.

***

Nach vielen Jahren las er in der Zeitung von der erfolgreichen Aufführung einer Komposition für Klavier und Violine — „Befreiung" —, die man als Frühwerk in der Studentenwohnung des berühmten verstorbenen Komponisten M. entdeckt haben wollte und der man eine beziehungsreiche Verwandtschaft mit Beethovens titanischer Feuerseele zuschrieb . . .

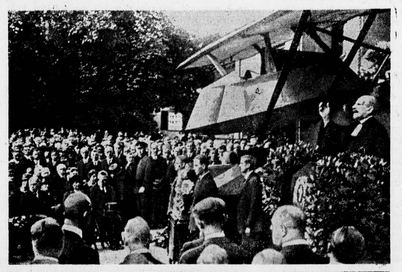


Der letzte Gruß an die toten Kameraden

Die Marinegarnison Swinemünde veranstaltete am Strande der Ostsee eine Trauerfeier für ihre toten Kameraden von der „Niobe".

Der Retter unserer blauen Jungen

Der Hamburger Dampfer „Theresia L. M. Ruß", dessen Mannschaft unter Einsatz ihres Lebens 40 mit den Wellen ringende Besatzungsangehörige der untergegangenen „Niobe" rettete.



An Groenhoffs Grabe

Die Leiche des verunglückten Segelfliegers Günther Groenhoff ist nach Frankfurt a. M. übergeführt worden. Ueber dem Grabe sieht man ein Segelflugzeug, das er früher einmal von Groenhoff geflogen worden war. In der ersten Reihe die Eltern des Fliegers.

Das Eisenbahnunglück im Korridor

In der Nähe von Dirschau entgleiste der von Posen kommende Schnellzug Krakau—Gdingen. 5 Wagen sprangen aus den Schienen und stürzten um. Sie waren durchweg mit Besuchern des „Festes des Meeres" besetzt, das am 31. Juli 1932 in Gdingen stattfinden sollte. 20 Personen wurden verletzt, darunter 6 schwer.

Goldsucher in den Wolken

Die deutschen „Blitzfänger" auf dem Monte Generoso erfolgreich?

Seit fünf Jahren arbeiten während des Sommers in aller Stille auf dem Monte Generoso — diesem ideal zugänglichen, durch eine seit Jahrzehnten wader bergwärts kriechende Bahn erschlossenen südschweizerischen Alpenberg bei Lugano — die deutschen Blitzfänger".

Auf dem vielgezackten, ausgedehnten Massiv des schweizerisch-italienischen Grenzberges, im gewitterreichsten Winkel Europas, haben diese drei von der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft entsandten Physiker jahrelang auf der Lauer nach Wolken gelegen und stehen nun vor dem Abschluß ihrer Tätigkeit. Bisher stapelten sie die elektrische Energie der Luft auf („luden sie auf"), um Spannungen zu erzielen, wie der Wissenschaft und Technik in annähernd gleichem Ausmaß zu erlangen nicht möglich gewesen sind. Mit der dadurch erzielten ungeheuren Kraft sollen

Atome gesprengt werden

und zwar mit Ergebnissen, über die man in Deutschland höchst zufrieden sein wird. Von Felszacken zu Zacken spannt sich das 800 Meter lange, mit schweren Isolationskörpern belastete Drahtseil in fast 1700 Meter Höhe. Es ist vor zwei, drei Jahren einmal gerissen und mit großem Getöse in die Tiefe der Schluchten gestürzt, wo Gerhard Hauptmanns Roman „Der Ketzer von Soana" spielt. Bei der Wiederherstellung der Anlage fand einer der wissenschaftlichen Pioniere Zeit durch Abstieg, Arbeit der Wissenschaftler ging am „Blitzspeicher" und in dem gegen jedermann festverschlossenen Laboratorium im freistehenden Nebengebäude des Gipfelhotels unbeirrt weiter.

Nach Aeußerungen von Prof. Dr. Erich Marx (Radiophysiker an der Universität Leipzig) sollen sich im Laufe des Sommers 1932 greifbare Ergebnisse erzielen lassen — Gold „Der Unterschied der Atome," erklärt Professor Marx erläuternd, „ist im wesentlichen abhängig von der Zahl der Kerneinheiten; z. B. hat Quecksilber 80 Kerneinheiten, Gold 79. Hieraus ist ersichtlich, daß, wenn es gelingen würde, eine positive geladene Kerneinheit aus dem Quecksilber zu entfernen, man alsdann

ein neues Atom erhielte mit der Kernzahl 79 — also Gold.

Solche Atomumwandlungen sind in den letzten Jahren an verschiedenen leichten und mittelschweren Atomen zuerst dem genialen Physiker Rutherford geglückt. Zu den Atomzertrümmerungen verwendet er als Geschosse die sog. a-Strahlen des Radiums, das sind doppeltgeladene Helium-Atome, die Geschwindigkeiten bis 20 000 Km in der Sekunde erreichen. Solche Geschosse sind imstande, beim Aufprall Energien abzuschießen, die auf die Flächeneinheit berechnet durch keine künstlichen Mittel bisher erreichbar waren. Wenn man nun 4 Millionen Volt Spannung zur Verfügung hätte, könnte man in Entladungsröhren einzelnen geladenen Atomen dieselbe Energie erteilen, wie sie die a-Teilchen des Radiums haben, wenn das Radium von selbst zerfällt. Man kennt solche Strahlen in Entladungsröhren und nennt sie Kanalstrahlen.

Die atmosphärische Elektrizität zur Atomzertrümmerung wegen der hier verfügbaren hohen Spannungen nutzbar zu machen, ist die Arbeit der „Blitzfänger" bisher gewesen. Man hat dabei wesentlich mehr als die bisher mit Induktorien und Transformationen erzielte, immerhin schon ungeheuere Spannung von 2½ Millionen Volt, zur Verfügung.

Nach Prof. Marx' Aeußerungen ist die von Zarathustra schon geforderte Abteilung der Blitzschäden und dafür Indienststellung des Blitzes, d. h. die elektrischen Spannungen der atmosphärischen Elektrizität in den Dienst der Wissenschaft zu stellen, der neuen „radiophysikalischen Erkenntnis" sei Dank.

„Ueber der Erde besteht ein mächtiges elektrisches Feld, so groß, daß zwischen Scheitel und Sohle eines Mannes die elektrische Spannungsdifferenz 370 Volt beträgt. Unter dieser 370-Volt-Spannung stehen die in der Luft vorhandenen Elektrizitätsträger, die positiven und negativen Ionen. Wären sie an Zahl groß genug, um stärkere Ströme zu liefern, so würde eine Spannung, die unsere Lichtspannung um das 1½ bis 2fache übertrifft, nicht erträglich sein. So aber ist der Strom so gering, daß unsere Sinnesorgane das elektrische Feld nicht spüren. Wenn aber Gewitterbildung in der Atmosphäre ist, so erfahren die normalen 200 Volt pro Meter des Erdfeldes

eine Erhöhung bis auf einige 100 000 Volts pro Meter.

Schon 100 Meter über der Erde besteht dann ein elektrisches Feld von 10—30 Millionen Volt gegen die Erde. An Bergspitzen, wo sich die Kraftlinien zusammendrängen, steigen diese mächtigen Felder ins Ungeheure."

Hier oben auf dem Monte Generoso, wo der Blick weit über die unerschöpflich großen Natur-Seen, Berge und fruchtschwere lombardische Ebene geht, sind Spannungen von größtem Ausmaß jetzt verfügbar. Sie werden doppelt so stark wie die a-Strahlen und eine Milliarde mal so groß wie die bisher zur Atomzertrümmerung dienenden stärksten Präparate sein.

Nach dem bisherigen Verlauf der Experimente kann damit gerechnet werden, daß nach Indienststellung der unbedingt zuvor nötigen festen Gefäße die hochgespannten Elektrizitätsmengen die sog. „Atomstrahlen" erzeugen; diese werden mehr als bisher die a-Strahlen des Radiums Durchschlagskraft haben, um den dichten Elektronenmantel schwerer Atome zu durchbrechen und den Wasserstoffkern des Quecksilberatoms herauszuschleudern und damit Quecksilber in Gold umzuwandeln.

Die Hochspannungsanlage auf dem Monte Generoso — ob sie unsere hochgespannten Erwartungen wirklich erfüllt?

Dr. C. Kalge.

Maschinen denken für uns

Erkennung feinster Tonunterschiede — Die Photozelle prüft Farben — Rechenmaschinen bewältigen Aufgaben der höheren Mathematik

Wenn wir bisher als wesentliches Kennzeichen unserer Zeit der Maschinentechnik den Umstand betrachtet haben, daß die Maschine dem Menschen die Muskelarbeit und die Verrichtung stets gleichförmiger, gewohnheitsmäßiger und daher gedankenloser Arbeitsvorgänge abnimmt, so werden wir uns künftig damit abfinden müssen, daß sie auch insofern ist, einen Teil der geistigen Tätigkeit des Menschen zu übernehmen. Die Sinnesorgane, durch die die Außenwelt am stärksten zum Menschen dringt, sind Gehör und Gesicht. Wir hören und sehen, was um uns vorgeht und reagieren auf dem Wege über unser Denkvermögen und unseren Willen verschieden auf die Vorgänge des täglichen Lebens und insbesondere die Befehle, die uns in der beruflichen Tätigkeit erreichen.

Das Unterscheidungsvermögen zwischen verschiedenartigen Befehlen und die Einleitung jeweils verschiedener Maßnahmen setzt ein gewisses Maß von Verstandestätigkeit voraus. Soviel zu denken, wie hierzu nötig ist, vermag auch die Maschine. Wir erinnern uns vielleicht noch jenes „nachgemachten Menschen", den der Amerikaner A. J. Wensley im Jahre 1927 konstruierte und der auf den Namen Televox hörte. In dieser großreichen Apparatur, die rein technisch betrachtet allerdings nicht mehr als eine Spielerei ist, finden wir jenes Maß von Verstandestätigkeit verwirklicht. Televox führt auf Befehl eine ganze Reihe verschiedener Vorrichtungen aus, er schaltet beispielsweise den elektrischen Herd ein und aus, er bedient den Staubsauger, kontrolliert die Temperatur der Heizung, öffnet und schließt Hegler und meldet obendrein, wie der Soldat dem Vorgesetzten, daß der Befehl ausgeführt ist.

Des Rätsels Lösung? — Der Linienwähler! Wir bedienen uns seiner täglich und obendrein in einer noch weitaus komplizierteren Form beim Selbstanschluß-Telefon. Allerdings gehen wir hier unsere Befehle in Form von Stromstößen in die Leitung, während Televox auf Pfeiftöne reagiert. Ein sinnreiches Gerät, ein sog. Frequenzfilter, unterscheidet bei ihm zwischen Tönen verschiedener Höhe — und hier beginnt in der Tat eine Leistung, die die bei musikalisch weniger geschulten Durchschnittsmenschen bei weitem übertrifft. Durch ein System von Kondensatoren und Spulen kann man selbst Töne, die in ihrer Höhe nur wenig voneinander verschieden sind, völlig sicher getrennt zur Geltung bringen, in dem Sinne beispielsweise, daß der höhere Ton die eine und der tiefere die andere Wirkung hervorruft.

Dieses außerordentlich feine Unterscheidungsvermögen, in dem die Maschine dem Menschen voraus ist, finden wir auch auf einem ganz anderen Gebiet wieder: auf dem der Farbenmessung. Wie die Technik im obenerwähnten Frequenzfilter ein dem Ohr entsprechendes Gerät geschaffen hat, so hat sie in der sog. lichtelektrischen Zelle dem Auge ein technisches Analogon gegenübergestellt. Dieses elektrische Auge ist nicht nur in der Lage, Helle und Dunkelheit voneinander zu unterscheiden, sondern vermag sogar die feinsten, für das ungeübte Menschenauge gar nicht mehr wahrnehmbaren Unterschiede in Farbtönen aller Art auf das genaueste zu erkennen und zu registrieren. Eine praktische Rolle spielt diese Fähigkeit in der Färberei, in der Konfektionsindustrie, in der Tabakverarbeitung und an manchen anderen Stellen. Daß in der Stoffärbung die Farbtöne aufs schärfste getroffen und daher dauernd genau kontrolliert werden müssen, liegt auf der Hand. Daß aber beispielsweise eine Schokoladenfabrik ein paar Dutzend verschiedene Schokoladesorten erzeugt, die ebenfalls nach ihrer Farbtönung unterschieden werden müssen, dürfte weniger bekannt sein.

Die Kontrolle übte hier bisher allein das Auge des Menschen aus und es konnten dazu nur Personen mit völlig normalem Farbensinn gebraucht werden. Mit Hilfe einer Vergleichsfarbe hatten sie Abweichungen von der Normalfarbe festzustellen. Heute steht die lichtelektrische Zelle im Bezirk, dem Menschen diese mühselige und nicht immer von Irrtümern freie Tätigkeit abzunehmen. Auch sie vergleicht die zu prüfende Farbe mit einer Normalfarbe und zeichnet das Ergebnis mit unbeirrbarer Sicherheit auf einem Papierstreifen auf.

Ein noch wesentlich höheres Maß von Verstandestätigkeit verkörpern diejenigen Maschinen, die man zur Ausführung von Rechnungsaufgaben geschaffen hat. Eine Höchstleistung auf diesem Gebiet bildet ein Apparat, der zur Lösung mathematischer Aufgaben und Probleme entwickelt wurde. Während die üblichen Rechenmaschinen lediglich die vier Grundrechnungsarten — Addieren, Subtrahieren, Multiplizieren und Dividieren — zu bewältigen haben, ist dieser Apparat in der Lage, auch die höheren Rechnungsarten, die sog. Differential-Gleichungen zweiter Ordnung, mit denen der Ingenieur ständig zu tun hat; manche dieser Gleichungen erfordern zur Lösung mehrmonatige schwierige Berechnungen. Die Maschine liefert das Ergebnis in einem halben Tag. Der Apparat führt die sog. Integrationen durch, d. h. er summiert Zahlenreihen, die sich nach einer gewissen Gleichung ändern. Es genügt dazu, die einzelnen Gleichungen in Form von Kurven in Kurvenblätter einzutragen und diese Kurven in der Maschine durch Stifte abzutasten. Das Ergebnis, das Integral, wird gleichzeitig auf einem Papierblatt in Form einer Kurve aufgezeichnet. Man kann sogar mit einer zweiten Vorrichtung noch eine zweite Integration ausführen und dadurch zahlreiche Probleme der höheren Elektrizitätslehre unmittelbar mit der Maschine lösen.

Dr. Gerhard Hempel.

Am Spinnrad des Kabels

Wenn wir als Menschen eines nach dem Verkehr benannten Zeitalters von „Verkehrsmitteln" sprechen, denken wir gewöhnlich an Eisenbahn, Kraftwagen, Schiff und Flugzeug. Selten vergegenwärtigen wir uns, daß wir auf technisch betrachtet allerdings nicht mehr als eine Spielerei ist, finden wir jenes Maß von Verstandestätigkeit verwirklicht. Televox führt auf Befehl eine ganze Reihe verschiedener Vorrichtungen aus, er schaltet beispielsweise den elektrischen Herd ein und aus, er bedient den Staubsauger, kontrolliert die Temperatur der Heizung, öffnet und schließt Hegler und meldet obendrein, wie der Soldat dem Vorgesetzten, daß der Befehl ausgeführt ist.

Kabelverseilmaschine in einem modernen Kabelwerk

Hier können Starkstromkabel bis zu 100 000 Volt verseilt werden.

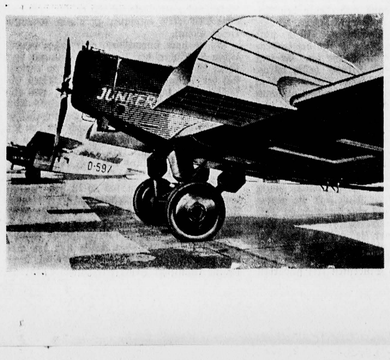
Aus den fertig gezogenen und ausgeglühten Drähten entsteht im eigentlichen Kabelwerk das Kabel bis auf seine Umhüllung in einem einzigen Arbeitsprozeß. Gewaltige Kabelverseilmaschinen füllen die Hallen aus. Auf diesen Maschinen wird aus Kupferdrähten und Papierbändern in fortlaufender Arbeitsweise der Strang des Kabels aufgebaut. Zuerst entsteht aus mehreren Kupferdrähten, die spiralig zusammengedreht werden, der eigentliche Leiter. Nahtlos drehen die Spulen, von denen die Drähte ablaufen, sich um die Achse der Maschine. Meter um Meter Draht werden abgedreht. Meter um Meter verseilten Kupferleiters erzeugend. Um den blanken Strang herum wickeln Papierstreifenspulen, die sich in gleicher Weise drehen, in spiralförmigen Windungen gelbbraune Papierschichten, die rasch zur gewünschten Isolationsstärke anschwellen.

Damit ist der Aufbau des Kabelinnern grundsätzlich beendet. Nun entsteht die Aufgabe, das so entstandene strangförmige Gebilde völlig von Feuchtigkeit und Luft zu befreien. Man bringt es hierzu zunächst in einen Trockenschrank, in dem es unter Vakuum getrocknet wird, und schließlich in einen Preßkessel, in dem ihm ein zähflüssiges Imprägniermittel einverleibt wird. Das so völlig mit Oel durchtränkte Kabel wird nun in einem weiteren Arbeitsgang mit einem Bleimantel umpreßt, der völlig dicht und natürlich nahtlos ist.

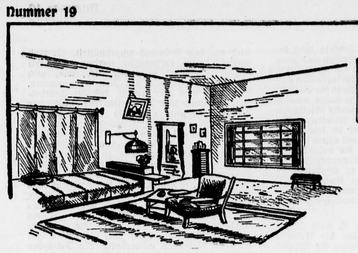
Zum Schluß erhält das so entstandene Bleikabel eine Umspinnung mit teergetränkten Juteäden, eine Umkleidung mit eisernen Bändern und eine letzte Juteumspinnung. Da es durch die Teerimgen klebrig geworden ist, gibt man ihm in einem Bad aus Schlemmkreide einen letzten Ueberzug. Blendendweiß wandert es auf die Kabeltrommel, auf der es zum Versimmungsort befördert wird.

In einem besonderen, umfangreichen Prüffeld wird jedes Kabel eingehend auf seine Fehlerfreiheit untersucht. Erst nach erfolgreicher Abnahme dieser scharfen Prüfungen darf es seinen Weg zum Besteller antreten.

Die Stimme aus den Wolken



Der Flugzeugkonstrukteur Dr. Sablatnik hat ein Flugzeug mit einer Lautsprecheranlage versehen, die dazu bestimmt ist, aus der Luft herunter Mitteilungen zu verkünden. Auf jeder Tragfläche des Flugzeuges befindet sich ein dynamischer Lautsprecher, der senkrecht auf den Tragflächen ruht. Schalltrichter führen im Bogen nach vorn bis an die Kanten der Tragflächen, wo sie sich gegen die Erde öffnen.



HEIM UND HOF

Die Rübenfliege und ihre Bekämpfung

Von Dr. Jande

Die etwa 6 mm lange, im allgemeinen grau gefärbte Rübenfliege, deren Geschlechter sich durch verschiedene kleine Merkmale unterscheiden, legt ihre etwa ¾ mm langen, weißen, länglich ovalen Eier in Seite an Seite angeordnete Gruppen von meist vier bis sieben Stück auf die Unterseite der Blätter von Runkel- und Zuckerrüben, Roten Rüben, Spinat, Gänsefuß, Melde u. a. im Frühjahr ab. Die ausschlüpfenden kleinen Larven bohren sich in das Blattgewebe ihrer Wirtspflanzen und ernähren sich minierend zwischen den beiden Blatthäuten im Blattgewebe. Die von ihnen erzeugten Lücken im Blattgewebe, sogenannte Minen, sind zunächst gangförmig und fadendünn, erweitern sich aber später zu größeren Blasen. (Vgl. Abb. a.)

Der durch den Fraß der Larven entstehende, bei starkem Befall bedeutende Blattflächenverlust führt bei Keimpflanzen sehr oft zum Absterben, bei größeren Pflanzen zu geringerer Ausbildung der Wurzel, bei Samenrüben zu mangelhafter Samenbildung, also zu Ernteverlust. Die Larven sind in etwa zehn Tagen mit einer Größe von 6 bis 8 mm erwachsen und gehen zur Verpuppung oberflächlich in die Erde. Am Hinterende der weißlichen Larven fallen zwölf warzenförmige Erhöhungen auf (Vgl. Abb. b). Die Puppen entlassen, je nach der Witterung, nach drei bis vier Wochen die zweite Fliegengeneration, deren Nachkommen in den Blättern der später gewordenen Rüben minieren. Die Entwicklung dieser Larvengeneration geht wie die der ersten vor sich, und in der gleichen Weise kann es noch zur Bildung einer dritten Generation kommen, so daß wir im Mai/Juni, im Juli sowie im August und September gewöhnlich mit einem Befall zu rechnen haben.

Die Bekämpfungsmaßnahmen sind folgende: Gegen die erste gefährliche Larvengeneration, die die jungen Pflanzen vor dem Vereinzeln befällt, beugt man zunächst durch zeitiges Drillen, durch gute Düngung und alles, was eine Förderung des Wachstums bewirkt, vor. Beobachtet man an den Rübenreihen Gieblage, dann wartet man mit dem Vereinzeln so lange, bis die Larven in den Blättern sind, der Befall also deutlich zu erkennen ist. Sodann entfernt man beim Verziehen vor allem die stark befallenen Pflanzen und läßt nur die gesunden stehen. Die ausgezogenen befallenen Pflänzchen entfernt man, wenn möglich, vom Feld und vernichtet sie. Bei kleineren Kulturen von Spinat, Roten Rüben usw. entfernt man nur

a In jungem Rübenblatt minierende Rübenfliegenlarven

b Hinterende der Larven der Rübenfliege (stark vergrößert)

die befallenen Blätter und vernichtet sie. Den späteren Larvengenerationen beugt man durch Bekämpfung der Fliege vor der Eiablage vor, und zwar besprizt man mit der Heberichsprütze jede zweite, in trockenen Jahren auch nur jede dritte bis vierte Drillreihe mit einer 0,4prozentigen Lösung von Fluornatrium in Wasser, die man zum Anlocken der Fliegen mit 2,5 v. H. Zucker mischt. Die Fliegen saugen die Flüssigkeit begierig auf und vergiften sich damit. Da 100 Liter dieser Spritzbrühe nur auf etwa 2,50 RM zu stehen kommen und der Verbrauch sehr sparsam ist, läßt sich diese Bekämpfungsmethode ohne größere geldliche Opfer durchführen.

Imker, willst du im Frühjahr starke Völker haben?

Von R. Schmidt

Wenn man obige Frage einem Imker stellt, so wird man nur „Ja" hören. Viele angehende Bienenzüchter aber die Bienenväter wissen aber noch nicht, daß dieser Monat für das Frühjahr entscheidet. Wenn auch die Biene im Sommer nur wenige Wochen alt wird, so leben die im August erbrüteten bis zum Frühjahr.

Der Imker hat also sein Hauptaugenmerk darauf zu richten, in diesem Monat seine Völker zu recht starker Brutgeschäft zu reizen. Kann er in eine Herbstbracht wandern, so ist dies ein großer Vorteil. Einmal bringt er in den meisten Fällen reichlichen Honigertrag mit und zweitens haben die Bienen in der Heide recht stark Brut eingeschlagen. Kann der Bienenzüchter nicht durch Wanderung seine Immen zum Brüten zwingen, so muß er ihnen durch regelmäßige abendliche Fütterung eine Tracht vortäuschen. Aber Vorsicht! Kein Futter verschütten und verschütteres Futter sofort entfernen oder mit Sand bedecken, am Morgen die Futtergefäße entfernen, sonst gibt's große Räuberei! Zwölf bis vierzehn Tage lang erhalten die Völker, die genügend Futter haben müssen, jeden Abend ein halbes Liter lauwarmes Zucker-, besser Honigwasser. Mit Erstaunen wird der Imker sehen, welche Menge Brut durch solche Fütterung hervorgezaubert wird. Diese Fütterung ist auch gleich eine Prüfung für die Stockmutter. Steht nach solcher vorgetäuschten Tracht die Brut lückenhaft oder erscheint sie nicht genügend, so wird die Königin als unbrauchbar ausgemerzt, und eine neue erlest oder das Volk mit einem Nachbarvolk vereinigt. Eine solche Vereinigung gibt im Herbst leicht starke Völker.

Ein sicheres Mittel zur gesahrlosen Vereinigung ist folgendes: Das Volk mit der guten Königin wird in den Schwarmkasten geschlagen und bleibt einige Stunden kühl und dunkel stehen. Dann kommen die Bienen des anderen Volkes dazu, und beide Völker erhalten ein reichliches Futter. Am nächsten Tage kann das vereinigte Volk wieder in seine Beute zurückgegeben werden. Vorhandene Brutwaben gibt der Imker solange einem anderen Volke zur Aufbewahrung.

Bei der Vorbereitung zur Reizfütterung werden alle alten, schwarzen Waben, auch solche mit zuviel Drohnenbau, entfernt und in der dicht verschlossenen Wachskiste zum Einschmelzen aufbewahrt. Frei liegende Waben werden von den Wachsmotten bald vernichtet. Die noch Brut oder Honig enthaltenden schlechten Waben finden ihren Platz bei Hinterladern ganz hinten, bei Seitenziehern an den äußersten Seiten, und der Imker kann sie nach Entleerung durch die Bienen leicht wegnehmen. Auf die Vorräte kann der Bienenzüchter auch schon achten und den Befund auf dem Merkblatt an der Imenlit anschreiben. Er schätzt, daß bei Normalmaß ein zwölf Zentimeter breiter, auf beiden Seiten bedeckelter Streifen ein Kilogramm Honig enthält, bei Kunstsie und Verfütterung braucht der Streifen nur zehn Zentimeter breit zu sein. Jedes Volk muß nach kühler Nacht noch sieben Doppelwaben (Normalhalbrähmchen) belagert. Zwei Waben muß man Wintervorrat rechnen.

Das veredelte Landschwein

Von Landwirtschaftsrat W. Bähmann

Mit drei Abbildungen

Abbildung 1

Vier Jahre alter Eber der veredelten Landschwein-Rasse

Seit einer Reihe von Jahren spielt die Rassenfrage in der Schweinezucht und -haltung erfreulicherweise keine allzu große Rolle mehr. In früheren Zeiten wurden von den Anhängern der einzelnen Rassen lebhafte Kämpfe ausgefochten. Jeder Züchter behauptete von der Rasse, die er züchtete, daß diese die einzig richtige sei, sei es das veredelte Landschwein, sei es das Edelschwein oder Landschwein usw. Für den größten Teil Deutschlands kommen meines Erachtens nur zwei Rassen in Betracht, und zwar das veredelte Landund das Edelschwein. Mit der Zucht dieser beiden Rassen befassen sich im Deutschen Reich nur ganz bestimmte, ziemlich abgegrenzte Bezirke. So wird z. B. im Osten Deutschlands das Edelschwein, im Westen das veredelte Landschwein

Abbildung 2

24 Monate alte Zuchtsau der veredelten Landschwein-Rasse

gehalten. Man kann die Oder ungefähr als Grenze zwischen diesen Gebieten ansprechen. Rechts der Oder liegt das Zuchtgebiet des Edelschweins, links das des veredelten Landschweins. Ausstellungsbesuch für die Rasse, die man züchten soll, ist der Markt, auf dem die Mastschweine abgesetzt werden und der Kundenkreis in der Umgebung.

Auf das veredelte Landschwein soll jetzt näher eingegangen werden. Wie zur Genüge bekannt

Abbildung 3. Acht bis neun Monate alte Jungsauen der veredelten Landschwein-Rasse

sein dürfte, ist das heutige veredelte Landschwein aus dem alten bodenständigen Landschwein durch Einkreuzung mit Edelschwein-Ebern Ende vorigen Jahrhunderts erzüchtet worden. Sehr viel Verdienste bei der Heranzüchtung des veredelten Landschweines hat sich der bekannte Züchter Oekonomierat Dr. Hoesch — früher Neukirchen —, erworben. Zweck der Züchtung des veredelten Landschweins war, die wertvollen wirtschaftlichen Eigenschaften des Landschweins mit den Vorzügen des Edelschweins zu vereinigen. Bei der Heranzüchtung des veredelten Landschweins benutzte man Sauen der alten Landschweinrasse, die großwüchsig und großwürfig waren, und sich genügsam, abgehärtet und fruchtbar gezeigt hatten. Bei den Edelschwein-Ebern bevorzugte man für die Kreuzung Tiere von großer Breite und Tiefe, mittlerem Wuchs, großer Fruchtbarkeit und Futterdankbarkeit. Je nachdem wie nun die alten Landschweinschläge beschaffen waren und ob man viel oder wenig Edelschweinblut hinzuführte, entstanden verschiedene veredelte Landschweintypen. So sprach man vor nicht allzulanger Zeit von einem westfälischen, hannoverschen, holsteinischen, Hohzer, Oldenburger, Lausitzer, Meißner, brandenburgischen, sächsischen usw. veredelten Landschwein. In den letzten Jahren ist aber ein erfreulicher Ausgleich unter den Typen erfolgt. Sehr viel zu diesem Ausgleich haben die Ausstellungen der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft beigetragen und die deutschen Schweinezüchter können den Preisrichtern und Ausschüssen der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft recht dankbar sein, daß sie immer wieder genau darauf hingewiesen haben, wie das veredelte Landschwein aussehen gehalten. Man kann die Oder ungefähr als Grenze zwischen diesen Gebieten ansprechen. Rechts der Oder liegt das Zuchtgebiet des Edelschweins, links das des veredelten Landschweins. Ausstellungsbesuch für die Rasse, die man züchten soll, ist der Markt, auf dem die Mastschweine abgesetzt werden und der Kundenkreis in der Umgebung.

Auf das veredelte Landschwein soll jetzt näher eingegangen werden. Wie zur Genüge bekannt sein dürfte, ist das heutige veredelte Landschwein aus dem alten bodenständigen Landschwein durch Einkreuzung mit Edelschwein-Ebern Ende vorigen Jahrhunderts erzüchtet worden. Sehr viel Verdienste bei der Heranzüchtung des veredelten Landschweines hat sich der bekannte Züchter Oekonomierat Dr. Hoesch — früher Neukirchen —, erworben. Zweck der Züchtung des veredelten Landschweins war, die wertvollen wirtschaftlichen Eigenschaften des Landschweins mit den Vorzügen des Edelschweins zu vereinigen. Bei der Heranzüchtung des veredelten Landschweins benutzte man Sauen der alten Landschweinrasse, die großwüchsig und großwürfig waren, und sich genügsam, abgehärtet und fruchtbar gezeigt hatten. Bei den Edelschwein-Ebern bevorzugte man für die Kreuzung Tiere von großer Breite und Tiefe, mittlerem Wuchs, großer Fruchtbarkeit und Futterdankbarkeit. Je nachdem wie nun die alten Landschweinschläge beschaffen waren und ob man viel oder wenig Edelschweinblut hinzuführte, entstanden verschiedene veredelte Landschweintypen. So sprach man vor nicht allzulanger Zeit von einem westfälischen, hannoverschen, holsteinischen, Hohzer, Oldenburger, Lausitzer, Meißner, brandenburgischen, sächsischen usw. veredelten Landschwein. In den letzten Jahren ist aber ein erfreulicher Ausgleich unter den Typen erfolgt. Sehr viel zu diesem Ausgleich haben die Ausstellungen der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft beigetragen und die deutschen Schweinezüchter können den Preisrichtern und Ausschüssen der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft recht dankbar sein, daß sie immer wieder genau darauf hingewiesen haben, wie das veredelte Landschwein aussehen

Frage und Antwort

Ein Ratgeber für jedermann

Bedingungen für die Beantwortung von Anfragen: Der weitaus größte Teil der Fragen wird schriftlich beantwortet, da ein Abdruck aller Anfragen räumlich unmöglich ist. Deshalb muß jede Anfrage genaue Adresse des Fragestellers enthalten. Anonyme Fragen werden grundsätzlich nicht beantwortet. Außerdem ist jeder Frage ein Ausweis, daß Fragesteller Bezieher unseres Blattes ist, sowie als Portoersatz der Betrag von 50 Rpf. beizufügen. Für jede weitere Frage, auch desselben Fragestellers, sind gleichfalls 50 Rpf. mitzusenden. Anfragen, denen zu wenig Porto beigefügt ist, werden zurückgelegt und erst beantwortet, wenn der volle Portoersatz erstattet wird. Unter der Rubrik „Frage und Antwort" werden nur rein landwirtschaftliche Fragen behandelt. Unsere Ratschläge erscheinen ohne jede Verbindlichkeit. Sämtliche Anfragen sind zu adressieren an den Verlag: „Der 7. Tag" (Fragekasten), Paderborn

Die Schriftleitung

Frage: Kuh hat Knochenweiche. Eine junge Kuh ist seit einiger Zeit auf den Beinen sehr steif und legt sich sogar in letzter Zeit tagsüber ständig hin. Sonst zeigt die Kuh keine weiteren Krankheitserscheinungen. Im Winter erhielt die Kuh an Futter Wruken mit Häcksel und Haferschaff sowie Sojaschrot. Weiter wurde verabfolgt gutes Klee- und Wiesenheu. Im Frühjahr wurde die Kuh recht zeitig auf die Weide gebracht. Auffällig ist, daß sie einen starken Durst hat und ständig Wasser saufen will. Neuerdings zeigt auch eine ältere Kuh dieselbe Krankheitserscheinung. Was kann ich hiergegen tun? W. H. in J.

Antwort: Die Krankheitserscheinungen bei der Kuh sind als Knochenweiche anzusprechen. Als Ursache kommen in Frage: Armut an Phosphorsäure und Kalkarmut von Boden und Futter, Vitaminmangel im Futter usw. Zur Behebung des Leidens empfiehlt sich die Verabfolgung von kohlensaurem und phosphorsaurem Kalk, und zwar etwa 50 g auf zehn Zentner Lebendgewicht. Auch die Verabreichung kleinerer Mengen von Fischmehl hat sich bewährt. Einen wohltuenden Einfluß übt auch ausgiebiger Weidegang bei derartig erkrankten Tieren aus. Dagegen wirkt sich übermäßige Runkelrübenblätterfütterung ungünstig aus. Versucht werden kann auch die regelmäßige Beigabe von Vitakalk der Chemischen Fabrik Berlin-Marienfelde. Dem Auftreten der Knochenweiche läßt sich durch eine rationelle Fütterung sowie durch eine entsprechende Behandlung der Rinder vorbeuge geben. Allgemein ist zu fordern, daß die Tiere nicht zu dauerndem Stehen im Stalle bestimmt sind, sondern daß ihnen Bewegungsfreiheit, am besten Weidegang, gegeben wird. Fütterungs- und Haltungsfehler sind nach Möglichkeit zu vermeiden. Die Verabreichung von Grünfutter ist in jeder Weise zu fördern. Dr. T.

Frage: Deutscher Schäferhund ist seit acht Tagen nierenkrank. Hinten ist er wie gelähmt, und beim Aufstehen winselt er. Die Freßlust läßt auch zu wünschen übrig. Was kann ich dagegen tun? B. H. in D.

Antwort: Wer sagt Ihnen denn, daß Ihr Schäferhund nierenkrank ist? Haben Sie schon einen Tierarzt zu Rate gezogen und den Urin untersuchen lassen? Es kann ebensogut Staupe oder Muskelrheumatismus usw. in Frage kommen. Auf alle Fälle werden Sie gut daran tun, die Hinterhand Ihres Hundes mit Heißluft (Föhn) zu behandeln, und zwar täglich dreimal 15 Minuten lang. Sollte das nicht helfen, möchten wir Ihnen doch raten, einen Tierarzt zuzuziehen.

Frage: Bekämpfung von Fadenwürmern in Gartenbeeten. Diese Würmer finden sich sehr zahlreich in allen meinen Gartenbeeten. Besonders bei regnerischem Wetter werden sie sichtbar und können abgelesen werden. Die Würmer zeigen sich schon seit mehreren Jahren in meinem Garten. Wie kann ich dieselben erfolgreich bekämpfen? S. in N.

Antwort: Die eingesandten Würmer waren Erdfadenwürmer. Diese können an den feinen Faserwurzeln der Pflanzen nur dann einen Schaden anrichten, wenn dieselben in sehr großen Massen auftreten. Um dieses zu verhindern, streuen Sie im Herbst je Quadratmeter 500 g Aetzkalk und graben diesen unter. An Stelle des Stalldüngers ist mit Kunstdünger zu düngen. Kl.

von wirtschaftseigenen Futterstoffen eigenen. Der Kopf ist mittellang und kräftig ohne starke Backen. Die Ohren sind derb, mittellang, herabhängend (Gesichtsvorhang), aber nicht zu groß, so daß die Augen völlig verdeckt werden, was beim Weidegang, insbesondere beim Treiben recht hinderlich ist. Der Hals ist etwas länger als beim Edelschwein, aber kräftig und gut bemuskelt. Der Rücken soll lang, allerdings nicht zu lang, da sonst leicht Senkrücken entsteht, breit und nach oben gewölbt (leichter Kurvenrücken) sein. Bei Ebern (Zuchtbildung 1) werden nicht zu lange Tiere, die in der Vorderhand breiter als in der Hinterhand sind, bevorzugt. Es hat sich gezeigt, daß solche Eber sich besser vererben, als Eber, die in der Hinterhand breiter sind als in der Vorderhand; solche Typen muß man als weibliche ansprechen. Die Schulter ist gut geschlossen, die Brust breit und tief, der Bauch gestreckt und geräumig. Das Becken soll breit, besonders bei weiblichen Tieren, und nicht zu abfallend sein. Die Schinken müssen breit sein und tief heruntergehen. Die Beine sollen korrekt, nicht zu lang aber kräftig, die Fessel ebenfalls nicht zu lang und kräftig sein, Durchtreten, sogenannte Bärentatzigkeit, darf nicht vorkommen. Vom Gesunge wird verlangt, daß es gut entwickelt und gleichmäßig ist (Zuchtbildung 2). Tiere mit weniger als zwölf Zitzen sind von der Aufzucht auszuschalten. Die Farbe ist rein weiß, kleine Pigmentflecke, die aber mit weißen Haaren bewachsen sein müssen, sind erlaubt.

Das veredelte Landschwein soll hauptsächlich ein Wirtschaftsschwein darstellen, es soll in erster Linie Dauerware, große Speckseiten, Wurst und schwere Schinken bei ausgewachsenen Tieren liefern. Zur Schnellmast eignet es sich natürlich auch, besonders im Alter von sieben bis acht Monaten (Abbildung 9). Es ist bei richtiger Fütterung meistens nicht so fett als das Edelschwein. Demzufolge wird im Sommer, wo hauptsächlich mageres Fleisch verlangt wird, dem veredelten Landschwein von den Fleischern der Vorzug gegeben.

Das veredelte Landschwein hat in den Gegenden, in denen es hauptsächlich gezogen wird, mehr und mehr das Landschwein und auch andere Rassen verdrängt, und es wäre zu wünschen, daß sich die Landwirte in diesen Bezirken dahingehend einigen möchten, nur einen Typ zu züchten, damit möglichst gleichmäßige und einheitliche Ware auf den Markt kommt. Den Großabnehmern, Wurstfabriken und Großfleischereien ist nicht damit gedient, ungleichmäßiges, verschiedenartiges Material zu erhalten, sondern ein möglichst gleichmäßiges und ausgeglichenes.

Die Ballenentzündung bei Ferkeln wird besonders bei schweren Tieren angetroffen und wenn sich die Tiere viel in Ställen mit harten und feuchten, jauche- und kotbeschmutzten Fußböden aufhalten müssen. Muß diesen Mangel für die Sauberkeit im Stall und für reichliche und weiche, trockene Einstreu zu sorgen. Schwer erkrankte schlachtreife Schweine sind möglichst bald zu verwerten. Bei den leichteren Erkrankungen sind die krankhaften Veränderungen an den Klauen mit einem scharfen Rinnmesser zu entfernen und die dadurch entstehenden, im allgemeinen heftig blutenden Wunden einige Zeit mit einem Tupfer zu komprimieren. Darauffolgt ein mit antiseptischer Kompressbindenverband anzulegen. Der Hauptwert ist jedoch auf die Vorbeuge, d. h. auf einwandfreie Haltung der Schweine, zu legen.

Wenn Gefügel lahmt, dann ist meist Rheumatismus oder auch Gelenkgicht die Ursache. Nasse Ställe und Zugwind können die Ursache sein. In diesem Falle reibe man die Beine der Tiere mit Rheumasan wiederholt ein. Feuchte Ställe werden mit Gipsdielen versehen und dick mit Torf gestreut. Das Lahmen kann aber auch eine andere Ursache sein. Es kann Tuberkulose zugrunde liegen, die leicht übertragbar ist. Daher Vorsicht und Reinlichkeit.

Schneckenbekämpfung auf einfache Art. Vielfach hört man in unserer Umgebung, daß unsere Mitmenschen Klage führen über die große Schneckenplage in den Kartoffel- und Gemüsekellern. Die vielfach angewendeten Mittel haben immer fehlgeschlagen und das lästige Ungeziefer nimmt immer größeren Umfang an. Zur Vertilgung und Vernichtung kann man einige Kröten in den Keller setzen, denn dieselben räumen gehörig unter dem Ungeziefer auf. Anderseits aber nimmt man gewöhnliches Kochsalz und streut damit die Schnecken ein; es macht sich bald ein überraschender Erfolg sichtbar, denn durch das Salz fondern die Schnecken vermehrt viel Schleim ab, daß dieselben sozusagen sich ganz auflösen. Oder, wenn man den betreffenden Keller ausweißt oder auskalkt, so setze man der Kalkmilch ordentlich Kochsalz zu und bestreiche damit Wände und auch Fußboden, wo es angebracht ist, die Schnecken werden dann beim Berühren des Unrichtig bekommt zugrunde gehen. Diese erwähnten Verfahren sind billig und vor allem aber läßt der Erfolg nicht lange auf sich warten. Sa.

Möbel von Fliegenschmutz zu reinigen. Man macht man gewöhnlicher, möglichst fein geriebener Stärke mit Olivenöl einen dünnen Teig an, taucht ein umgefähr eigroßes Stück Watte hinein und reibt die Lack- und Polituren damit ab, bis aller Schmutz gewichen. Dann wird mit alten Wollstücken nachgerieben bis alles blank ist. G. M.

Gewinnung von Knoblauchsaft, Zwiebelsaft und anderen Kräutersäften wird heute, da diese Säfte als Vorbeugungsmittel gegen mancherlei Beschwerden angewendet werden, im Haushalt viel vorgenommen. Dabei ist zu beachten, daß die Wirkkamkeit des Saftes nur erhalten bleibt, wenn er nicht gekocht, sondern höchstens pasteurisiert wird. Es wird zwar behauptet, daß sich Knoblauchsaft von selbst ohne Erhitzung hält, doch ist dies nach neueren Erfahrungen nicht der Fall. Zunächst werden bei Knoblauch die äußeren, trockenen Häute entfernt und die sogenannten Zehen mittels Hackmaschine zerkleinert. Diese Masse wird sodann in der gleichen Gewichtsmenge abgekochten kalten Wassers vermischt, öfters durchgerührt und nach einem halben Tage ausgepreßt. Die Ausbeute richtet sich ganz nach der Art der Presse; je leistungsfähiger diese ist, desto mehr Saft fließt ab. Den Saft läßt man einige Stunden absetzen und gießt ihn durch ein entsprechendes Tuch. Da der Knoblauchsaft nur keimfähige Sporen enthalten soll, ist es zweckmäßig, ihn nur in kleinen Flaschen, z. B. 100-ccm-Arzneiflaschen, abzufüllen. Flaschenkorken werden mit Schlinge festgebunden. Die gefüllten Flaschen werden bis 50 Grad Celsius im Wasserbade 35 Minuten lang erhitzt, dann herausgenommen und erkalten gelassen. Nach zwei Tagen wird nochmals bei 50 Grad Celsius 15 Minuten lang erhitzt. Der Saft, welcher nach einigen Tagen absetzt, wird vor dem Gebrauch umgeschüttelt. Er muß möglichst kühl aufbewahrt werden. So, wie der Knoblauchsaft gewonnen wird, wird auch der Saft von gewöhnlichen Zwiebeln gewonnen. Hier achte man aber darauf, daß der Zwiebelsaft, der durch das Auspressen der Zwiebel in der Hackmaschine gewonnen wurde, gemischt mit gelöschtem Kümmelkörnern (etwa ein Drittel), einige Tage an kaltem Ort stehenbleibt. Dann wird durchgeseiht und ausgepreßt. Um die wirksamen Bestandteile zu erhalten, wird dieser Preßsaft in verkorkten kleinen Flaschen pasteurisiert, d. h. bei 50 bis 60 Grad Celsius im Wasserbade erhitzt. Am besten nimmt man runde Medizinflaschen, füllt den Saft hinein, verkorkt, befestigt den Korken mit Bindfaden und erhitzt langsam im Wasser auf genannte Temperatur und beläßt darin die Flaschen etwa 20 Minuten. Nach zwei bis drei Tagen wird die Erhitzung wiederholt. Die Flüschchen dürfen nicht direkt auf dem Topfboden stehen, sondern auf einem Einsatz. Aufbewahrung möglichst kühl. Vor dem Gebrauche sind die Fläschen umzuschütteln. Auf diese Weise wird ein konzentrierter Extrakt ohne Wasserzusatz erhalten. Prof. Dr. Ks.

Fischfilet mit Steinpilzen. Für vier bis fünf Personen nimmt man dazu 750 g Fischfilet, 750 g Steinpilze und 500 g Sauerkraut. Das Fischfilet zerlegt man beliebig und läßt es eine Stunde kalt liegen. Dann übergießt man es, trocknet es ab und dünstet es, mit etwas weißem Pfeffer bestreut, in Butter gar. Die Steinpilze dämpft man gleichfalls in Butter gar. Aus einem Teelöffel Mehl, einem Eßlöffel Butter, etwas Bohnenkaffeetunke aus Butter, Mehl, Zwiebeln und süßer Sahne bereitet man, richtet man auf einer runden Schüssel einen Rand von Sauerkraut an. In die Mitte der Schüssel gibt man lagenweise Fisch mit Steinpilzen und gießt die heiße Bechamelsunke darüber. Fr. A. in L.

Leberknödel. 500 g Leber und 125 g ungeräucherten Speck oder Nierenfett treibt man zweimal durch die Maschine, dann gibt man reichlich feingeschnittene Zwiebel, Salz, Pfeffer, eine Prise Muskat, etwas Majoran, Beifuß und Thymian, zwei ganze Eier, einige Eßlöffel geriebene Semmel, etwas saure Sahne dazu und vermischt die Masse gut. Mit nassen Hände drückt man kleine Klöße davon, kocht sie in Salzwasser, gibt in Butter gedämpfte Zwiebeln darüber und gibt die Klöße mit Sauerkraut zu Tisch.

Wiener Eiernocken. 500 g Mehl werden mit Milch und Salz zu einem dicken Teig gerührt, den man auf einen nußgroßen Holzteller gibt. In Abständen schneidet man mit einem nassen Messer eigroße Stücke in einen weiten Topf mit kochendem Salzwasser. Steigen die Nocken in die Höhe, so löst man sie gut aufkochen und nimmt sie dann mit einem Schaumlöffel heraus. In einer Kasserolle läßt man Butter oder Schmalz heiß werden und dämpft darin die Nocken ab. Kurz vor dem Anrichten gibt man drei, wie zum Rührei zerklepperte Eier darüber, schwingt die Nocken damit, bis sich die Eier gut verteilt haben, und stellt die Speise noch einige Minuten ins Bratrohr. Das Gericht kann sehr wohl mit Wurstsalate oder Kompott gereicht werden, schmeckt aber auch gut mit feingerhackter Petersilie bestreut.

Schwedischer Apfelkuchen, berechnet für sechs Personen. Hierzu benötigt man Graubrot, eingeweichte Semmeln, Butter, Zucker, Zimt, Rosinen, Mandeln, Zitronenschale, Zitronensaft, Apfelmus und Apfelsinen. Man fettet eine Kuchenform gut ein und bestreut sie mit geriebenem Brot. Nun legt man das Brot und das Apfelmus schichtweise in die Form. Die erste und letzte Lage muß Brot sein. Ein paar Butterflocken werden obenauf getan, dann setzt man die Form in einen mittelmäßig warmen Ofen und läßt den Kuchen ungefähr 30 Minuten backen. Danach wird der Kuchen vorsichtig gestürzt und mit einer Butterkunke serviert. Frau K. R.-G.

Kleine Anzeigen für West- und Mittel-Deutschland

Anzeigenpreis: Jeder 1 mm hohe, 26 mm breite Raum kostet: bei Geschäftsanzeigen 27 Pf., bei Gelegenheitsanzeigen, Familienanzeigen und Stellenangeboten 20 Pf., Stellengesuchen 15 Pf. Für die Erfüllung von Platzvorschriften wird keine Gewähr übernommen. Erfüllungsort u. Gerichtsstand Paderborn. Telegr.-Adr.: Volksblatt, Paderborn.

Die hohe Auflage und weite Verbreitung in West- u. Mittel-Deutschland gewährleistet volle Inserate-Erfolge. Am Donnerstag früh eingehende vorzeitig zahlte Anzeigen erscheinen noch in der nächsten Ausgabe. Postscheckkonto: Westf. Volksblatt, Paderborn, Hannover 1534

Stoppelsaat
Der Lauch- und Kopfsalat-Düngestoff
HAVARIA QUALITÄT
Preis 2½ Pfg.
Bestellt sie mir bei Eurer Lieferung ist Irrtum ausgeschlossen
H.-BRAUN-ZIGARRENFABRIK BRUCHSAL-FORST
VERSAND PER NACHNAHME RÜCKGENOMMEN & UMTAUSCH GESTATTET

Gibt Gott das Gräslein, Dann gibt er auch das Gräslein!

Hilf bitte dieses Sprichwort wahr machen, indem Du den armen Schwestern des St. Josefsheimes, die mit ihren vielen armen Kindern in Not sind, eine kleine Hilfe sendest. Der liebe Gott wird auch Dir in Deinen Sorgen beistehen! Sende bitte per Zahlkarte oder Anweisung: St. Josefsheim, Charlottenburg, Lützowerstr. 1a (Scheckamt Berlin Nr. 458) Briefe mit Geld gehen leider oft verloren.

Verbilligte Kur mit Leciferrin granuliert

Im Frühjahr bedarf der Körper einer Auffrischung; LECIFERRIN granuliert, verbessert das Blut, schafft gesundes, frisches Aussehen und Widerstandskraft; fangen Sie sofort an, Sie werden zufrieden sein.

Blechdose 1.25 Doppeldose 2.25
IN APOTHEKEN U. DROGERIEN

Welche kath. Dame bietet kath. Herrn (Kaufmann) durch
Heirat
Eriftenz? Selbiger ist 29 J. alt, von großer Figur, dunkelfarbig. Gefl. Zuschrift. Vermögen, Kapital vorh. Ang. mit Bild unt. Nr. 3. 1178 an „Der 7. Tag", Paderborn.

Suche für meinen Schwager, best. Landwirt, kath., groß und stattl. an Tüchtigkeit. Heirat, 130 Morg., neue Gebäude, die Bekanntsch. ein best. geb. Landwirtstochter, von 28—35 Jahren zwecks baldiger
Heirat
Bild u. näh. Angab. erbitte unt. Nr. W. B. 1250 an „Der 7. Tag", Paderborn

Kath. Bäcker, 30 J. alt, sein kleiner Betrieb ist sehr gut eingeführt, wünscht auf d. Wege die Bekanntsch. eines gebildeten, kath. Mädchens im Alter bis zu 28 J. zwecks baldiger
Heirat
Etwas Barvermögen, nicht erforderlich. Ang. u. H. E. 5532 an „Der 7. Tag", Paderborn.

Heirat
Suche f. m. Neffen, 25 J. kath. 10 000 RM Vermög., pass. Lebensgefährtin m. gleich. Vermög. am. Gründg. einer Existenz od. Einheirat. Angebot mit Bild u. Nr. W. B. 8321 an „Der 7. Tag" Paderborn.

Pianohandmonikas direkt ab Fabrik von RM 40.— an

30 000 Dankschreiben
Günstige Ratenzahlungen
Meinel & Herold
Harmonikafabrik
Klingenthal Nr. 180
Verlangen Sie Liste E gratis

Technikum Konstanz am Bodensee
ingenieurschule für Maschinenbau und Elektrotechnik
Prospekt frei — Flugzeugbau und Automobilbau

Das gefährliche Alter

brauchen Sie nicht mehr zu fürchten, wenn Sie schlank und beweglich bleiben. Dr. Ernst Richters Frühstücks-kräuterliese sorgt für unschädliche Gewichtsabnahme; räumt Fett und Schlacken fort, macht jugendfrisch und leberaktiv. Packg. M. 1.80. Kurp. M. 3.—, Kurtr. M. 2.35 und 11.25. In allen Apotheken.

DR ERNST RICHTER'S FRÜHSTÜCKS-KRÄUTERTEE

„Hermes" Fabrik pharmazeut. Präparate München Gütistraße 7

Tafel-Silber-Bestecke — wertbeständig —

massiv Silber 800 gest., weiterhin Bestecke mit 100er Silberauflage, z. B. komplette 72 teilige **Garnitur M. 115.-**. Vornehmste Ausführung. 50 Jahre schriftl. Garantie. Langfristig Ratenzahlung **direkt an Private.** Katalog u. Ref. sofort kostenlos. **Besteck-Fabrik MOELLERS & CO., SOLINGEN. 90**

Rundfunkprogramme

vom 7. August bis 13. August 1932

Langenberg

Rundfunk-Vortragsfolge Langenberg (472,4)

Gleichbleibende Werktags-Vortragsfolge. 6.45: Leibesübungen. ● 7: u. 8: Wetter. Zeit. ● 7.05: Konzert. ● 10: Erste Meldungen. Zeit, Wasserstand. ● 11.15 u. 12: Konzert. ● 13.15: Wetter, Meldungen, Zeit, Tagesmeldungen. ● 13.30: Konzert. ● 14.30: Funkwerbung. ● 15.30: Wirtschaftsberichte. Zeit. ● 15.50: Kinderfunk. ● 17: Reiserkonzert. ● 18.45: Wetter. Zeit, politisch-wirtschaftliche Sport. ● 19.55: Abendmeldungen. ● ca. 22: Meldungen. Sport.

Sonntag, 7. August

7.00: Choral: Lobe den Herrn.
7.03: Bremer Hafenkonzert.
8.15: Landwirtschaftliche Rundschau.
9.00: Gelaute aus dem Dom zu Münster.
9.02: Katholische Morgenfeier.
11.00: Horst Lange: Die Goldgräber (eine Erzählung).
11.30: Prof. Dr. Unger: Musikalische Arbeitsgemeinschaft.
11.55: E. Ginsberg: Vergessene Lyrik.
12.15: Dr. Schwering: Rudolf von Bennigsen, zu seinem 30. Todestag.
12.35: H. Ebert: Musik der Woche.
13.00: Mittagskonzert des Funkorchesters. Leitung: Kühn.
14.30: Schachfunk.
14.50: H. Brebeböft: Das Leben eines Operettenkomponisten.
15.20: Einweihung des Ehrenmals der Reichsvereinigung ehemaliger Kriegsgefangener Westfalen-Mitte.
16.05: Für den Landwirt.
16.30: Reiserkonzert. Leitung: Esfoldi.
17.40: Walter Flex: Zum 15. Todestag. Musikerschaftsrunden.
18.05: Deutsches Schicksal im Bild deutscher Städte: Nicarda Huch: Düsseldorf.
18.30: Meller: Alte Kähne Originale.
18.55: Die Welt auf der Schallplatte. P. Eipper: In Estland.
19.25: Natur und Geist. Univ.-Prof. D. Dr. Hessen: Wachstum der Seele.
19.45: Sportvorbericht.
20.00: Wetter, Nachrichten, Abendsport.
22.05: Lese Meldungen, Bericht über das geistige Leben, Sport.
22.45: Nachtmusik. Leitung: Esfoldi.

Montag, 8. August

9.45: Hilde Bremus: Gymnastik für Frauen.
10.15: Mensch und Welt. Gemeinschaftsempfang für Arbeitslose.
16.20: Jugendfunk: Unkenntnis des Gesetzes schützt nicht vor Strafe. Erzählung aus Südafrika. — Ich kämpfe gegen den Berg.
18.05: Elternstunde. H. Wartmann: Vom Spielzeug des Kleinkindes.
19.00: Reiserlein zur Zeit. Dr. Barthel: Theaterkritischer Film — filmisches Theater.
19.30: Weltwirtschaftliche Tagesfragen. Dr. Böhm: Deutschlands verkehrsgeographische Lage im europäischen Wirtschaftsraum.
20.00: Abendmusik des fl. Funkorchesters. Leitung: Esfoldi.
21.00: Hindenburg-Feierstunde. Ansprachen. Werke von Mozart. Ausl.: Wiener Philharmoniker. Dirigent: P. Baumgartner.
22.30: Wien: Nachtmusik.

Dienstag, 9. August

9.45: Hilde Bremus: Gymnastik für Frauen.
10.15: Ein Buch und Welt. Gemeinschaftsempfang für Arbeitslose.
16.20: H. v. Hülsen: Wie unsere Reichsmarine der Heringsfischerei hilft.
18.45: G. Zemke: Gedichte.
18.20: Die Welt im Buch: E. Schröder: Englische Erzähler der Gegenwart.
19.00: 5 Minuten Funknachrichten.
19.10: Dr. Hennemann: Die spinalkorrektorischen Maßnahmen der Motorenordnung vom 1. Juli 1932.
19.35: Frankfurt: Stimme des Grenzlandes: Saarland. Ein Sonderbericht von Ernst Rebhut.
Darauffolgt ein Funkorchesters. Leitung: Esfoldi.
Intermezzo: Der 42. Psalm. Ausf.: Kammerchor u. Funkorchester. Leitung: Zimmermann.

Mittwoch, 10. August

8.05: Alte Dieckmann: Gartenarbeit der Hausfrau in der Siedlung.
9.45: Hilde Bremus: Gymnastik für Frauen.
10.15: Mensch und Welt. Gemeinschaftsempfang für Arbeitslose.
16.20: H. Junge: Friedliche Jagd auf rheinische Fischreiher.
16.40: Frauenstunde. Ellie Beyer: Arbeiterin und Tonfilm.
18.20: Wirtschaft und Gesellschaft im Buch. Dr. Wichterich: Der Krieg der goldenen Kugeln.
19.00: Der Mensch und der Schallplatte. Graf Hessenstein: Von Granada zur Berberlüfte.
19.20: Dr. Engelen: Gesundheitspflege und Lebensfreude.
19.35: Frankfurt: Stimme des Grenzlandes: Saarland. Ein Sonderbericht von Ernst Rebhut.
Darauffolgt ein Funkorchesters. Leitung: Esfoldi.
Intermezzo: Der 42. Psalm. Ausf.: Kammerchor u. Funkorchester.
Leitung: Zimmermann.

Donnerstag, 11. August

9.45: Hilde Bremus: Gymnastik für Frauen.
10.15: Mensch und Welt. Gemeinschaftsempfang für Arbeitslose.
12.00: Berlin: Nachrichtendienst der Reichsregierung.
13.50: Kinderstunde: Hilmar Schlüter erzählt Märchen.
16.50: Die Welt im Buch: Dr. Nanz: Neue nordische Romane.
16.40: Wirtschaft und Kultur. Joh. Göttrop: Zum Streik um das Weben der Technik.
18.20: Dr. Hesse: Aus der Reisebericht. Jos. M. Wehner: Goethes Faustburg in Mistra.
19.00: Reiserlein zur Zeit. Dr. Barthel: Theaterkritischer Film — filmisches Theater.
19.20: Aus der Praxis der Angestelltenversicherung.
20.00: Berlin: Orchesterkonzert des Sinfonieorchesters.
22.30: Berlin: Tanzmusik der Kapelle Adalbert Lutter.

Freitag, 12. August

9.45: Hilde Bremus: Gymnastik für Frauen.
10.15: Mensch und Welt. Gemeinschaftsempfang für Arbeitslose.
16.20: Jugendfunk: Der kleine Mud. Märchenhörspiel nach Hauff von O. Wallimann. 3. Teil.
18.20: Die Welt auf der Schallplatte. Prof. Dr. Bombe: Bretonisches Volkslied.
19.00: Salzburger Festspiele. Oberon. Romantische Oper von Carl Maria von Weber.
22.45: Nachtmusik und Tanz. Leitung: Esfoldi.

Samstag, 13. August

9.45: Hilde Bremus: Gymnastik für Frauen.
10.15: Mensch und Welt. Gemeinschaftsempfang für Arbeitslose.
16.20: Wanderungen in Rheinland und Westfalen. H. Ritter: Zwischen Rhein und bergischen Höhen.
16.40: Elly Beyer: Weibliche Angestellte und Tonfilm.
18.15: Dr. Hünten: Die europäische Bauernkrise.
19.00: Natur und Geist: Univ.-Prof. D. Dr. Hessen: Lebenserneuerung.
19.20: Funktitte für alle. Das Lichtzeit als Störträger.
19.30: Aus Industrie: Erwerbslose Industriearbeiter gehen in die Landwirtschaft.
20.00: München: Konzert auf 100 Jithern.
20.45: Berlin: Bunter Plattenabend.
22.45: Berlin: Tanzmusik der Kapelle Oscar Joost.
24.00: Meister des Jazz.

Deutsche Welle

Rundfunk-Vortragsfolge Deutsche Welle (1635)

Deutsche Welle: Gleichbleibende Werktags-Vortragsfolge: 5.45: Wetter für die Landwirtschaft ● 6: Gymnastik ● 6.15: Wetter für die Landwirtschaft — anschl.: Frühkonzert ● 10: Neuste Nachrichten ● 12: Wetter für den Landwirt, — anschl. Konzert. — Wiederholung des Wetterberichts. ● 12.55: Nauener Zeit. ● 13.35: Nachrichten ● 14: Konzert ● 15.30: Wetter. Börse ● 18.55: Wetter für die Landwirtschaft

Deutsche Welle: Sonntag, 7. August

6.00: Funkgymnastik
6.20: Bremer Hafenkonzert
8.00: Mitteilungen und praktische Winke für den Landwirt. Anschl. Wochenrückblick auf die Marktlage.
9.20: 3 Wolf-Stettin (M.d.N.): Die Landarbeiter und ihre Sorgen.
9.35: R. Stemmer: Wanderbienenzucht.
8.55: Morgenfeier.
Anschl. Glockenspiel des Berliner Doms.
10.05: Wettervorhersage
11.00: Stettin: Schwimmen: Luer durch Stettin. Start.
11.30: Stettin: Schwimmen: Luer durch Stettin. Ziel.
11.40: Rehpadl Musiken liest aus eigenen Werken.
12.00: Hamburg: Mittagskonzert des fl. Norag-Orchesters.
14.00: Lehrer Fischer: Lehrerschutz im Ehrenamt.
14.30: Dr. Schirokauer: Straßen am Hafen. Mitm.: P. Schmidtborn (Rezitation).
15.00: Marianne Mohrwinkel: Die Zimmerovermieterin.
15.25: Breslau: Kinderfunk: Eine heitere Erinnerung an Ferientreffen und -spiele.
16.10: Populares Orchesterkonzert. Dirigent: Clemens Schmalstich.
17.15: Pallau: 21 Deutsches Meisterschaftsrudern.
18.00: Fortsetzung des Populären Orchesterkonzertes. Ausf.: Berliner Konzertorchester.
18.45: Deutsche Charaktere Hans Kyser: Körner.
19.05: 15 Minuten Kunst Erika Arlitten: Von Kampf und Glauben.
19.20: Leipzig: Ludwig Manfred Lommel mit eigenem Programm.
19.50: Sportnachrichten
20.00: Hamburg: Bunter Abend.
21.40: Tages- und Sportnachrichten.
21.50: Joppot: Lohenatin Oper von Richard Wagner. 3. Akt.
23.10: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
Anschl. Tanzmusik der Kapelle Gerhard Hoffmann.

Deutsche Welle: Montag, 8. August

9.30: F. Koepp: Großstadt Deutschland
15.00: M. T. Wagner: Unterhaltende Stunde
15.30: W. Ludt: Die junge Generation im Spiegel der älteren.
16.00: Kantor Strube: Choralpflege in der Landkirche. Mit praktischen Beispielen.
16.30: Berlin: Nachmittagskonzert.
17.30: Oberstaatsanwalt Köhler: Freispruch — aber moralische Verurteilung
18.00: Zur Zeit: Mutzwieren mit unsichtbaren Partnern.
18.30: Spanisch für Anfänger
19.00: Aktuelle Stunde
19.30: Stunde des Landwirts.
Anschl. Wetter für die Landwirtschaft.
20.00: Breslau: Bilder aus der Landwirtschaft
20.00: Orchesterkonzert
21.00: Salzburg: Salzburger Festspiele Orchester-Serenade von W. A. Mozart. Ausf.: Wiener Philharmoniker.
22.20: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten
22.40: Wien: Abendkonzert des Orchesters Josef Holzer.

Deutsche Welle: Dienstag, 9. August

15.00: Jugendstunde: Das Dorf der Gelgenbauer
15.45: Rud. Lothar: Schächtung: Dokumente und Papiere im Alltagsleben der Frau.
16.00: E. Hoffmann: Tradition und Konvention.
16.30: Leipzig: Nachmittagskonzert
17.30: Prof. Dr. Funk: Prosina und Großstadt in USA.
18.00: Urt: Kunstgeschichte: Der romanische Baustil (2)
18.30: Prof. Dr. Röpke: Kann uns eine Autarkie aus der Krise führen?
18.55: Wetter für die Landwirtschaft.
19.00: Dr. Müller-Elmau: Widerstandskraft und Lebensmut.
19.35: Frankfurt: Stimme des Grenzlandes: Saarland. Ein Hörbild.
20.30: Wiesbaden: Sinfoniekonzert des Städt. Kurorchesters.
21.30: Frankfurt: Werther-Fischer Hörfolge von Joh. P. Konrad.
22.25: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
22.45: Hamburg: Solitonzert des Norag-Orchesters.

Inserate im „7. Tag" sind von ausgezeichneter Wirkung!

Deutsche Welle: Mittwoch, 10. August

15.00: Dr. Weidling: Krieg und auer durch die Südsee.
15.45: Charlotte Lorenz: Erprobte Hausmach-Rezepte für Herbstfrüchte
16.00: Dr. Behne: Kunstgeschichte als Weltgeschichte.
16.30: Hamburg: Nachmittagskonzert.
17.30: Piro-Dorati: Der Parlamentarismus und Staatsführung in der Gegenwart.
18.00: P. H. Gehin: Die „Alte Battlerzeit".
18.35: Dr. p. Aries: Das heimliche England.
19.00: Englisch für Fortgeschrittene
19.30: Dr. Haneld: Die Not der Städte — eine internationale Erscheinung.
Anschl. Wetter für die Landwirtschaft.
20.00: München: Maria Stuart Trauerspiel von Friedrich von Schiller.
22.00: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
22.25: Grenzberichte. Schallplatten
22.45: Hannover: Deutsche Tänze Ausf.: Norag-Orchester

Deutsche Welle: Donnerstag, 11. August.

12.00: Verfassungsfeier der Reichsregierung.
15.00: A. Holz: Das Ergebnis einer Leopardenjagd.
15.45: Frauenstunde M. Stiemke: 50 Knisse für die Küche.
16.00: H. Lamacher: Was lehrt uns die gegenwärtige Not für die Unterrichts- und Erziehungsarbeit?
16.30: Berlin: Nachmittagskonzert.
17.30: Professor Doegen: Schwierigkeiten der englischen Aussprache mit zu Ziffern Laudemonstrationen
18.00: Zur Unterhaltung durch ostjapanische Vokalmusik. Songs und Chansons Edith Braun am Flügel H. H. Rosenwald.
18.30: Spanisch für Fortgeschrittene
19.00: Aktuelle Stunde
19.30 Dr Sitota von Borstedt: Wie können wir unsere Hühner gesund erhalten? — Anschl.: Wetter für die Landwirtschaft
20.00 Orchesterkonzert Dirigent: Prof Prümer Berliner Philharmonisches Orchester.
ca. 21.00: Tages- und Sportnachrichten.
22.15: Wetter, Tages- und Sportnachrichten.
Anschl Tanz-Musik Kapelle Adalbert Lutter

Deutsche Welle: Freitag, 12. August.

15.00: Jungmädchenstunde Ein Ausschnitt aus einer Prüfung von Lehrlingen
15.40 Jugendstunde Praktisches Naturkerkehen Wie ziehen Pflanzen in Nährlösung
16.00 Lektor Moe Wie die dänischen Rundfunkteilnehmer Deutsch erlernen.
16.30 Leipzig: Nachmittagskonzert
17.30 Gerda von Bremen: Frauentum der germanischen Frühzeit
18.00 Charlotte Kaufmann: Das Cembalo, seine Ausdrucksmöglichkeiten und Grenzen
18.30: Dr Grottopp: Bilanz des Kreuzerkrieges.
19.00 Salzburg: Salzburger Festspiele „Oberon" von Carl Maria von Weber
ca. 21.30: Tages- und Sportnachrichten.
22.30: Praktische Wochenend-Raslchäge.
22.35: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
Anschl Magdeburg Abendunterhaltung Rundfunkorchester des Musiker-Verbandes Magdeburg. Dirigent: G Blumann.

Deutsche Welle: Sonnabend, 13. August.

11.00: Stunde der Unterhaltung
15.00: Prof. Dr Müller und Margarete Lieb: Wilhelm von Humboldt an seine Freundin Charlotte Diede (Jugendstunde).
15.45: Käte Gruber: Deutsche Dichterinnen: Ruth Schaumann.
16.00: von Hofler-Reichenau: Die Welt des Bauern
16.30: Hamburg: Nachmittagskonzert
17.30: Dr. Weinthal: Walterien als Freunde des Menschen.
17.50: Wilhelm Michel: Die Ufals am Rhein, das Land von Wald und Wein
18.05: Musikalische Wochenschau Prof. Hans J. Moser: Schulmusiker und Privatmusikerlehrer. (Gespräch).
18.30: Dr Günther: Der ewige Farfelin (mit hörizenischen Beispielen)
19.00: Englisch für Anfänger
19.30: Stille Stunde Wann sängt das Leben an?"
Anschl Wiederholung des Wetterberichtes für die Landwirtschaft.
20.00: München: Konzert für hundert Jithern.
20.45: Tages- und Sportnachrichten
21.00: Leipzig: Großer Tanz-Abend Leipziger Sinfonie-Orchester. Dirigent: Emil Bud Ende: Orchester Solist: M. Menfina. Tenor
Am Flügel: F Sammler
ca 22.15: Wetter- Tages- und Sportnachrichten

Frankfurt

Rundfunk-Vortragsfolge Frankfurt a. M. (390)

Zwischensender: Kassel (219)

Gleichbleibende Werktags-Vortragsfolge. 6: Wetter. Gymnastik. ● 6.30: Gymnastik. ● 7: Wetter, Nachrichten. anschl.: Frühkonzert. ● 8: Dimmler-Frühfunk. Wasserstand. ● 11.30: Zeit. Programm, Wirtschaftsmeldungen, Wetter. ● 12: Konzert. ● 13.15: Dimmler-Nachrichten, Nachrichtenmelder. ● 13.20: Konzert. ● 14: Nachrichten. ● 14.10: Werbekonzert. ● 15: Giebener Wetterbericht. ● 15.10: Zeit. Wirtschaftsmeldungen. ● 16.50, 18.15: Wirtschaftsmeldungen. ● 19.15: Zeit. Programm, Wetter, Wirtschaftsmeld.

Sonntag, 7. August

6.15: Bremer Hafenkonzert. Das gr. Gelaute von Bremer Dom.
8.15: Choralbläsen. Verantwortlich: Pfarrer Hermann Hesse.
8.30: Morgenfeier der Evang. Landeskirche Frankfurt a. M.
10.30: Predigt am Mikrofon. Dörberich von L. Eismaner. (Schallplatten)
10.50: F. Lindner: Aus: Zarathustra von Friedrich Nietzsche.
11.20: E. Schoen und Dr. Pappenheim: Rundfunk u. Volksbildung.
12.00: Leipzig: Mittagskonzert.
13.00: Aus: Mittagskonzert des Funkorchesters. Werke von Bion. Schubert. Tschaikowsky. Wagner u. a.
14.00: Jehnmintendenti der Landwirtschaftskammer Wiesbaden.
14.10: Herm Niemes: Die deutsche Landfrau im Ausland. — Dr. Haun: Die neue Lebensmittelgesetzgebung.
15.00: Stunde der Jugend: Wir sind jung und uns gehört die Welt. Hörspiel.
16.00: Mannheim: Unterhaltungsmusik für Bassorchester.
17.15: Pallau: Hörbilder vom 21. Deutschen Meisterschaftsrudern.
18.00: Dresden: Bunte Stunde mit Werken von Mozart.
18.30: 25. Mittelrheinisches Kreisturnfest in Trier. Hörbericht auf Schallplatten.
19.50: Berlin: Sport.
19.15: Wetter für die Landwirtschaft.
Anschl. Sportnachrichten — Anschl. Wetterbericht von den Deutschen Kanu-Kurzstreckenmeisterschaften des DKV. (Schallplatten)
19.30: Violoncellomusik. Ausf.: E. Kurz (Violoncello). Am Flügel: Else Brande.
20.00: Drei unterhaltsame Geschichten von Franz C. Endres.
20.20: Kinderhochzeit. Kinderfunkspiel. Text von O. Kalda. Musik von J.

Eine Seite Kurzweil

Die Drei-Mark Bekanntschaft

Ein einsamer Weg im Stadtpark. Ich gehe so für mich hin — und nichts zu suchen — das war mein Sinn.

Der Weg macht eine Biegung; durch die Büsche sehe ich ein helles Kleid mir entgegenkommen, näher und näher. Ich sehe, daß eine reizende junge Dame dazugehört. Sie ist nur noch fünf Schritte von mir entfernt.

Ganz unwillkürlich schaue ich zu Boden (ich bin sonst nicht schüchtern). Da glänzt genau in der Mitte zwischen mir und ihr ein funkelnder, blanker Taler. Jetzt sieht sie ihn auch

Sie geht langsamer — ich auch.
Sie geht vorbei — ich auch.
Sie geht noch drei Schritte weiter — ich auch.
Sie dreht sich um — ich auch.
Sie bleibt stehen, schaut interessiert auf ihre Schuhe — ich auch.

Zum Donnerwetter, einer muß doch nachgeben. Soll ich der Klügere sein? — Ich ringe einen nutzlosen Kampf; Selbstlosigkeit steht mir nicht.

Sie steht noch immer da — ich auch.
Sie lächelt vor sich hin — ich auch.
Sie geht einen Schritt zurück — ich auch.
Sie lacht — ich auch.

Kurz entschlossen hebe ich den Taler auf. „Gestatten Sie, daß wir dafür zusammen eine Tasse Kaffee trinken gehen?"

„Aber gern."

Wir gehen ins Stadtgartenkaffee und schlemmen für drei Mark — genau für drei Mark. (Ich will doch schließlich nichts dranlegen.) Leider nicht lange, sie hat nicht viel Zeit.

Ich winke dem Ober mit dem gefundenen Taler. Der nimmt ihn, prüft ihn kritisch, läßt ihn auf der Tischplatte springen — dann erklärt er kategorisch:

„Der ist falsch."

Entsetzt, entgeistert starre ich ihn an. Falsch? — Falsch?? — Falsch???

Herzerweichend seufzend zahle ich aus meiner eigenen Tasche den Schaden. Na, jetzt ist es ein Schaden.

Sie lacht übers ganze Gesicht: — ich nicht.

Hans Kraeßer

Die Vorsichtige

„Aber Anna, bevor Sie in mein Schlafzimmer kommen, müssen Sie stets vorher anklopfen, denn es könnte doch sein, daß ich gerade beim Ankleiden bin!"

„Das ist wohl nicht nötig, gnädige Frau, denn ich sehe immer erst durchs Schlüsselloch!"

Auf Umwegen

„Du, Karle, was rauchste da for 'n Kraut?"

„Weiß es nicht. Da mußte meiner Lotte ihren Herrn fragen!"

Das Inserat

Stänker will sein Auto verkaufen.

„Setzen Sie eine Anzeige auf und legen Sie sie mir vor", sagt er zum Chauffeur.

Der Chauffeur dichtet zwei Stunden, dann bringt er das Inserat, fertig zum Abdruck.

Stänker liest es aufmerksam durch:

„Das Auto verkaufe ich nicht."

„Darf ich fragen, warum?" erkundigt sich der Chauffeur.

„Na, bei den Vorzügen", sagt Stänker und weist auf das Inserat.

Kurt Miethe.

Liebeserklärung

„Du machst ja so ein glückliches Gesicht."

„Klar wie Glaspriebs!"

„Du hast dich wohl endlich verlobt?"

„Mäh, das noch nich, aber beinah gommd's auf dasselwe raus."

„Du hast dich also mit Selma ausgesprochen?"

„Na grade ausgeschbrochen gammr das ooch nich nennen. Awer sie had mich was gefraachd, und wemmr a bißjn Logik hat, da weeß mr gleich, daß sie mich heiradn will."

„Was hat sie dich denn gefragt"

„Sie fraachde, ob ich schmarche."

Unterschied

„Kennen Sie den Unterschied zwischen Römern und Griechen?"

„Nee — was kennin das for eener sin?"

„Ganz einfach: die Griechen können aus Römern trinken. Umgedreht geht das nicht."

„Nee sowas! Warum sollin denn de Reemr nich aus Griechn trinkn?!"

„Wenn ich überhaupt heirate, müßte es ein Vegetarier sein!"

„Ach, du meinst wohl, der hat nicht solche Angst, in den sauren Apfel zu beißen?"

(„Karikaturen".)

Flotte Bedienung

„Wie viele Male muß man hier nach dem Zimmermädchen klingeln?"

„Das ist ganz verschieden. Gestern habe ich siebzehnmal geklingelt, heute nur achtmal!"

Feuerzeuge gibt es in tausend Variationen. Es gibt Feuerzeuge zum Reiben, Feuerzeuge zum Ziehen, Feuerzeuge zum Drehen, zum Schnappen, zum Klappen, zum Drücken und zum Rücken. Alle Feuerzeuge brennen ausgezeichnet — wenn man sie kauft. Wenn man sie aber besitzt, geht keines mehr. Trotzdem probiert jeder Mensch im Laufe seines Lebens alle Arten aus.

Gestern saßen zwei junge Gents im Park. Verzweifelt versuchten ihre Feuerzeuge. Kein Funke sprang.

Ein älterer Herr kam — bot ihnen ein Streichholz.

Die Gents staunten:

„Fabelhaft! Wo haben Sie das gekauft?"

Jo Hanns Rösler.

Das Fernespräch

Der im Berliner Westen gelegenen Wohnung eines Fabrikanten statten Einbrecher zu einer Zeit einen Besuch ab, als sowohl die Hausherrin wie auch das Dienstmädchen sich außer dem Hause befinden. Zufälligerweise meldet sich telephonisch eine Pelzfirma und fragt an, ob sie die Pelzjacke der gnädigen Frau jetzt liefern könne.

Der Einbrecher, der ans Telephon gegangen war, erwidert auf die Anfrage:

„Wenn Sie die Jacke sofort herschicken, dann können wir sie noch gebrauchen. Rechnung wird später bezahlt." fh.

Herrenfahrer

wollte seinen Wagen besteigen. Da entdeckte er Freiligrat, seinen Freund.

„Hallo, Freiligrat! Wie geht's, wie steht's?"

„Scheußlich", sagte Freiligrat traurig, „ich weiß nicht mehr aus noch ein — alles geht schief — gestern habe ich Konkurs angemeldet — meine Wohnung ist mir gekündigt — meine Frau ist mir durchgegangen — ich mache Schluß. Ich habe das Leben satt. Mir bleibt nichts übrig, als mich ins Wasser zu stürzen. Aber wo?"

Der Herrenfahrer war gefällig:

„Ich kenne einen wunderschönen Teich — hohen Felsen, ein schöner Absprung — kein Mensch stört dich dort — gerade fahre ich vorbei! Wenn du willst, bringe ich dich hin. Steig ein!"

Freiligrat schüttelte entsetzt den Kopf:

„In deinen Wagen? Ausgeschlossen! Einmal und nicht wieder. Du fährst ja wie ein Verrückter! Ich habe wirklich nicht Lust, mein Leben zu riskieren." Jo Hanns Rösler.

Ein Blick aus dem Zug ....

Brausend naht sich der D-Zug nachts der großen Stadt. Schon ist das Weichbild erreicht und das Tempo des Zuges verlangsamt sich. In tiefem Dunkel liegt das Häusermeer. Nur noch wenige Fenster sind erleuchtet.

Im Zug steht ein Fahrgast am Fenster und sieht gedankenverloren auf die schwachen Umrisse der an der Bahn liegenden Häuser. Plötzlich bemerkt er einen Vorfall, der ihn auf das heftigste erschreckt.

Er sieht nämlich, wie in einem erleuchteten Zimmer ein Mann, der ein Schußwaffe in der Hand zu halten scheint, eine verängstigte Frau bedroht.

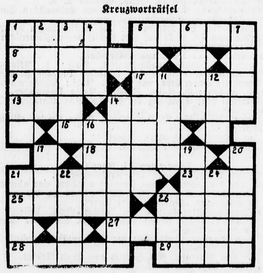
Ein Verbrechen? Dieser Gedanke schießt blitzschnell durch sein Hirn. Ebenso rasch trifft der geistesgegenwärtige Reisende Vorkehrungen, um gleich nach Ankunft des Zuges die Bahnpolizei zu verständigen. Seine Uhr zeigt 1.05. Drei Minuten später läuft der Zug fahrplanmäßig ein.

Sofort verständigt der Reisende die Polizei und nach wenige Minuten befindet er sich mit den Beamten in der Nähe des verdunkelten Fensters. Dank der Maßnahmen des Reisenden gelingt es in kürzester Zeit, die Wohnung, in der sich der Vorfall abgespielt hat, ausfindig zu machen und ein Menschenleben zu retten.

Welche Vorkehrungen hatte der Fahrgast getroffen, um den Beamten das Haus bezeichnen zu können, obwohl die Dunkelheit es nicht zuließ, sich das Haus oder seine nähere Umgebung zu merken?

Denken Sie nach

Kreuzworträtsel



Die Wörter bezeichnen:

Waagerecht: 1. Psalmenschluß. 5. Bezeichnung für überseeische Telegraphenleitungen in Schutzhülle. 8. Quellnymphe der römischen Sage. 9. Strom in Sibirien. 10. Finnischer Langstreckenläufer. 13. Stadt in Neuitalien. 14. Offener Hauptraum eines altrömischen Hauses. 15. Papstname. 18. Herbstblume. 21. Anderer Ausdruck für eine Schauspieler- oder Sängerrolle. 23. Türkischer Titel. 25. Lieder einer Oper. 26. Nordisches Göttergeschlecht. 27. Begabung. 28. Verletzung durch einen spitzen Gegenstand. 29. Schwimmvogel. — Senkrecht: 1. Orientalischer Gruß. 2. Ringelwurm. 3. Deutscher Dichter. 4. Papageienart. 5. Name eines Sonntags. 6. Italienische Hafenstadt am Adriatischen Meer. 7. Alkhiest. 11. Gefäß. 12. Fluß in Oberösterreich. 14. Wermutschnaps. 16. Teilzahlung. 17. Poetische Bezeichnung für Adler. 19. Grünfläche. 20. Verwandte. 21. Amtlicher Personenausweis. 22. Berg in der Schweiz. 24. Stadt in Belgien. 26. Englisches Bier.

Silbenrätsel.

I.

fe, ge, ga, de, le.

II.

ma, en, mo — el, do, il — ur, ol, be — rie, fra, au — ei, er, rol.

Jede Silbe unter I ist die Endsilbe von 8 zweisilbigen Wörtern, deren Anfangssilben unter II zu finden sind. Auf diese Weise sollen Wörter gebildet werden, deren Anfangsbuchstaben, richtig geordnet, ein Drama von Ibsen nennen. Zu beachten ist, daß die Reihenfolge derselben unter I nicht geändert werden darf, die Silben unter II können innerhalb der Gruppen geändert werden.

Kryptogramm

Von einem bestimmten Buchstabenfeld in gleichmäßigen Zwischenräumen fortschreitend erhält man einen Spruch.

Bilderrätsel.

Zusatzaufgabe.

Land—, Berg—, Zoll—, Dom—, Filz—, Huf—.

Wenn man an Stelle der Striche Hauptwörter setzt, welche in Verbindung mit den obigen neue bilden, so ergeben die zu suchenden Wörter in ihren Anfangsbuchstaben den Namen eines Sternbildes.

Auflösungen aus Nummer 18

Lösung des Silbenrätsels: Leopold, Cornelius, Anton, Florentin, Andreas. — Vater.

Lösung des Diagonalrätsels: Eiche, Iller, Beton, Argos, Urnen. — Eibau, Elton.

Lösung der Skataufgabe:

1. Er wird Pik-Sieben ausspielen. Auf den Kreuz-Buben könnte unter Umständen Pik abgeworfen werden.
2. Er wird die Gegner voraussichtlich Schneider machen, es sei denn, daß alle anderen Pik in einer Hand sitzen.

Lösung des Homogramms: Marie, Franz, Linde.

Lösung des Kreuzworträtsels: Waagerecht: 1. Siena. 4. Gasse. 7. Tiberat. 8. Nie. 10. Ena. 11. Nie. 13. Manon. 15. Laban. 17. Liebe. 20. Brion. 23. Ars. 24. Spa. 25. Kai. 26. Rapallo. 27. Trave. 28. Lunge. Senkrecht: 1. Siam. 2. Eden. 3. Aden. 4. Graf 5. Stad. 6. Eien. 9. Tapir. 12. Samoa. 14. Orb. 16. Ahr. 17. Last. 18. Efra. 19. Espe. 20. Ball. 21. Ikon. 22. Nike.

Verantwortlich für den Gesamtinhalt: Chefredakteur Fritz Walter, Paderborn. Druck und Verlag: Westfälisches Volksblatt AG., Paderborn

1. Jahrgang – Blatt Nr. 20 — Sonntag, 14. August 1932 — Verlagspostanstalt Paderborn

Der 7. Tag

Heute neuer Roman!

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Vom Notwendigsten

Der 7. Tag. Es ist Feierabend. Aller Werktag ist abgestreift, und Sonntagsvorfreude läutet mit allen heimlichen Glocken der Seele. Soll das heißen, daß wir nun herausgehen aus der Welt und uns einen Winkel aufsuchen, in dem wir für eine Weile träumen und alles Schwere und Häßliche da draußen vergessen? Ach, es käme dann am Montag mit doppelter Macht und mit gesteigerter Häßlichkeit wieder auf unser Haupt. Nein, das ist nicht das Rechte. Wohl ist es recht, für eine Weile aus dem Strome zu treten, doch nur, damit man ihn besser überschaue und sich besinne, wie man seiner Meister werde. Daß man dann am Montag mit klarerem Sinne, mit gefaßterem Herzen und mit gestärkter Zuversicht seine Aufgabe sehe und sich ihrer annehme. Jeder ernste Mensch nimmt die Sorge des Werktags mit hinein in den Sonntag. Er kann es nicht anders. Die Dinge lassen ihn nicht. Er kann nicht vor Gott stehen als Deserteur an dem, wozu er mitberufen ist.

Und was heute unsere Seele immer wieder quält und was uns bis in unsere Träume hinein verfolgt, das ist die Frage „Deutschland". Nein, wir haben kein Recht, uns in den Sorgenstuhl zu setzen — der seltsamerweise zu etwas ganz anderm gebraucht wird, als wonach er genannt wird — haben kein Recht, uns unseres kärglich gewordenen Lebens in Ruhe zu freuen, bis diese Frage gelöst ist. „Denk ich an Deutschland in der Nacht, bin ich um meinen Schlaf gebracht."

Indessen scheint es mir, als ob wir in der Beschäftigung mit dieser Frage manchmal arg an der Oberfläche blieben. Oder woran denken wir insgemein, wenn wir von Deutschlands Rettung und Aufstieg sprechen? An Revision des Friedensvertrages, an Streichung der Kriegsschulden, an Ankurbelung der Wirtschaft und ähnliches? Ist das etwa nicht wichtig? Doch, das ist so wichtig, daß wir diese Wichtigkeit jeden Tag fast körperlich spüren. Diese Wichtigkeit schaut uns an aus den Augen tausender und abertausender abgehärmter Frauen, aus den Augen von Millionen unterernährter Kinder, hat in den Scharen unsere Straße bevölkernder arbeitsloser junger Leute, in den tot zum Himmel schreienden tausenden von Schornsteinen ihr Symbol, ihren Ausdruck in dem möchtenlichen Index der Konkurse, in den verhangenen Schaufenstern bankerott gegangener Geschäfte. O, die täglich neu erlebte Wirklichkeit dieser Dinge drängt uns die Wichtigkeit der obengenannten Fragen ganz von selbst auf. Sorgt dafür, daß der Kampf um sie von Volk und seinen Führern mit aller Kraft, die einem ausgepumpten Volke noch verblieben ist, weitergeführt wird.

Doch nun habe ich eine Frage, eine sehr wichtige, ja entscheidende Frage, wie mir scheint. **Wenn wir morgen am Tage das alles erreicht hätten, um was wir da kämpfen und um was wir, — darin sind wir uns einig von rechts bis links — kämpfen müssen, wäre dann alles gut?**

Wenn ich diese Frage mit einem lauten „Nein" beantworte, so bin ich mir bewußt, daß dieses Nein manch einem auf die Nerven fallen wird und daß der oder jener bissig zurückgeben wird „Lieber Freund, hab nur keine allzugroßen Rosinen im Kopfe, wir dürften heilfroh sein, hätten wir nur erst das einmal glücklich erreicht. Nachher, ja, da wärs dann schon an dem, daß wir uns auch an deine Liebhabereien noch erinnern und sie in Ueberlegung ziehen könnten."

Nun, ob es sich da um Rosinen handelt, wird sich ja später noch herausstellen. Ich

Das Wunder — A. Defner

werfe hier die ganz einfache, schlichte Frage auf: „Wovon lebt und wächst ein Volk?"

Machen die Grenzen ein Volk? Machen die Geschäfte und Reichtümer ein Volk? Ja, macht die Verfassung, sei sie nun so oder so, ein Volk? Sind das nicht alles im Tiefsten rein äußere Dinge, die rein für sich genommen, d. h. wenn ein jeder sie als Hauptsache nimmt und sieht, bestens geeignet sind, das Volk erst durcheinander zu bringen und auseinander zu treiben? Volk ist aber erst da, wo man sich einig ist. Volk ist da, wo Menschen gleichen Geblütes sich als zusammengehörig erkennen und aus dieser Erkenntnis heraus leben.

Es geht damit, wie mit der Familie. Familie ist nicht da, wo man 6, 7 einander wildfremde Menschen in ein Haus sperrt und ihnen sagt: „Ihr seid nun vor dem Standesamt und vor der Oeffentlichkeit eine Familie". Familie ist nicht da, wo nur Rücksicht auf einen gemeinsamen Besitz oder einen gemeinsamen Betrieb, ein halbes Dutzend Menschen gleichen Namens und gleichen Geblütes hindert, auseinander zu laufen. Familie ist nicht da, wo man die Statuten des Zusammenlebens (Verfassung) in der Wohnstube hinter Glas und Rahmen aufhängen und die „Darnachtrachtung" mit brutaler Gewalt erzwingen muß. Nein, Familie ist etwas, was aus innern Kräften entsprungen ist und lebt; das sich zusammengefunden hat und zusammen lebt, weil die Verantwortung füreinander ein fragloses Lebensbedürfnis ist, dem man nachkommen muß, ganz gleich, ob man Nutzen oder Schaden davon hat. Man hat dafür das Wort „Gemeinschaftsgeist" gefunden. Das ist aber nur ein anderer Ausdruck für das gute alte Wort „Liebe". Aus der Liebe fließt die Treue, weil eine Liebe, die gekündigt werden kann, nie eine gewesen ist. Aus der Treue folgt das Opfer, weil eine Treue, die Opfer scheut und sich im Opfer nicht bewährt hat, eine Einbildung, nein eine Lüge ist.

Liebe — Treue — Opfer, da haben wir die Kräfte, aus denen eine Familie lebt. Das sind die Kräfte, von denen sie in jedem Augenblicke getragen sein muß, aus denen sie gleichsam in jedem Augenblick immer wieder neu geboren werden muß. Sobald eine dieser Kräfte ausläßt, sagt man „Nein" zur Familie. Eine Familie lebt nicht von den Ansprüchen, die die Familienmitglieder an die Familie stellen, sie lebt von den Opfern, die jeder einzelne der Familie zu bringen gewillt und imstande ist. Eine Familie lebt nicht von der Spekulation des einen auf die Treue und Hingabe des andern, sondern aus der Hingabe, die jeder einzelne aus innerem Müssen für die Familie aufbringt. Eine Familie kann nicht vom Hasse leben — ja, und das ist das Himmeltraurige, daß man das heute erst noch sagen muß.

Und wie die Familie von der Liebe, von der Treue und vom Opfer lebt, so lebt auch die Volksfamilie von gar nichts anderem. Ein Volk, das nicht aus den innersten Kräften der Liebe, der Treue und der Opfergesinnung lebt, was ist das? Das ist kein Volk. Das ist eine Herde von Hunden, die sich argwöhnisch-belauern, die sich gegenseitig den Knochen vor dem Maule wegschnappen, die sich alle Augenblicke anfallen und zerbeißen. Nichts andres.

O, wenn sich zwei Deutsche in der Fremde treffen, da spüren sie's. Da gehts ihnen wohl wie den beiden schwäbischen Handwerksburschen (in Max Eyth's Roman „Der Schneider von Ulm"), die sich unversehens auf einer Straße in Wien begegnen und erkennen und nun in der Freude, einen Landsmann getroffen zu haben, sich eine Viertelstunde lang aus tiefstem Herzengrunde anfluchen. Aber innerhalb der deutschen Grenzen, ja da ist das dann ganz etwas anders. Es gab einmal eine Zeit, und sie ist noch in aller Erinnerung, da waren Millionen von Deutschen bereit, für Deutschland zu sterben und sind klaglos gestorben. Wieviele sind heute bereit für Deutschland zu leben? Bitte, nicht von Deutschland zu leben, sondern für Deutschland. Und diese Frage möchte ich jedem, Reich oder Arm, Vornehm oder Gering mit der ganzen Gewalt, die mir möglich ist, in sein Gewissen hineinstoßen. Daß diese Frage notwendig ist, wissen wir alle. Es soll sie aber nicht einer dem andern, sondern ein jeder sich selber stellen. Und damit nicht vorn vor den Altar gehen, sondern hinten im Turm bei dem Zöllner stehen bleiben, der eine viel sympatischere Persönlichkeit ist, weil er ehrlich ist.

Noch einmal, wenn wir auf das deutsche Volk als Gesamtheit sehen, wie steht es da? Leben die Kräfte in uns, die Volk schaffen? Ach, ich will das alte Klagelied nicht von neuem anstimmen, das Lied von der Scheidung der Deutschen in Politik und Wirtschaft, in Klasse und Stand, in Geist und Kunst, von allem andern zu schweigen. Nein wir sind keine Volksfamilie mehr. Heute weniger denn je.

Ist denn alles fort? Nein. Gottseidank nicht. Es sind noch Menschen da, die mit äußerster Kraft und Aufopferung das Ganze tragen. Aber ihre Knie zittern schon von der Anstrengung, von der unmenschlichen Mühe, die sie das kostete bis jetzt. Wenn sie eines guten Tages ganz zusammenbrechen? Dann ist das Ende Deutschlands da. Und reißt auch alle die mit ins Verderben, die auf die Treue, die Kraft und den Opfersinn dieses einen Teiles spekuliert haben. Dann können soviel Stände, Klassen und Organisationen soviel Ansprüche „anmelden" als sie wollen, der dann über Deutschland geborstene Himmel wird ihnen ein teufelsmäßig höhnisches Echo geben. Dann mögen so und soviel Parteien ihren Laden noch so schön dekorieren, die Weltgeschichte streicht das lange dann mitleidslos in die Abfallkiste. Dann mögen noch soviel Weise ihr patentiertes Aufbauprogramm mit der Stimme eines billigen Jakob zu Libori auf dem Markte ausschreien, Aufbauprogramme, die in den luftleeren Raum materialistischen Denkens hineingebaut sind, man wird ihnen nicht einmal das Geld für eine Fahrkarte zur nächsten Nervenheilanstalt geben können. Dann mag auch der Völkerbund eine Notsitzung nach Genf einberufen und per Eilschrift auch noch den besonders wichtigen Negerpräsidenten von San Domingo herbeiholen, sie werden grade früh genug kommen, um Europa untergehen zu sehen und den Fluch derer noch zu hören, die sie mit ihrem hohlen theatermäßigen Getue in die Verzweiflung hineingetrieben haben.

Wird uns da nun nicht klar, daß wir die Sache von einem ganz andern Ende her anpacken müssen? Es müssen derer wieder mehr werden, die Volk in sich haben und Volk sind und nicht bloß Volk reden. Das Fundament, das Notwendigste muß erst wieder her. Und woher soll es kommen, wenn nicht von Menschen, die die Liebe so heiß in sich tragen, daß sie andern noch davon mitgeben, andere damit anstecken können? Vor dem neuen Deutschland steht nicht der Haß, der Verrat und die Habgier und die Ungeduld, sondern da schließt nur der dreifaltige Schlüssel der Liebe, der Treue und des Opfers. Wohl, wir verstehen den Volksgenossen, den die Ungeduld gepackt hat und der nun glaubt, man könne das V

vor dem A sagen, wenn man ernstlich wolle. Aber wir können zu seinem Wege nicht Ja sagen, um desselben Vaterlandes willen nicht, das uns beide geboren hat. Wir können nicht glauben, daß aus dem Hasse das Neue und Große erblühen könne, das wir alle ersehnen. Es ist einer gewesen, der einmal gesagt hat: „Suchet zuerst das eine Notwendige (das Reich Gottes), so wird euch alles andere drein gegeben werden". Dieses Wort scheint mir auch auf unsern Fall zu passen. Tuet alles, um Deutschland zu retten, vergeßt aber das Wichtigste nicht, ohne das auch das andre nichts wert ist. Und jeder einzelne soll sich fragen, wozu er gehören will, ob zu den Menschen der Oberfläche oder zu jenen, die über dem Vaterlande sich selber vergessen und nicht erschrecken und zurückfahren, wenn die Liebe sich im Opfer bewähren soll. Heute gehts drum.

Ein heiliger Hain

von Ulf Uweson

Verloren war der Blick, der über die herbstschwachen Blätter glitt. Kohlschwarze Augen schickten ihn müd über das welkende Land. Die Nacht hatte ihren Schleier zwischen der Himmelsbläue und den Menschenaugen ausgespannt. Einsternd huschte verspätetes Getier vorbei und nächtliche Raubkäfer rüsteten zum Aufbruch der Jagd.

— — „hu — hu — huhuhuhuhu" — kams aus dem Eichenhain herausgesegelt und gleich dernach schwankte in der Lichtung ein sofasames Ding auf und nieder.

„hauzi" — lockte Minka leis, und „hu — hu — huhuhuhu" lachte es wiederum auf. Und in krummen Linien torkelte der Waldkauz um die regungslose Mädchengestalt. Dunkler und dunkler wars unterdes geworden.

Vor zwei Jahren war Minka fünfzehn Jahre alt gewesen. Damals war es, daß Jan Bord, der weißhaarige Dorfhirt sie fand. Zu Tod erschöpft im wuchernden Kraut. Gerade vor dem Heidenopferstein, dem mächtigen Findlingsblock, der knapp eine halbe Meile von der Gemeinde abseits liegt. Neben einer dichten Eichengruppe. Der alte Jan führte das fremdländisch aussehende Mädchen halb und halb trug ers zu sich. In seinen Stübchen wurde es von ihm gefüttert, wie man ein Kind füttert. Dann fiels in Schlaf.

Sobald das Dämmern in den kleinen Raum gedrungen war, putzte Jan mit Sorgfalt seine kleine Lampe. Als er aber den blanken Zylinder darauf setzen wollte, wäre ihm der bald aus der Hand gefallen. So hatte sich der Alte erschrocken über das laute — „Wo bin ich?" — mit dem die Fremde vom Lager gesprungen war.

Nicht schwer fiels der geruhsamen Art Jan Bords, seinen Findling zu beruhigen. Und knapp eine Viertelstunde später kannte er auch schon seines Schützlings Leben. Viel war da nicht drinnen. Nichts Schlechtes, aber auch nichts Schönes. Der Dorfhirt hatte sich schon so seine Gedanken gemacht. Jetzt stand er kopfnickend auf, hieß Minka auf ihn warten und ging hinüber zum Abdarsbauer. Es dauerte ziemlich lang bis er wieder zurückkam. Freundlich nahm er nun die Fremde mit. Er brachte sie zu dem Bauern. Was beide Male dort verhandelt wurde, das erfuhr niemand. Bloß daß der Abdarsbauer eine neue Magd eingestellt hatte, das sah am nächsten Tag jedermann, der am Hof vorüberkam. Und, daß die neue Magd ein schwarzhaariges, dunkeläugiges Ding war, das sah auch ein jeder. Der Abdarsbauer, der das Reden haßte, und den darum niemand anspricht, wenn das nur irgendwie angeht, der schwieg sich aus. Einzig der Dorfvorstand, der ja mit allen solchen Dingen zu tun hatte, erzählte am Abend im „Goldenen Stern", die schwarze Magd sei ein richtiggehendes Zigeunerkind, das vor vier oder fünf Tagen seinem Trupp heimlich davongelaufen wäre. Wenig schlechtes Essen hätt es dort gegeben und viel Schläge. Von ihren vier älteren Schwestern. Aus Eifersucht. So sei sie auf und davongelaufen und gelaufen, bis ihr kleiner Mundvorrat aufgezehrt gewesen sei. Müdigkeit und Hunger hätten sie endlich zusammenbrechen lassen. Gerade draußen im Eichenhain. Bei dem Findlingsblock. Der Abdarsbur, der sein Weib durch seltsen Tod und von seinen drei Söhnen zwei draußen im Feld verloren, der sei jetzt froh gewesen, daß er jemand in seine Bauernschaft bekommen habe. Zum wenigsten, bis der Krieg vorbei und sein Lehter aus dem Feld zurückgekehrt wäre.

— — „Wohl leis ihm vergönnt, dem Abdarsbur", sagten die Zuhörer auf des Vorstands Erzählung. Dann griffen sie zu den Gläsern.

Damit hatte das sein Bewenden, bis etliche Wochen später Willehard Boldersen in Urlaub kam.

Willehard Boldersen. Ein helläugiger, strammer Bursch. Der einzige Erbe, den der Abdarsbauer hatte. Dessen Name war von seinem Hof, dem Abdarshof. Und das Wort ist alt. So alt wie das breite Nest, das seit einer stattlichen Reihe von Jahrzehnten den Giebel schmückt, und in dem noch jeden Sommer über eine zufriedene Familie der Klapperschnäbel gehaust hatte.

Willehard war auf Urlaub gekommen. Und da wußte man sich bald wieder Neues vom Abdarshof zu erzählen. Allemal, wenn der Urlauber in den „Goldenen Stern" kam, zog man ihn wohl ein wenig lang, dieweil er dann nicht bei seinem Namen, sondern „Minka" gerufen wurde. Aber bös war das nicht gemeint, und der junge Bauer nahms auch nie dafür. Mit dem hatte es wieder sein Bewenden, als der Gefreite Boldersen zurück in den Krieg gegangen war. Mit dem Himmelsbrief auf dem Herzen, den ihm Minka beim Abschied gegeben hatte. Draußen vor dem Dorf bei dem Heidenopferstein.

Im Dorf ist noch kein Sonntag vorbeigegangen, ohne daß Minka auf dem Heimweg von der Kirche bei Jan Bord auf ein kurzes Plaudern herangekommen wäre. Das wußte man im Abdarshof, und wem dann die kleine Pappelallee daherkam, stand allemal der Bauer unter der Tür und sah ihr entgegen. Was er sich dabei dachte, konnte niemand wissen; denn sein Aussehen ist seit den vielen Unglücksfällen stets gleich vergrämt. Bot ihm Minka alsdann die Tageszeit, so nickte er nur bedächtig mit dem Kopfe. Dan Bartelmann, der Schuster allerdings, der wollte bei einem solchen Anlaß bestimmt gesehen haben, daß des Abdarsbauern Augen, als er Minka zunickte, richtig lachten wie die von seiner kleinen Gret, wenn sie Aepfel in Mutters Schürze sehen.

*

An der Westfront kletterte um Mitternacht ein Spähtrupp aus dem Graben, als laut und grau ein Waldkauz rief. Darob verschrak sich einer der Kriegsleute gar sehr. Der hatte an einen andern Kauz gedacht. An einen, der weit weg von der Front hauste. Der in einem kleinen Eichenhain lebte. Bei einem großen Findlingsblock, an dem allabendlich jemand für ihn, den Krieger beten wollte. Jemand, der ihm das Liebste war auf Erden.

Lange schon vorm Frührot kehrte die schwache Abteilung zurück. Nur einer fehlte. Der Gefreite Willehard Boldersen hatte sich wohl in dem dichten Busch verirrt und nimmer zurückgefunden. Vierzehn Tage wartete man. Auch schickte man seinetwegen eine neue Patrouille in den Busch. Die hatte aber keinen Erfolg und so wurde der Gefreite als vermißt gemeldet.

*

Es war in der deutschen Heimat. Um die Mitternachtsstunde nehten glühheiße Tränen den braunen Boden, auf dem müd das abgeblühte Knaut schlummerte. Emst rauschten die uralten Eichen dazu, wie sies golernt, als noch auf dem steinernen Block die heilige Flamme gelobt und flackernd ihre rissigen Rinden vergoldet hatte. Minka lag vor dem mächtigen Stein. Verhaltenes Schluchzen riß den jungen Körper hin und her. Ein Schatten flog vom Boden auf. Taumelte hinauf zu den vollen Kronen. Schwankte über die schmale Lichtung weg und kam wieder zurück zu der Stöhnenden.

Noch niemals hatte der Waldkauz so schaurig geheult wie in jener Nacht.

*

Uebers Jahr war der Krieg zu seinem End gekommen. Wenig Leben war auf dem Abdarshof. Die Arbeit im Feld, die war getan. Der Bauer kam kaum mehr hinterm Tisch hervor. Die Langschnäbel waren längst weggezogen. Minka tat die Arbeit im Haus und gab dem wenigen Gesind das Nötige in den Ställen an. Der lehte rote Fleck vom Land war braun geworden. Winterkälte rang mit der schwachen Sonne vom Herbst. Als ein Brief auf dem Hof anlangte.

Der alte, weiße Bauer und seine junge, schwarze Dirn, die sahen sich Hand in Hand an dem plumpen Eichentisch gegenüber. Vier Augen trieben Tränen.

Der lehte Sohn vom Abdarshof lebte. Er war aus Frankreich ausgeliefert worden. Er hatte sein Kommen angezeigt. Etliche Briefe, so hieß das in seinen ungefügen Zeilen, wollte er in dem Jahr geschickt haben. Die waren wohl verloren gegangen.

Der alte, weiße Bauer und seine junge, schwarze Dirn, die sahen sich Hand in Hand an dem plumpen Eichentisch gegenüber. Vier Augen trieben Tränen.

*

Schlowweise glitzerte es im Schnee. Rabenschwarze Eichen malte der volle Mond darauf. Zwei Gestalten scharrten mit den bloßen Fingern durch die erstarrten Stengel hinab bis ins Wurzelwerk. Dorthin preßten vier Hände ein zusammengefaltetes und gar arg vergriffenes Stück Papier. Dann brachten sie den Boden wieder in Ordnung, und vor einem Felsenbrocken, der im Sommer schwarz und im Winter weiß ist, umfingen sich zwei Menschenkinder eng und lang.

Ein Schatten glitt zwischen den schneeverhüllten Eichenstämmen hervor. Er umschwankte die beiden Gestalten, die zu einer geworden waren.

Noch niemals hatte der Waldkauz so hell gerufen wie in jener Nacht.

Diktator Tscheg

von Ernst Zeh

26 — in Worten sechsundzwanzig — Jahre lang hielt es Tscheg in einer der raubesten Gegenden Deutschlands aus. Das will für einen savanischen Exoten schon etwas heißen. Sieben Jahre schleifte er das Gewicht seines Kette mit sich herum. Aber Tscheg dachte gar nicht mehr ans Ausreißen. Er gab alle Garantien für dauernde Seßhaftigkeit. Da fiel die Kette von ihm. Tscheg wurde freier „Bürger" der Stadt Hof a./S. Die ganze Stadt lief ihn gewähren wie die Inder ihre heiligen Affen. Das machte ihn etwas übermütig. Nur vor den Schlotfegern und ihren Besen hatte er Respekt. Eine Begegnung mit ihnen quittierte er mit mörderischem Geschrei und blitartigem Abrutsch an der Dachrinne. Das verleidete ihm seine lustigen Ausflüge.

Tscheg war nicht bösartig; aber mit garantierter Sicherheit konnte man niemals sagen, wo hinaus er mit seiner Zärtlichkeit wollte. Tscheg war ein geriffener Spekulant und Hamsterer. In seinem Greifenalter ließ das alles nach. Nur häusliche Sensationen vermochten ihn noch zu fesseln; tief in sich versunken hockte er meist in Rückendeckung da; das Paradies muß ihm nahe gewesen sein. Als wir beide Bekanntschaft schlossen, hatte Tscheg sein Mannesalter schon überschritten. Er war schon ins Alter gekommen, sein Vollbart war schon ergraut. Seltsam, wie dieses Backenbärtchen die Physiognomie seines geliebten Herrn topierte! Aber Tscheg war in diesem vorgeschrittenen Lebensalter noch rüstig, immer noch Spekulant und Hamsterer. Seine Eckzähne konnten noch schmerzhaft in die Waden zwicken.

Von den Jahreszeiten bevorzugte er entschieden den Sommer. Seine Tageseinteilung war geregelt. Frühmorgens begann er sein Tagewerk mit Schaufelgymnastik in seinem entzückenden Gartenrevier auf der alten Hofer Stadtmauer. Auf ein junges, blasfames Weichselbäumchen hatte er es jahrelang abgesehen trotz strengsten Verbotes. Bis zur Erde bog sich das Bäumchen unter dem auf- und niedersausenden Tscheg. Die Schaukellust endete gar oft mit einem erschütternden Angstgeschrei, wenn sein Herr mit dem Besen erschien. Besen und Schlotfeger waren für Tscheg ein- und dasselbe; der leidenschaftliche Satan. Pünktlich um dreiviertel acht sah Tscheg im Sommer vor der Haustür. Glücklicher Tscheg! In Scharen kamen die Schulkinder durch die enge Schloßgasse, Tscheg „Guten Morgen" zu sagen. Tschegs Backentaschen blähten sich auf bis zum Platzen. Dann ging's auf die Gartenbant zum Kassensturz. Hei, wie flog da Spreu und Weizen voneinander! Tscheg arbeitete wie am laufenden Band. Mit unfehlbarer Sicherheit flogen minderwertige Gaben in die Büsche. Dann ging's wieder ans Einsacken der Leckerbissen. Nun ein Sprung in den nächsten Baum. Tscheg verlebte im dämmernden Grün die glückseligste Stunde des Tages. Durchsichtige Pfefferminzdrops blitzten funkelnd auf in der Dämmerung, die hatte er am liebsten, die schaute er immer und immer wieder an, bis die leichten Atome in seinen Händen zerschmolzen. Tschegs Magen war von unbegreiflicher Anpassungsfähigkeit und Widerstandskraft. Tscheg schlürfte Tinte wie ein Eltjer. Weh, wenn ein frisch geschriebenes Heft auf dem Tisch liegen blieb. Tscheg machte durch sorgfältiges Ablecken eine nicht mehr zu entziffernde Urkunde daraus. Tscheg reinigte verkrustete Stahlfedern mit Wonne. Sein Magen blieb standhaft.

Wo Sonne war, hockte Tscheg. Wo es summte, war Tscheg. Tscheg ging leidenschaftlich auf Wespenjagd. Meister Grof hätte ihn um sein Grimassenspiel bei solchem gefährlichen Tun beneidet. Wo es etwas zu essen gab, war Tscheg. Er verschmähte keine Mahlzeit. Er sah auf der Schulter seines Herrn und nahm mauterlich von der Gabel die gerechten Bissen. Sein Bäuchlein war ganz lugelig geworden. Wenn er sah, legte er seine schwarzen Händchen darauf. Tscheg liebte das Bier. Jeden Abend sah er mit am Tisch, vor ihm sein „Humpen", ein Eierbecherchen, mit dem braunen Saft, den er schlürfte, ohne einen Tropfen zu verschütten. Tscheg war kein Säufer. Die Widerstandskraft seines Nervenapparates stand im umgekehrten proportionalen Verhältnis zu der unverwüstlichen Anlage seines Verdauungsapparates. Samstags wurden Tscheg zwei Humpen kredenzt. Das machte ihn ganz hudn. So konnte man ihn leichter bannen. Er liebte das Wasser, auch wenn es warm war, nicht so sehr wie die Sonne. Wer ihn Samstags abends aus dem Wännchen hob, trocknete und ins warme Bettchen neben dem Schornstein in der Küche legte, war sein Freund. Ohne Vorbehalt, ohne Spekulation! Dem erzählte er mit beredten Lippen die felsfansten Affengeschichten. Der blutlose schmale Mund strömte über vor Dankbarkeit, bis der Schlaf die bleichen Augenlider über die braunen Aeuglein zog. Der schlafende Tscheg! Wie wogenblasen war da aller Aerger, den man tagsüber so oft mit ihm hatte. Der Anblick des schlafenden gealterten Tscheg zwang zur Liebe, zum grenzenlosen Mitleid, für den schlafenden Tscheg konnte man beten.

Der harte sichtelgebirgische Winter machte Tscheg viel zu schaffen. Es half nichts, er mußte sich akklimatisieren. Das machte ihn zum Diktator. Tscheg war ganz besessen auf Wärme, auf Wärme in jeder Substanz, auf Wärme in Potenzierung. Tscheg hatte zwei Freunde: Tasso und Peter. Die mußte er des Winters weidlich aus. Tasso war ein großer schwarzer Pudel aus „thurn- und taxischem" Geblüt. Als Baby kam er ins Haus, Tschegs Diktatorgelüste erwachten. Grablustig, ohne Umwege gings mit Tscheg zum warmen Ofen, ob von Tscheg nach vornwärts an den langen Schlappohren, ob von Tscheg nach rückwärts an der handlichen Schwanzquaste gezogen. Im Reich der Wärme triumphierte der Geist Tschegs vollends über die Hundenatur. Wie es Tscheg wollte, so streckte Tasso aus „thurn- und taxischem" Geblüte alle Viere. Und Tscheg, der Diktator, thronte auf dem herrlichsten lebendige Wärme ausstrahlenden Fell. Was an Tasso geschah, mußte auch Peter, der dreifarbige Kater, über sich ergehen lassen. Die Dressur Peters war ungleich gesahrvoller als die Tassos. Peter war etwas verwildert. Tscheg bändigte meisterlich die wilde Katzenseele; er bändigte sie durch einen kühnen Griff an den Katzenschwanz. Peter rutschte rückwärts mit zum Ofen. Aber Peter streckte nicht wie Tasso freiwillig alle Viere aus. Gar standhaft mußte Tscheg an Peters Fell zerren, bis der lebendige dreifarbige Ofenvorlag. Daß Tscheg zwischen Tasso und Peter am Ofen, so war sein Glück vollkommen. Niemand durfte es stören. Wie er zwischen beiden hockte! In der Gruppierung Tassos und Peters war System. Wie in einem Nest hockte Tscheg zwischen beiden. Keine Wärmekalorie Peters und Tassos ging Tscheg verloren. Den Peter nahm Tscheg ganz für sich in Anspruch. Seinem Peter stand Tscheg in jeder Lebenslage bei, seinen Peter durfte niemand streicheln. Wer Peter aus dem Zimmer jagte, dem ging Tscheg an die Waden. Peter wurde ganz menschenscheu, zur krahenden Bestie.

Zur Ehre Tschegs sei es gesagt: er war nicht ausschließlich Diktator, sein Herz war nicht ganz verhärtet. Wer tief in Tschegs braune Augen schaute, der sah ergriffen in ihnen ein Fünkchen reiner Gottesgüte aufleuchten; es war wie ein Herüberscheinen aus dem Paradies. Wenn zur Winterzeit die Gruppierung Tassos und Peters gelungen war, deuchten der Nordost stürmte, der Wasserkessel im Ofen summte, Tasso in Ergebnheit schläfrig blinzelte, Peter schnurrte, da brach aus Tschegs Seelchen überquellende Dankbarkeit. Da gab es zärtlichstes Wurstchteln von Tassos und Peters Fell. Tscheg war der geborene Masseur. Er wurstelte, knetete mit inbrünstiger Hingabe. Nicht beruflich, geschäftlich wie im Sanatorium. Jeden Griff, jeden Druck begleitete liebevollstes Wonnegrunzen. Es kam aus tiefster Seele. War kein bißchen Falsch dabei. Ohne Peter und Tasso wären Tschegs letzten Jahre trostlos gewesen.

Eines Tages wurden Tschegs Augen unsäglich traurig, die Händchen schlaff, das weiß gewordene Brüstlein hob und senkte sich in wilder Hast. Tscheg lag in mörderischem Fieber in seinem Bettchen am Schornstein. Es war zum Erbarmen. Der Hauskarzt kam und legte einen erlösenden Wattebausch auf das Gesichtchen. Da schlief Tscheg für immer ein. Es war große Trauer im Haus.

Tscheg kam zum Präparator. Ein ausgestopfter Tscheg kam wieder zurück. Mit Freudengeheul sprang Tasso auf Tscheg zu. Tschegs Händchen blieben starr, zerrten nicht mehr an Ohr und Schwanz, wurschelten, kneteten nicht mehr. Da fühlte Tasso, daß es für immer aus war mit Tschegs Freundschaft. Peter strich völlig gleichgültig an der fassonierten sterblichen Hülle Tschegs vorbei; war eben eine Katze. Ein andermal mehr vom Tscheg.

Politik der Woche

Donnerstag, 4. August: Die Verordnung zur Auflösung und Neugliederung von Landkreisen und Amtsgerichten bringt starke Maßnahmen und weitgehende Eingriffe in historisch gewordene Zusammenhänge. — Bewaffnete Ueberfälle Rechts- und Linksradikaler auf politisch Andersdenkende.

Freitag, 5. August: Ausführungsbestimmungen über den freiwilligen Arbeitsdienst regeln das Verhältnis unter den Arbeitswilligen. — Der große Anschlag auf das Königsberger Gewerkschaftshaus klärt sich auf: Täter sind SA-Leute. — Riesenbrand in Chikago.

Samstag, 6. August: Beginn der Besprechungen zur Kabinettsumbildung. Schleicher verhandelt mit Hitler und seinen Beauftragten. — Ueberraschender Rücktritt des schwedischen Ministerpräsidenten Ekman, der mit dem Kreuzerskandal in Verbindung gebracht wird.

Sonntag, 7. August: Bedenkliche Zunahme der politischen Morde und Anschläge, besonders in Ostpreußen, Schleswig-Holstein und Pommern. — Das Fazit der ersten Olympiawoche in Los Angeles: Fabelhafte Weltrekordsiege Amerikas, schlechtes Abschneiden Deutschlands.

Montag, 8. August: Zuspitzung der gespannten Lage im Reiche. Der Reichspräsident erwägt Sondermaßnahmen zur Bekämpfung des politischen Terrors. — Das Reich übergibt dem Staatsgerichtshof die Gegenerklärung im Preußen-Konflikte. — Sozialdemokraten und Kommunisten fordern erneut Landtagseinberufung.

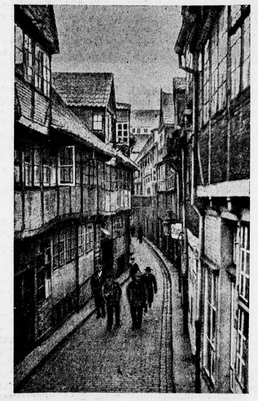
Dienstag, 9. August: Die Reichsregierung erläßt Sonderverordnungen zur Bekämpfung des politischen Terrors: Der Burgfriede wird bis zum 31. August verlängert, außerordentliche Strafverschärfungen für politische Verbrechen und Einrichtung von Sondergerichten sollen abschrecken.

Mittwoch, 10. August: In Madrid und Sevilla größere militärische Aufstände gegen die republikanische Regierung. Die Madrider Unruhen können beigelegt werden, während die Erhebung unter General Lanjurjo in Sevilla weiter um sich greift.

Streifzug durch die Woche

Tagebuch eines Sowjetbürgers — Weihe des Alltags — Erinnerung an Seipel

Warum müssen Menschen immer erst durch Erfahrung klug werden? Warum weiß man erst, was Feuer ist, wenn das eigene Haus in Flammen aufgegangen ist? Warum ahnt ein Volk, das es noch nicht durchgemacht hat, niemals, was Revolution heißt? Wie viele Schriften sind über die Greuel im bolschewistischen Rußland nicht verbreitet worden! Mochte dies und das übertrieben sein, was an nachprüfbarer Wahrheit übrig blieb, war schrecklich genug. Durchaus verstehe ich, daß man den Bolschewismus nicht beschrieben hat, wenn man nur solche Greuelszenen erzählt. Ich verstehe aber nicht, wieso man das, was nun einmal Wahrheit war und ist, der europäischen Menschheit vorenthält. Wir dürfen das um so weniger tun, als bei uns doch ein



Der Schauplatz der Riesenrazzia

Blick in die engen Gassen des Hamburger Gängeviertels, in dem von der Hamburger Polizei mit einem Aufgebot von 1500 Mann eine Riesenrazzia durchgeführt wurde. Vier Stunden lang durfte niemand in das Viertel hinein noch hinaus. Inzwischen wurden von den Beamten alle Wohnungen eines jeden Hauses systematisch durchsucht. Zahlreiche Schußwaffen und mehrere Kisten Munition wurden beschlagnahmt. Ebenso fand man eine größere Anzahl langgesuchter Verbrecher, die sich im Gängeviertel verborgen gehalten hatten.

gefährliches Spiel mit der Revolution betrieben worden ist. Ich weiß nicht, wie es morgen aussehen wird, aber bis auf den heutigen Tag haben sich trotz aller Drohungen die Bombenwürfe, die Attentate, die Ueberfälle nur immer vermehrt. Es ist an der Zeit, sich klar zu machen, was Revolution heißt. Besser ein paar Greuelgeschichten erzählen, als sie verschweigen, bis man sie selber erlebt. Jakow Trachtenberg hat in seinem eigenen Verlag, Berlin-Charlottenburg, das Tagebuch eines Sowjetbürgers erscheinen lassen. Es ist das Grauligste, was ich jemals gelesen habe. Es ist kein Buch, das man Unreifen in die Hand geben soll. Aber der ruhige Bürger soll es lesen. Er soll daraus lernen, was Revolution ist. Ich kenne den Verfasser persönlich und weiß, daß er nicht lügt. Uebrigens belegt er fast alles durch genaue Quellenangaben. Namentlich die ersten Tage und Nächte einer Revolution sind fürchterlich, denn da herrscht überhaupt keine Partei, sondern einfach die Anarchie.

Du sagst, es könne in Deutschland solches nicht geschehen. Aber hättest du den nicht ausgelacht, der dir vor drei Jahren noch gesagt hätte, es werde bei uns geschehen, was inzwischen alles wirklich geworden ist? Diese Ernte ist gewiß gut, wobei das mit den Kartoffeln in manchen Gegenden doch noch nicht so sicher ist. Aber die Wirtschaftslage ist schlecht und gibt noch keine sichere Aussicht auf Besserung. Denk, wenn du noch etwas zu essen hast, an die vielen, die es heute doch nicht mehr haben und die mit ein paar Mark für so viele Köpfe aufkommen müssen. Es kann in der Verzweiflung vieles geschehen, was man im Zustande des Glückes für unmöglich gehalten hätte. Man spiele nicht mit der Revolution! Man gebe der Verzweiflung keinen Anlaß, in wilde Orgien aus-

Weiß im Endkampf gegen Schwarz

Der spannende Endkampf im Hundertmeterlauf bei den Olympischen Spielen. Von links nach rechts Tolan, der Sieger, dann Jonath, der bekanntlich Dritter wurde, und der Amerikaner Simpson, rechts hinter dem Zielband der Neger Metcalfe, der Zweiter wurde.

zubrechen! Man gebe uns regierende Männer, von denen jeder im Volke weiß und fühlt, daß sie alles Erdenkliche tun, um in solcher Notzeit den ärmeren Klassen zu Hilfe zu kommen.

Geradezu flüchten muß ich aus dem Tagebuch eines Sowjetbürgers in ein freundlicheres Reich. Ich lese in den „Lichtstrahlen", die Adolf Donders, Domprobst zu Münster, bei Herder herausgegeben hat. Es ist ein Buch, das zur Besinnung führt. Es läßt aus

Musikfest in Klingenthal

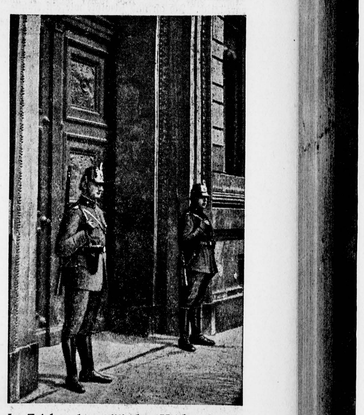
Die Stadt Klingenthal im Vogtland ist bekanntlich die Zentrale der sächsischen Musikinstrumenten-Industrie und wohl der wichtigste Ort dieser Art in Deutschland. Jetzt war sie der Schauplatz des 3. Obervogtländischen Musiktestes, von dem unser Bild das Knabenorchester des Festzuges zeigt. Es ist beachtlich, wie bereits die Knaben die schwersten und stärksten Instrumente blasen, was aber begreiflich wird, wenn man berücksichtigt, daß jeder Klingenthaler von Kindesbeinen an mit der heimischen Musikindustrie aufs engste verbunden ist.

Der Kongreß der Feuerwehrleute

In der badischen Hauptstadt Karlsruhe trafen sich 10000 Feuerwehrleute aus allen deutschen Gauen zum 21. Feuerwehrtag. Auch verschiedene ausländische Organisationen wie in Oesterreich, Ungarn, der Tschechoslowakei und der Schweiz hatten Vertretungen entsandt. Ein besonders buntes Bild bot der Festzug der Kongreßteilnehmer, den Reiterabteilungen einzelner Vereine eröffneten.

dem Meer des Grauens, das uns heute umspült, eine freundliche Insel emportauchen, das Land der Religion, schön wie am ersten Tage. Aber diese Insel liegt mitten im Meer und läßt immerfort das Brausen vernehmen, das wild an ihren Strand schlägt. Wir haben es hier mit einer Religion zu tun, die nicht lebensfremd ist. Ein Mann spricht zu uns, der die Sorgen der modernen Seele kennt. Wie treffend schildert er sie: „Diese Ratlosigkeit, Jagd, Eile, Atemnot des modernen Lebens... diese unruhige Zeit und die Menschen in ihr, so fiebernd, hastend, eilend, jagend, oberflächlich, sprunghaft im Denken, Wollen, Tun, immer unterwegs, immer ausgegossen, nie in sich eingekehrt, nie zu Gott hingekehrt, empfindsam und nervenüberreizt, immer von hundert neuen Fragen, Aufgaben und Problemen gerragt, von tausend neuen Aufgaben gejagt, zum Himmel hinauffliegend, über Ozeane im Rekord der Schnelligkeit hinsausend, dann wieder von wirtschaftlichen Sorgen gequält, dabei die Seele zerrissen, zerteilt, hinkend nach zwei Seiten, bald Gott, bald Belial dienend... ewig unruhig: wie das immer wogende Meer, wie die unablässig zitternde Kompaßnadel..." An diese Menschen, an Menschen, wie sie wirklich heute sind, wendet sich dieser gute Hirt und lehrt sie die „Weihe des Alltags", wie es über diesem Kapitel steht. Es tut dir schon gut, wenn du für ein paar Augenblicke das Auge hebst zu einer Blume, die auf deinem Tische steht. Sie wirkt auf dich wie Geschenk aus Gottes Garten. Sie duftet hinein in druchtbaren Papieren um dich herum wie ein Stücklein Paradies. Sie duftet hinein in Druckerschwärze, Benzin und Rauch. Sie ist ein Bote des Frühlings und des Sommers. Wie viel wichtiger ist es, von Zeit zu Zeit seinen Blick zum Ewigen zu erheben, das doch auch wie eine Blume in unserer Seele blüht, eine große, ernste, stille Blume, die du pflegen mußt im Dienste des Gärtners deines Herzens. Solche Bücher, wie „Lichtstrahlen", lasse ich immer lange Zeit auf dem Tische liegen, lese diese Stelle und jene, so wie es ein Vöglein macht, das von Zeit zu Zeit an das Körnerglas geht oder zum Wasser. Es pickt dann etwas auf und singt sein Liedlein noch einmal so feisch.

Eines Toten will ich heute noch gedenken, einfach weil ich ihn nicht vergessen kann. Den Prälaten Seipel habe ich mehrfach gesehen, aber nur einmal gesprochen. Das war aber gleich für drei Stunden, und das ist Zeit genug, um tiefere Eindrücke zu sammeln. Ich sehe noch immer die feinen Lippen, die in dem schon etwas abgemagerten Gesicht fast durchsichtig geworden waren. Wenn er sprach, zitterten sie noch den Mundwinkeln hin, und es war das ein Spiel, das die Rede wunderbar begleitete. Klügere Menschen sind mir selten begegnet. Natürlich benutzte ich die Gelegenheit, mit dem großen Staatsmann über etwas anderes zu sprechen als über das Wetter. Das ist bei Diplomaten sehr schwer, besitzen sie doch einen überaus großen Wortschatz, der sich einzig auf das Wetter bezieht und der für neugierige Fragen lange ausreicht. Wir kamen wirklich auf die europäischen Probleme, Seipel sah sehr trüb in die europäische Zukunft. Er wußte um die Gefahr des Bolschewismus. Er sah die Schwäche des in sich nicht geeinten Europa. Er meinte damals, man solle gar nicht so viel über die Verständigung reden, aber man solle an gemeinsame Aufgaben gehen. Gerade im Angesicht der großen Gefahren, die von außen drohen, müßte sich doch eine gewisse Solidarität ergeben. Diese Hoffnungen haben sich nicht erfüllt. Tiefen Eindruck machte auf mich auch die klösterliche Wohnung, in der er zu weilen pflegte. Große Männer brauchen die Stille. Seipel war ein frommer Mann, ein echter Priester. War er zugleich ein Staatsmann von solchem Format, so konnte er es nur sein, weil er Gottes Willen in sich spürte. Ich hörte ihn einmal reden in Budapest über Politik und Moral. Erst schien es nach seinen Worten, daß diese beiden Dinge nicht miteinander zu verbinden seien, dann aber kam es heraus, daß in Wirklichkeit jede große und dauerhafte Politik sich auf die Moral zu stützen habe. Es bleibt doch wahr, daß von Männern wie Seipel ein starkes



Im Zeichen der politischen Hochspannung

Während der letzten politischen Vorgänge hatte die Polizei den Schutz des Regierungsviertels verstärkt. Vor dem Innenministerium Unter den Linden sah man ebenso wie vor zahlreichen anderen Regierungsgebäuden Doppelposten der Schupo, die mit Karabinern bewaffnet waren.

Fluidum von Redlichkeit und Glaubenskraft in den Raum der internationalen Politik ausgeströmt ist. Dächten alle Staatsmänner wie er, es stünde besser um uns. Warum müssen uns gerade jetzt solche Männer verlassen, was hat die Vorsehung mit uns vor, daß sie uns so kluger Geister beraubt? Was mußte einst die Kugel gerade durch diese Lunge geben? Frage nicht. Es war Gottes Wille so. Begieh aber die Menschen, die viel zu verantworten haben, in dein Gebet ein. Auch das ist eine nationale Tat. Auch Gott gegenüber soll man vornehm sein, nicht immer an sich selbst denken, sondern an die Sorgen der Christenheit und des Vaterlandes. Wir können heute nichts Wichtigeres tun . . .

Der Mann im Monde.

Der Fritz wackelt die Ohren

Von Wolfgang Eichbaur

Ein schnurrig-knorriges Buch, als Ferien- und Reiselektüre besonders geeignet ist Wolfgang Eichbaurs „Zu Fuß um mich selber“ (304 Seiten. Ganzleinenband 6 RM, Verlag J. Kösel & Pustet, München). Mit Erlaubnis des Verlages veröffentlichen wir den nachstehenden Abdruck aus dem genannten Buch:

Ab und zu kam, die Wahrheit zu sagen, im Schratzischen Hause wohl eine Hasenunke oder ein Rehschlegl auf den Tisch, zumeist nach einem Feiertage; da war Luft gewesen, und die drei Hasunken verstanden zu wildern, hätten sie nur öfter Zeit gehabt. Voraus der Fritz mit allen Hunden gesetzt und hatte eine geschickte Hand, Schlingen zu spannen und Angeln einzuhängen.

Ueberhaupt, wo es schlau und verschlossen zugehen mußte, war der Fritz Macher. Wir freuten uns stets, wenn wir ihn ein Fell abziehen sahen. Der Fritz war nicht eingezogen und weidgerecht, nahm, was ihm zu Schusse kam; ihm war schnuppe, ob ein alter Bock oder ein Schmalzler brach.

„Der Fritz wackelt die Ohren“, raunte mir eines Vormittags der Windhör zu.

„Und er spitzt sie“, schmunzelte ich erfreut.

„Das tut er immer.“

Der Windhör hatte recht. Fritz konnte die Ohren aufs drolligste bewegen und tat dies stets, wenn er in guter Laune war, das heißt, wenn er eines fetten Wissens habhaft geworden. Wer dazu den hintern Rand der Fritzischen Ohren näher besah, mußte unwillkürlich lachen und fand ein schönes, spaßiges Resultat vor denken. Mir zwei hatten nicht nur gefunden, daß der alte Schratz und seine Stämmlinge Plattflöße und Krampfadern hatten und ein wenig Grind hinterm Gehör sammelten, wir hatten gar entdeckt, daß bei jedem am hinteren Rande der Ohrmuschel eine lächerliche Spitze angedeutet war. Begreiflicherweise war diese verräterische Ueberbleibsel, wie wir es nannten, beim Fritzen am deutlichsten ausgebildet.

Da Fritz nun vorm Mittagessen fleißig die Ohren stellte, erinnerte er an ein sprungbereites Kaninchen, das seinen Fang gewärtigt. Uns aber diente derlei zu mannigfachen Späßen und als gutes Mittagzehren.

Und wirklich schmeckte nach einer endlosen Eierkuchlwoche der knusperige Hasenbraten vorzüglich. Ich aß und schwitze wie ein Fähnbrich. Der Windhör aber schmuzte und schwieg. Mich ärgerte das, besonders wenn ich betrachtete, wie er selber einräumte.

„So ein Haserl ist doch ein drazigs Fressen!“ stieß ich ihn.

„Gelt, das sitzt dir im Gaumen!“

„Und wie!“

Windhör grinste wie ein offnes Tor. „Weißt du, was es war?“

„Ein Hase, was sonst.“

„Nicht ganz, Lenz, nicht ganz. Schau einmal zum Dachboden hinauf, da hängt das Fell auf der Wäscheстange.“

„Etwa ein Häberling?“ rief ich bei der Tür. Da barst er schier vor Lachen.

Eilends stieg ich hinauf und sah den Balg; sah ihn, und er tanzte mir vor den Augen. Es war das weiß und grau gestreifte Fell der Nachbarskatze. Das köstliche Essen schmeckte mir nach, der Magen weinte. Es schüttelte und hob mich, dann bog ich mich zur Dachluke hinaus.

Nun brannte mir ein Licht und begriff ich, warum der Ferdl so grinste, wenn eine fremde Katze daherkam. Darum also kirrte der Fritz immer Katzen in die Werkstatt und fütterte sie. Das hatte mich stets gefreut — und nun die Enttäuschung: eine gemeine Lumperei, wovon auch Freund Windhör wußte und sich darüber erlustigte.

Ich stieg hinunter und zerriß mir schier das Maul, so fluchte ich. „Warum“, schrie ich, „hast du mir nie gesagt, daß wir Katzen schlampen?“

„Gesagt, gesagt, du Kipfe, siehst du denn nie, wie die drei mit Knüpeln aus der Werkstatt rennen, sooft sie in der Futterhütte hinten eine Katze spüren?“

„Ich meinte allemal, daß sie einen Marder jagten. Aber das weiß ich, jetzt fresse ich keinen Bissen Fleisch mehr.“

„Bin neugierig.“

„Das dich nicht ekelt, Windhör, da du weißt, was du auf dem Teller hast?“

„O mein, im Anfange habe ich auch ein paar Male kotzen müssen, aber dann gewöhnten mich Eierdunkeln und Hunger so an den Fraß, daß ich nimmer lang beschnüselte, ob es ein Rehgeiemer sei oder nur der Hochruf von einem alten Fleischhackerhund. Weißt du übrigens, daß der Hundehandel des Fritzen nicht ohne ist?“

„Was, was?“

„Ja, ja, der Fritz fängt keinen Fisch und brät ihn nicht.“

Von dem Tage an lief ich vor jedem Fleischgerichte zum Dachboden hinauf, die frischeste Haut anzuschauen. Entdeckte ich Unsauberes, dann dörrmaulte ich — bis mich der Hunger übermannte und mir das Gsudel dennoch einjagte.

v. Gronau in Amerika

Erstes Originalbild von der Ankunft v. Gronaus in Montreal (Kanada). Neben Gronau (rechts vorn sitzend) sieht man den zweiten Piloten v. Roth, stehend von links nach rechts die beiden anderen Besatzungsangehörigen Hack und Albrecht, sowie ein Zolloffizier.

Die Andernacher Bäckerjungen

von Wilhelm Schäfer

Zu Andernach am Rhein sieht man seit alter Zeit am Rheintor zwei Bäckerjungen ausgemeißelt: als Dankeszeichen, weil sie durch raschen Mut die Stadt vor einem Ueberfall bewahrten. Seitdem der Erzbischof von Köln den Andernacher Zoll an Linz gegeben hatte, war zwischen beiden Städten eine böse Feindschaft, bis sich das Linzer Kriegsvolk eines Nachts aufmachte, die hinderliche Stadt mit Schwert und Feuer zu vernichten. Sie kamen noch im Dunkeln mit vielen Schiffen an und wollten mit dem frühesten Morgenlicht die Stadt berennen, zumal am Rhein die Rede ging, daß sich die Andernacher nicht gern vom ersten Sonnenstrahl aufwecken ließen. Nun waren an dem Morgen zwei Bäckerjungen — weil die meisten Mägde noch schliefen, so daß sie die warmen Brötchen auf die Fensterbretter legen konnten — frühzeitig leer mit ihren Körben. So kamen sie, wie schon oft, auf den Uebermut, sich in dem Wehrgang auf der Stadtmauer zu vergnügen. Da hatte der Wächter am Rheintor den schönen Platz benutzt und eine Batterie von Bienenkörben aufgestellt; sie gingen leise hin und klebten alle Fluglöcher zu mit Lehm, daß er sich wundern sollte, warum die Bienen gar nicht flögen.

Als sie mit solchem Schabernack zu Ende waren, auch noch dem Wächter einen Strick vor seine Türe gebunden hatten und neuer Streiche lüstern in den Nebel sahen, der auf dem Rhein geballte Wolken trieb, war es dem einen, als hörte er von Wasser her einen Klang, wie wenn Metall auf Stein gestoßen würde. Und weil der andere meinte, daß auch Menschenstimmen im Geräusch der Wellen wären, so streckten sie die Köpfe vor und lauerten, was wohl geschehen könnte. Es dauerte auch nicht lange, so kamen von den Seiten Männer auf Händen und Füßen angekrochen mit Schwertern und mit Stangen, die in dem Nebel und dem frühen Tag kaum zu erkennen waren, nur daß die Helme und Waffen deutlich blinkten. Sie lagerten sich seitwärts unter der Mauer und warteten, bis eine Doppelreihe von Männern mit schweren Balken kam und einer starken Eisenspitze daran, das Stadttor einzustoßen.

Wie das die Bäckerjungen sahen, wollte einer mit Geschrei hinunterlaufen, die Bürger aufzuwecken; der andere aber hielt ihn fest, weil er bedachte, daß unterdessen die Männer längst durch das Tor und in der Stadt am morden wären. Und während die unten mit ihrem Balken die Füße schon zum Anlauf fest in den Boden stellten, und gar nichts anderes in der Nähe zum werfen war, griff jeder einen Bienenkorb. Die warfen sie den vordersten Männern so heftig an die Köpfe, daß sie rücklings und auch die anderen verwirrten und der Balken seine Spitze statt in das Tor dumpf in die Erde bohrte. Worauf die Bäckerjungen Mut bekamen, rasch und gewandt die ganzen Bienenkörbe nacheinander hinunterstarteten und die Linger durch diese Wurfgeschosse — die ihnen im Halbdunkel wie schwere Steine vorkommen mochten — so verwirrten, daß auch die Hintersten den Balken fallen ließen und alles weit aus dem Bereich des Turms zurücksprang.

Bis dahin waren die Bäckerjungen still bei ihrer Arbeit gewesen; nun liefen sie zur Stadt hinunter, wo sie die Sturmglocke derartig zogen, daß die Gewecken bald mit Waffen und Geschrei aus ihren Häusern sprangen und nach einer Viertelstunde auf allen Mauertürmen die Mannschaft stand, wie es durch den Rat seit alter Zeit verordnet war.

Weil aber drei verschlafene Männer nicht einem Feind zu halten vermögen, der sie mit wacher Kraft angreift, so hatte alle Mannschaft den Andernachern doch nicht mehr geholfen, wenn nicht die Bäckerjungen ein anderes Kriegsvolk aufgerufen hätten. Denn als die Linger nach dem ersten Schrecken sahen, vor welchen Waffen sie geflohen waren, gerieten einige in solche Wut — auch, weil sie von den Bienen schon gestochen waren — daß sie umkümlich mit Stangen und mit Schwertern die Körbe in Stücke hieben, worauf das Bienenvolk in Schwärmen wie ein Rauch vom Boden aufging und sich zu hunderten an jeden einzelnen der Männer machte, die nun schon wieder den Balken aufgehoben hatten, den Stoß ins Stadttor zu tun. Und ob sie dachten, durch ihre Helme geschützt zu sein, so drangen die Bienen durch alle Spalten ein und stachen in die Augen, daß viele die Waffen von sich warfen und ihre Augen mit den Händen schützend, vom schwarzen Dunst der Schwärme verfolgt, nach den Booten liefen; und einige auch ins Wasser stürzten, um nur die Qualen los zu sein.

So brauchten die Andernacher ihr Tor nicht aufzumachen und hatten doch den Linzern einen Possakl angetan, daß sie seitdem nicht wiederkamen.

Diese Leute bergen die Niobe

Die Bergungsarbeiten am Wrack der „Niobe“ werden mit Eifer fortgesetzt. Allerdings gestalten sie sich so schwierig, daß von Mitte August kaum mit einem sichtbaren Erfolg gerechnet werden kann. Unser Bild zeigt die Mannschaft des „Berge 1“. In der Mitte ein Hochseetaucher, von denen gefahr- und mühevoller Arbeit sich der Laie kaum eine Vorstellung macht.

Zeugen aus der Bronzezeit

Bei Treppendorf, in der Nähe von Lübben im Spreewald, wird gegenwärtig ein Urnengräberfeld aus der Bronzezeit ausgegraben. Bisher sind sechsunddreißig Urnengräber freigelegt worden. Die wissenschaftliche Ausbeute der Grabungen ist außerordentlich groß. Die Leitung der Arbeiten untersteht Dr. Karl Marschalleck (links).

Der Schmied

Von
Herm. Schierenberg, Paderborn

Der Schmied an seinem Amboß stand;
Sepp reichte ihm zum Gruß die Hand:
„Zehn Jahre sahen wir uns nicht,
Zehn Jahre lebten wir der Pflicht.
Doch sag, wie geht es Weib und Kind,
Und sag, ob sie gesund noch sind?“

„Mein Weib ist grad' neun Jahre krank,
Seit der Geburt neun Jahre lang!
Und auch das Kind ist nicht gesund,
Ist lahm seit seiner ersten Stund';

— Sepp sah ihn voller Mitleid an —

Bin froh, daß ich noch schaffen kann
Für beide, für mein Weib und Kind,
Die mir das Liebste auf Erden sind.“ —

„O Karl, du trägst ein schweres Leid,
Neun Jahre — eine lange Zeit!“

„Ich danke Gott für's erste Jahr,
Das für uns beid' so glücklich war,
Und dieses Glück vergeß ich nicht
Und tue weiter meine Pflicht.“ —

Sepp gab zum Abschied ihm die Hand
Und ging gedankenvoll durchs Land,
Und eines war ihm heute klar:
Sein Freund, der Schmied, ein Held
fürwahr!

Aus fernen Zonen

An den Säulen des Herkules

Die Straße der Projekte. — Zwei Meere tauschen ihr Wasser aus. — Der große Schlund des Mittelmeers. — Untertunnelung, eine Herkulestat

Wahrlich, die alten Phönizier haben sich auf die Kunst der Namengebung verstanden, als sie die beiden Vorgebirge, den Felsen von Gibraltar auf spanischem Boden und den von Abila auf afrikanischem als die „Säulen des Herkules“ bezeichneten. Wie zwei riesige, graue Stilspfeiler, die, auf dem Meere schwimmend, den Himmel tragen, so erscheinen die beiden Felsen, wenn man sich ihnen vom Mittelmeer aus nähert; nach Osten wie nach Norden fällt der Felsen von Gibraltar fast senkrecht ab, hüben ins Meer, drüben auf die flache schmale Nehrung, die die Verbindung mit dem Festland bildet. Dahinter scheint das Meer in einen engen, bis zum Himmel zusammen, schrumpfenden Fluß auszulaufen — die beiden Felsen scheinen das gewaltige Tor darzustellen, hinter dem die Welt zu Ende geht. Kein Wunder, daß bei den Alten die Vorstellung entstand, die „Säulen des Herkules“ wären die Grenzen der Welt, die Stelle, an der der Himmel auf die Erde angeleht sei. Sie ahnten nicht, daß dieses Tor im Gegenteil den Durchlaß zu einem größeren Meer und größeren Kontinenten bildete. Als diese größere Welt dann im 15. Jahrhundert entdeckt wurde, schrumpften die berühmten „Säulen“ fast zur Bedeutungslosigkeit zusammen, so wie auch das gesamte Mittelmeer in jener Zeit an Bedeutung einbüßte. Es mußte erst der Durchstich bei Suez erfolgen und der Bau des Suezkanals, um dem Meer und dem Meerpaß von Gibraltar seine alte Bedeutung zurückzugeben. Heute ist das Mittelmeer wieder wie einst das verkehrsreichste Meer der Welt, und die Straße von Gibraltar ist mit den annähernd 40 Millionen Registertonnen, von denen sie jährlich passiert wird, der wichtigste Meeresdurchlaß der Welt. Wichtig nicht nur als Passage von Meer zu Meer, sondern auch als Furt zwischen zwei Kontinenten.

Daher ist die Straße von Gibraltar auch die Straße der Projekte. Und welcher Projekte! Der gewaltigsten, die es auf unserem Erdball gibt. Ob es sich um die Trockenlegung des Mittelmeeres oder um die Bewässerung der Sahara, um die Schaffung eines Tunnels als Landweg zwischen Europa und Afrika handelt, immer ist diese Meerenge einer der wichtigsten Faktoren der Berechnungen.

Dabei gibt diese Enge kein leichtes Rechenexempel auf; sie ist vielleicht die interessanteste und schwierigste Meerenge der Welt.

Schon die alten Phönizier machten an ihr überraschende Wahrnehmungen. Wenn sie mit ihren Ruderschiffen in die Enge hineinfuhren, hatten sie gegen eine starke Strömung zu kämpfen, deren Ueberwindung sie manche Kraftanstrengung kostete. Zurück aber, nach dem Mittelmeer zu, konnten sie sich von der Strömung treiben lassen. Andererseits waren Wracks, die im Mittelmeer gestrandet und in die Tiefe gesunken waren — soweit man in der verhältnismäßig flachen Meerenge von Tiefe sprechen kann —, nach kurzer Zeit nicht mehr auffindbar, sie waren in den Ozean abgetrieben worden. Auch heute bestehen diese beiden Strömungen noch. Es besteht eine Oberflächenströmung nach dem Mittelmeer hin, die bis zu einer Tiefe von etwa 150 Metern vor sich geht, und eine entgegengesetzte Tiefenströmung nach dem Atlantischen Ozean.

Es geht also in der Meerenge von Gibraltar ein fortgesetzter, starker Wasseraustausch zwischen den beiden Meeren vor sich;

täglich fließen 125 Kubikkilometer Wasser aus dem Atlantischen Ozean in das Mittelmeer und 118 Kubikkilometer aus dem Mittelmeer in den Atlantischen Ozean.

Die Erklärung für diese eigenartige Erscheinung liegt in einer gewissen Wassernot des Mittelmeeres. Dieses hat eine starke Verdunstung und geringe Niederschläge, da es allenthalben von Land umgeben ist und die heißen und trockenen Saharawinde darüber wehen. Außerdem hat es nur geringfügige Zuflüsse. Weder die spanischen noch die italienischen noch die Balkanflüsse führen erhebliche Wassermengen, von den afrikanischen ganz zu schweigen. Insgesamt fehlen dem Mittelmeer, wenn sein Niveau gewahrt bleiben soll, täglich etwa 8 Kubikkilometer Wasser. Diese beziehe es zum Teil aus dem Schwarzen Meer, das infolge seiner schwächeren Verdunstung und seiner stärkeren Zuflüsse einen gewissen Wasserüberschuß hat, zum größten Teil jedoch aus dem Atlantischen Ozean.

Erstaunlich muß unter diesen Umständen erscheinen, daß umgekehrt auch ein Wasserausfluß aus dem Mittelmeer nach dem Ozean hin erfolgt. Dieser ist darauf zurückzuführen, daß das Wasser der beiden Meere ein verschiedenes spezifisches Gewicht hat; das Mittelmeerwasser ist schwerer als das Ozeanwasser, es übt infolgedessen einen größeren Druck auf das Ozeanwasser aus, der an der Oberfläche nicht in die Erscheinung treten kann, weil hier ja der Niveauunterschied ausgeglichen werden muß, der natürlich die stärkere Tendenz ist. In der Tiefe jedoch zeigt sich der Unterschied in der Schwere. Auch sonst ist das Mittelmeerwasser von dem Ozeanwasser verschieden; es ist salzreicher, wärmer und sauerstoffärmer. Dieser Unterschied bewirkt, daß man den Vorgang des Wasseraustausches genau verfolgen kann. Das Ozeanwasser fließt im Mittelmeer an der Nordküste Afrikas entlang und macht sich bis zur Nilmündung bemerkbar. Das Mittelmeerwasser fließt im Ozean an der Westküste Spaniens entlang und verteilt sich dann im Meer bis nach der irländischen Küste hin.

Auf diesen genau berechneten Wasserverhältnissen des Mittelmeeres beruht ein vor kurzem aufgetauchter gigantischer Plan: das Mittelmeer trocken zu legen. Man brauchte nur die Straße von Gibraltar zu sperren und das Mittelmeer würde bis auf einige besonders tiefe Stellen — es ist bis zu 4000 Meter tief — im Laufe der Zeit austrocknen. Die Straße von Gibraltar ist gewissermaßen der große Schlund, durch den das Mittelmeer die zu seiner Erhaltung notwendige Wasserzufuhr zu sich nimmt.

Nun, dieser Plan wird sobald nicht verwirklicht werden. Anders aber ist es mit der

Untertunnelung der Straße von Gibraltar,

die der spanischen Regierung erstmals im Jahre 1894 von dem Ingenieur J. B. Berlier nahegelegt wurde und die seit der erneuten Prüfung im Jahre 1918 nie ganz zur Ruhe gekommen ist, und die in der allerneuesten Zeit ernstlich in Angriff genommen wird.

Die geringste Breite der Meerenge beträgt 14,6 Kilometer und verläuft in einer Linie von Kap Ciris auf afrikanischem Boden nach einem östlich von Tarifa gelegenen Punkt. Vermutlich aber wird man diese kürzeste Strecke wegen der ungünstigen Tiefenverhältnisse nicht wählen können. Während man hier mit Tiefen von 500—750 Metern rechnen muß, sind an der westlichen Ausbuchtung der Straße nur Tiefen von 350 Metern zu überwinden. Die günstigste Stelle für die Untertunnelung ist vermutlich die Linie Tarifa Kfar es Segir, die ungefähr 18—20 Kilometer Wasser zu überwinden aufgibt. Die Frage ist freilich noch, wie die Untergrundverhältnisse des Meeresbodens beschaffen sind, deren Erforschung die erste Vorbedingung für die Planung des Tunnels ist. In Anbetracht der Entstehung der Straße von Gibraltar, die zu Beginn der Tertiärzeit, also in verhältnismäßig junger Zeit, durch den Einbruch der atlantischen Wasser über das vortige Felsplateau hinweg gebildet wurde, ist jedoch wahrscheinlich, daß die Untertunnelung überall auf den für sie bestens geeigneten festigen Untergrund stoßen wird.

Meeresuntertunnelungen gibt es bis jetzt drei — soweit man den Severn-Tunnel bei Bristol, den Mersey-Tunnel bei Liverpool und den neuen Hudson-Tunnel in Newyork, die sämtlich die Eintrittsstellen von Flüssen ins Meer untertunneln, als Meeresstunnel gelten lassen kann. Der Severn-Tunnel kommt mit seinen sieben Kilometern dem Tunnel von Gibraltar hinsichtlich der zu überwältigenden Länge am nächsten. Die zu überwältigende Tiefe ist jedoch bei dem letzteren unverhältnismäßig größer. Vermutlich wird bei dem Tunnel von Gibraltar eine der größten Schwierigkeiten die Frage der Ventilation sein, die bei dem Hudson-Tunnel erst nach langwierigen Versuchen durch eine komplizierte Lüftungsanlage in der Tunneldecke gelöst wurde. Im übrigen vermag der vor einer Reihe von Jahren erschienene Roman „Der Tunnel“ von Kellermann, der die Untertunnelung des Atlantischen Ozeans zum Gegenstand hat, ein Bild von den Katastrophenmöglichkeiten zu bieten, die bei einem Meerestunnel vorliegen. Man muß dem Dichter zugestehen, daß er mit intuitivem Verständnis in die Gefahren der Tunnelbautechnik eingedrungen ist. Es ist nicht ausgeschlossen, daß die Untertunnelung der Meerenge von Gibraltar bei dem heutigen Stand der Technik überhaupt noch ein Wagnis darstellt. Denn immerhin wird dieser Tunnel, ganz abgesehen davon, daß er unter dem Meer verläuft, der gewaltigste Tunnelbau der Welt sein; ist er doch allein unter Wasser — die unter Land liegenden Anlaufstrecken nicht gerechnet — so lang wie der größte Gebirgstunnel der Welt, der Simplon mit seinen 19731 Metern. Wenn das Werk jedoch gelingt, wird die Welt um ein neues Weltwunder reicher sein. Der Tunnel an den „Säulen des Herkules“ ist wirklich eine Herkulesarbeit!

Der Giftbläser von Borneo

Kriminalerlebnis auf Borneo

Während meiner Reisen in Niederländisch-Indien kam ich auch nach der Insel Borneo, wo ich längere Zeit in dem kleinen Küstenort Bandgermasin blieb, der ganz im Süden liegt. Der friedliche Ort breitet sich am Fuße hoher Berge am Meere aus und verschwindet fast unter den Gipfeln zahlreicher Palmen. Die beschauliche Stimmung, die uns einsparn, sollte eines Tages jäh unterbrochen werden. In der Nacht war in Bandgermasin ein Raubmord an einem Malaien verübt worden. Das Opfer hatte die Stelle eines Mandurs, d. h. des ersten Dieners im Hause eines Kaffeehändlers eingenommen. Als der Mandur eines Morgens nicht zum Vorschein kam, ging ein junger Diener, ihn zu wecken. Indem er die Tür weit öffnete, um den fensterlosen Raum zu erhellen, erblickte er den Mann tot am Boden liegend und stürzte mit einem Schrei von dannen. Bald darauf war die Schreckenskunde in der ganzen Stadt bekannt. Eine Gerichtskommission kam zur Stelle und leitete die Untersuchung ein. Es stellte sich heraus, daß der Mörder sein Opfer noch gefesselt hatte. Die Schiffsuhr, die mit Kleidungsstücken gefüllt gewesen war, sowie die silberne Uhr, die der Herr seinem pflichttreuigen Diener kürzlich geschenkt hatte, waren verschwunden. Das strenge Verhör, dem alle Hausbewohner unterzogen wurden, ergab nicht die geringsten Anhaltspunkte für einen Verdacht. Sicher jedoch war, daß der Verbrecher die Stadt noch nicht verlassen hatte, denn dazu hätte er entweder den Dampfer benutzen müssen, der alle zwei Wochen in den Hafen von Menado einläuft, oder einen der beiden Wege, die ins Gebirge führen. Natürlich wurde jeder dieser drei Ausgangspunkte genau überwacht, und ein verdächtiger Mensch wäre sofort angehalten.

Etwa vier Monate nach der ungesühnten Tat wurde in Bandgermasin das Gerücht von Kleiderdiebstählen laut, die an Bediensten der Europäer ausgeführt wurden. Diese Diebstähle mehrten sich von Tag zu Tag, ohne daß der Dieb entdeckt worden wäre. Der Täter ging ebenso kühn wie vorsichtig zu Werke, und nicht lange dauerte es, daß auch Einbrüche bei Europäern zur Nachtzeit ausgeführt wurden.

Uns alle, die wir in Bandgermasin wohnten, überkam ein solches Gefühl der Unsicherheit, daß wir schon zusammenschrecken, wenn eine der kleinen Hauseidechsen, die in Indien sehr häufig sind, klatschend von der Decke zu Boden fiel. Wohl mehr als einer leuchtete vor dem Zubettgehen wie ich unter das Bett, ob dort nicht ein Lndekamter versteckt wäre.

Eines Abends saß ich noch spät im Hotel am Schreibtisch. Plötzlich überkam mich ein sonderbares Gefühl, als ob mich jemand beobachte. Unwillkürlich sah ich empor nach der vergitterten Oeffnung des Fensters, konnte jedoch nichts wahrnehmen. Die unheimliche Empfindung aber wurde ich nicht los. Nachdem ich noch längere Zeit geschrieben hatte, ging ich zu Bett, um einige Zeit zu ruhen. Ungewollt nannte mich bald ein fester Schlaf. Von den schrecklichsten Träumen gequält, in denen ich gegen furchtbare Wesen ankämpfte, erwachte ich endlich in Schweiß gebadet. Obgleich ich wußte, daß ich mich nicht ausgezogen hatte und daß das Licht noch brannte, vermochte ich trotz aller Anstrengungen meine Augen doch nicht zu öffnen. Ein schwerer Druck lastete auf meinem Gehirn, mir war, als hätte ich einen Schlag auf den Kopf erhalten.

Plötzlich fühlte ich alles Blut zum Herzen strömen, deutlich vernahm ich ein Arbeiten an meiner Zimmertür. In dieser blitzschnellen Erkenntnis schüttelte ich den lethargischen Schlaf mit übermenschlicher Anstrengung von mir ab. Ich öffnete die Augen und sprang mit einem Satz aus dem Bett. Fast wäre ich vor Schreck umgesunken. Dann durch die geöffnete Tür blickte mich ein Chinese mit so entstellten Zügen an, daß ich ein teuflisches Wesen vor mir zu haben meinte. Stirn und Wangen des hageren Menschen waren mit roten Streifen bemalt. Mit wildflackernden Raubtieraugen blickte er mich an und sloh, ohne einen Laut von sich gegeben zu haben. Ich hörte den Einbrecher nur noch über die Matte auf der Galerie laufen, dann blieb es still. — Totenstill. Jetzt merkte ich, daß sich in meinem Zimmer ein betäubender Geruch verbreitete, der mir fast die Sinne raubte. Ich ging aus dem Raum, die Tür weit offen lassend. Vor mir lag der große Garten, übergossen vom Licht des Vollmonds. Es war so hell, daß man bequem jedes Buch hätte lesen können. Säulengleich standen die hohen Palmen in der schweigenden Nacht, während zahlreiche Glühwürmchen wie Sterne in der Luft aufzuckten. Aus der Ferne tönten drei Glockenschläge zu mir herüber. Der Wächter im Dorf verkündete die dritte Stunde. Mich fror, denn die Luft war kühl und feucht, auch die Erregung über das Vorgefallene zitterte in mir nach. So trat ich in das Zimmer zurück.

Erst am zweiten Tage darauf erstattete ich Anzeige von dem Fall, der die ohnehin schon erregten Gemüter der Einwohner noch mehr aufpeitschte und zur Folge hatte, daß der polizeiliche Wachtdienst noch verschärft wurde. Im Schatten der Häuser, hinter Hecken, selbst auf den Bäumen hielten die malaiischen Späher scharfe Ausschau. Da sollten die kühnen Raubzüge eines Nachts eine sehr überraschende Aufklärung finden.

Bisher hatte man das Gefängnis von Bandjermasin bei der Suche nach den Verbrechern völlig außer acht gelassen. Wie sollte man auch darauf kommen, dieses Gebäude besonders zu beobachten? Und doch lag gerade hier des Rätsels Lösung.

*

Jenes Gefängnis lag auf einem viereckigen Platz, umgeben von einer Rasenfläche, die hinter einer Fichtenallee verschwand. Auf einem der hier herumführenden Wege hatte sich eines Nachts ein Wächter hinter einem Baum postiert, um von hier aus jeden Vorbeikommenden beobachten zu können. Zufällig sah er einmal nach der langen Gefängnismauer hinüber, deren Schatten wie ein schwarzes Band auf den mondbestrahlten Rasen fiel. Eine Sekunde lang stand der Malaie wie versteinert. Er sah deutlich, wie ein Mensch sich dicht vor ihm von jenseits über die Mauer beuge, um dann kahnartig ganz hinaufzuklettern und sich vorsichtig auf den Rasen hinabzulassen. Nun war er im Schatten verschwunden, der Wächter vernahm jedoch sofort, wie der entwichene Sträfling durch das Gras schritt, immer im Dunkeln bleibend. Wie ein Raubtier folgte der Späher indem auch er sich im Schatten hielt. So lichte er unbehar neben einer Hecke hin. An der Mauerecke erschien der Körper des Entflohenen im Mondlicht, doch glich er mehr einem am Boden liegenden Sack, als einem Lebewesen. Er kroch auf den Knien durch das Gras nach dem Weg, wo der Wärter sich verborgen hielt; ohne diesen zu bemerken, ging er eiligen Schrittes den Weg entlang, dem europäischen Stadtteil zu.

Unaufhaltig folgte der Malaie und holte auf seinem Wege noch zwei andere Wachen, deren Lauschorpoften er kannte. Plötzlich trat hier der Sträfling eine Sekunde ins Mondlicht und ging dann durch den Vorgarten eines Hauses. Mit großer Behutsamkeit schlichen die drei Verfolger auf nackten Füßen heran. Ueber der ganzen Stadt lag es wie Friedhofsruhe, in einem nahen Baum stieß ein Nachtvogel seinen seltsamen Schrei aus, dann blieb es ruhig. Als die Späher bemerkten, daß der Flüchtling an der Häuserwand nach hinten ging, wandten auch sie sich dahin, die andere Straßenseite benutzend. Das ganze Haus lag in tiefem Schatten, nur der freie Platz dahinter und der große Garten waren vom Scheine des Mondes übergossen. Am Boden liegend, blickte einer der drei vorsichtig um die Ecke und sah nun, daß der Sträfling nur wenige Schritte von ihm entfernt ein zwei Meter langes Bambusrohr auf das Schlüsselloch der hellbeschienenen Tür setzte. Dann hielt er seinen Mund an das Ende und begann hineinzublasen. Nach etwa drei Minuten setzte er das Rohr wieder ab, legte es auf die Erde und fing an mit einem krahenden Geräusch an dem Schlüsselloch zu arbeiten. In diesem Augenblick fühlte er sich von nervigen Fäusten gepackt und zu Boden gerissen. Kurze Zeit darauf lag er gefesselt im Gefängnis, so daß ihm ein Entrinnen nicht mehr möglich war.

Bei dem scharfen Verhör war der Sträfling geständig, den Mord an dem malaischen Diener und sämtliche Diebstähle begangen zu haben. Es war ein Chinese, der wegen schwerer Diebstähle von Java nach Bandjermasin transportiert worden war, um hier seine Strafe — eine mehrjährige Zwangsarbeit — abzubüßen. Während seiner Tätigkeit hatte er sich eines Tages mit einem angesehenen arabischen Händler verständigt, was ihm ein Leichtes war, da die Beaufsichtigung der Gefangenen in Indien nicht streng durchgeführt wird. Der Araber steckte ihm einen Schlüssel zu, mit dessen Hilfe der Sträfling des Nachts entweichen konnte, um seine Diebstähle auszuführen. Um möglichst sicher zu sein, betäubte er seine Opfer vorher, indem er eine Dosis narkotischen Giftstoffes mit Hilfe eines Bambusrohres durch das Schlüsselloch in das Schlafzimmer blies. Da der Chinese beim erstenmal nicht genug davon in den Schlafraum seines Opfers geblasen hatte, war der malaische Diener erwacht und wurde von dem eingedrungenen Räuber erdrosselt.

*

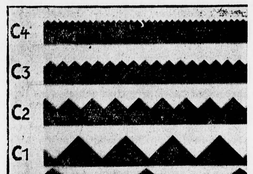
Im weiteren Verlauf der gerichtlichen Vernehmung gestand der Verbrecher ferner, daß er mich eines Nachts durch die vergitterte Oeffnung meiner Studenwand beobachtet hatte, um mich in der darauffolgenden Nacht berauben zu können. Der Hauptgrund, weshalb er nicht eher gefaßt wurde, lag darin, daß er stets mit den geraubten Sachen quer durch die Gärten geflohen war, die ihn vom Strand trennten. Am Ufer hatte der Sträfling seinen Raub dem Araber übergeben, der dort mit seinem Boote hielt. — Während nun der Hehler seiner am Wasser gelegenen Wohnung zusteuerte, kehrte der Räuber ungehindert in seine Zelle zurück, wo er den empfangenen Lohn unter der Pritsche im Lehmboden verscharrte.

Einige Wochen später wurde der Chinese in Batavia erhängt; der Araber wurde zu einer mehrjährigen Gefängnisstrafe verurteilt.

Tönende Ornamente

Eine umwälzende Entdeckung / Die Einheit aller Künste
Neue Möglichkeiten des Tonfilms

Seit Jahr und Tag haben wir den sogenannten Tonfilm. Wir alle wissen auch, worin das Wesen dieses Tonfilms besteht. Die Schwingungen der Membrane, die von den Luftschwingungen ausgelöst werden, werden mit Hilfe eines Spiegels und eines Lichtstrahles in Lichtschwankungen umgewandelt und auf einem Filmband festgehalten. Den Tonschwingungen entsprechend, zeichnet sich so auf dem Filmband eine aus hell und

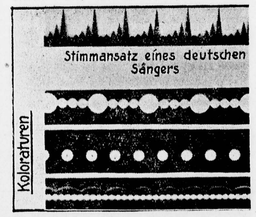


Das Wellenbild des Tones C in fünf Oktaven. Je größer die Kanten, um so tiefer der Ton, je kleiner die Kanten, um so höher der Ton.

dunkel bestehende natürliche Tonschrift ab, die, wenn sie durch einen geeigneten Reproduktionsapparat läuft, in der Lage ist, eine Membrane in Schwingungen zu versetzen und ihrerseits Töne zu erzeugen. Was wir aber bisher nicht wußten, ist die Tatsache, daß zwischen den Tönen und einer solchen Tonschrift merkwürdige Zusammenhänge bestehen. Der auf dem Filmband aufgezeichnete Ton enthält in seiner komplizierten graphischen Kurve die Elemente streng geometrischer Formen.

Der erste, der diesen Zusammenhang zwischen mathematischem Gebilde und musikalischem Tongebilde entdeckt hat, ist Oskar Fischinger. Er ging den umgekehrten Weg, wie er beim Tonfilm beschritten wird. Während hier ein bestimmter Ton auf das Filmband projiziert wird, zeichnete er auf einen Filmstreifen Kanten, Figuren und Ornamente, die er dann durch einen Reproduktionsapparat tönen ließ und so zum Erklingen brachte. Er begann mit ganz einfachen Kanten, die er mit mathematischer Genauigkeit aufzeichnete, und siehe da, sie ergaben wunderbar reine Töne. Dem Auge wohlgefällige Kanten erzeugten dem Ohr wohlgefällige Musik. Hören wir, was der Erfinder selbst über seine Entdeckung sagt:

Töne sind Ornamente, d. h. Ornamente können durch das Medium des Tonfilmes



Stimmansatz eines Sängers (gesprochenes a) und verschiedene Koloraturen.

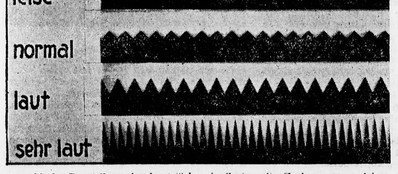
zum Erklingen gebracht werden. Ornamente auf Tonfilmstreifen übertragen, offenbaren plötzlich einen inneren Toncharakter, sie werden zum Klang, zum Tongebilde. Es bestehen unmittelbare Klangbeziehungen zwischen bestimmten geometrischen Systemen, die sich durch Experimente reinzüchten lassen,

Ornamente komplizierter Tongebilde.

Zwischen der Wiedergabe einer Musikschöpfung und der originalen Meisterschöpfung besteht ungefähr der gleiche Unterschied, wie zwischen dem Originalbild eines Malers und seiner Kopie. Zwischen der „Musikkopie" durch irgendeinen Dirigenten mit seinem Orchester und zwischen der Aufnahme auf Schallplatte oder Film besteht weiter der gleiche Unterschied, wie zwischen einer nachgemalten Kopie und deren Photographie. Alles beides ist auf jeden Fall kein Originalwerk, sondern immer nur Ersatz.

Für den Zukunftskomponisten ergeben sich nunmehr völlig neue Wege und neue Möglichkeiten. Er kann mit mathematischer Genauigkeit, mit geometrischer Exaktheit seine Toneindrücke festlegen und für immer original gestalten, ohne daß er der Gefahr ausgesetzt ist, jedem beliebigen Dilettanten ausgeliefert zu sein, oder falsch wiedergegeben zu werden. Der Komponist hat durch das Wunder der Klangfilmapparatur die Möglichkeit gewonnen, endlich mit den elementarsten Bausteinen seiner Klangwelt zu arbeiten, nämlich der Welle und den Schwingungszahlen, mit zuverlässigen, greifbaren, genauen Dingen, und die Möglichkeiten des Gestaltens in dieser Richtung sind unbegrenzt. Er kann praktisch heute schon jeden Ton in seiner genauen Schwingungszahl zeichnen und kann jede Tonverbindung zeichnerisch verschmelzen. Er kann jeden Ton in jeder beliebigen Art an- und abschwellen lassen, er kann beliebige Instrumentalwirkungen zusammenkomponieren, und er kann jede **Tonhöhe genau und klar treffen. Es ist ihm** gegeben, ein Klangbild unmittelbar in ein anderes zu überführen und darin die Sprache seines Blutes, seiner Kraft, seines Geistes, seiner Erfindungsart laut werden zu lassen, unmittelbar, unverwischbar für alle Zeiten.

Das sind jedoch nur einige der Perspektiven, die die neue Entdeckung eröffnet und die berufen ist, uns einen tiefen Eindruck in noch ganz andere Zusammenhänge zu gewähren. Die nächste Aufgabe wird die Untersuchung der Ornamente primitiver Völker sein. Da sie dem gleichen tiefbegründeten Harmonieempfinden eines Volkes entspringen, wird der Nachweis zu führen sein, daß sie auch klanglich der Musik dieser Völker entsprechen, die sie mit ihren eigentümlich geformten Musikinstrumenten hervorbringen, denn beide Kunstformen, ob Ornament oder Musik, sind typisch und vom gleichen Empfinden gestaltet. Bereits jetzt weisen alle Anzeichen darauf hin, daß die Ornamente dieser Völker nicht nur so aussehen, sondern auch den gleichen typischen Klang in sich enthalten, wie Töne, wie sie mit den Musikinstrumenten des betreffenden Volks hervorgebracht werden. Weiter ist das tönende Ornament berufen, uns zu erklären, warum sich beispielsweise eine Stradivarigeige in ihrem Klang von einer anderen



Graphische Darstellung der Lautstärke. je flacher die Zacken, um so leiser der Ton, je spitzer die Zacken, um so lauter der Ton.

Geige unterscheidet. Auch hier enthüllt das Ornament die letzte Feinheit des Tons.

Das Ohr erfühlt durch den Ton die klangliche Struktur der Dinge. Das Auge erschaut im Ornament die andere Dimension, das Aeußere. Die Einheit aller Künste ist damit besiegelt, auch die Einheit des Empfindens und die Möglichkeit, diesem Empfinden Ausdruck zu geben.

Der Entdecker der tönenden Ornamente, Oskar Fischinger

21 Millionen Dollars im Jahre erhielten. Erst kürzlich wurde bekannt, daß zwei Direktoren einer Hollywooder Filmfirma im vergangenen Jahre noch Gesamtbezüge von 1½ Millionen Dollars gehabt haben. Alle diese z. T. sinnlosen Ausgaben, die beim Film gemacht wurden, beruhten auf der Voraussetzung, daß das Filmpublikum alles bezahlen müsse, im Inland und im Ausland. Aber das Publikum hat gestreikt. Dazu kam der Rausch des Theaterbaues, der die amerikanische Filmindustrie ergriffen hatte, bis es dahin gekommen ist, daß von den 20 000 Kinos in den Vereinigten Staaten 5339 geschlossen sind und jeden Tag mehr schließen. Eine Gesellschaft allein hat 200 ihrer Theater zugemacht, um nicht Millionen Dollars mehr zu verlieren, wenn sie sie offen halten würde.

Von den Kinos, in denen noch Vorstellungen stattfinden, sind auch die erfolgreichsten glücklich, wenn sie mit einem neuen Film zwei Wochen lang gute Kassen erzielen. Gerade die Luxustheater werden durch einen Mißerfolg bei ihren ungeheuren Spesen am meisten geschädigt."

Die amerikanische Film-Krise

Die Filmindustrie in Hollywood befindet sich in einer so kritischen Lage, daß bei einer Versammlung von 400 führenden Persönlichkeiten des Films die schlimmsten Befürchtungen geäußert und die strengsten Sparmaßnahmen empfohlen wurden. Verschiedene bekannte Herstellungsfirmen sollen sich vor dem Bankrott befinden. Die Ueberproduktion in den guten Jahren, die Verschwendungssucht, die überall eingerissen ist, dann die Einführung des Tonfilms, der das Geschäft einengte und unsicher machte, werden hauptsächlich für die Krise verantwortlich gemacht. Der Präsident der Fox-Film-Gesellschaft, Sydney Kent, erklärte:

„Eine Zeit der Verschwendung, die sich in phantastischen Gagen für Filmstars und in der Errichtung von Filmpalästen äußerte, hat uns an den Rand des Abgrundes gebracht. Die Zustände in Hollywood sind verzweifelt, aber noch vor einem Jahre prahlte man damit, einer Schauspielerin, Constance Bennet, in einer Woche mehr zu zahlen, als der Präsident in einem Jahr bekommt. Eine Aufstellung von Gehältern, die vor fünf Jahren gemacht wurde, ergab, daß 750 **Stars eine Gesamtsumme von**

Verschiedene charakteristische Tonbilder.

Kriminalroman von Wilhelm Weldin

1.

Unglück oder Versicherungsselbstmord? — Schreckenstat einer Mutter. — Kurzschluß auf der Untergrundbahn. — Wenn Sie husten, nehmen Sie gleich Terpolin-Sirup. — Unfall wegen eines Kinderluftballons. — In die Themse gestürzt. — Grahams Senf ist doch der beste. — —

Gelangweilt wandte sich Dean Creedler von der täglichen Unfallchronik ab . . . Das papierene Haus des „Morning Telegraph" begann zu knistern, als er ungeduldig die Seite des überdimensionierten Blattes mit einer gewissen Kunstfertigkeit, die Kontinentaleuropäern immer ein Rätsel bleiben wird, umblätterte, ohne auf dem mit halbgeleerten Whiskygläsern verstellten Marmortischchen ein Unheil anzurichten.

Seine Augen tasteten flüchtig die Zeilen ab, hingen einen Augenblick an einem Prozeßbericht und hefteten sich plötzlich an eine dicke Ueberschrift.

Ein zufriedenes Lächeln huschte über Dean Creedlers in würdige Falten gelegtes Gesicht. Er hatte seinen Namen entdeckt. Nicht gerade auf der „Front Page", die ihm nur einmal gewidmet worden war, damals, als er sich einen Namen gemacht hatte, aber immerhin auf der dritten Seite in Fettdruck.

Dean Creedler liebte es, seinen Namen gedruckt zu sehen. Es bestätigte sozusagen die eigene Existenz und gab ein gewisses Verantwortungsgefühl vor der Oeffentlichkeit. Und schließlich hatte man ein Quentchen Unsterblichkeit für sich. Für ein paar Tage wenigstens, oder sogar für ein ganzes Jahr. So dachte Dean Creedler.

Es war jener **Schuß Eitelkeit in ihm, der** gewissen Leuten von **London bis Peking schon** viel Kopfzerbrechen gekostet hatte.

Die Ueberschrift, die Creedlers Morgenstimmung so beträchtlich gehoben hatte, lautete:

„Unerhörte Herausforderung der Londoner Polizei.

Dean Creedler, der meistgesuchte Verbrecher zweier Erdteile, will unter den Augen der Polizei den Bankier William Goldenstone ermorden.

Der offene Brief des Schwerverbrechers.

Späte Rache für eine geheimnisvolle Schuld.

Wie unser Berichterstatter aus Scotland Yard erfährt, erstattete gestern abend der Bankier William Goldenstone die Anzeige, daß er mit der Abendpost einen geheimnisvollen Brief folgenden Inhalts erhalten habe:

„Ich werde morgen, 12 Uhr nachts mit Dir abrechnen. Du weißt, wofür. Zur Ordnung Deiner Angelegenheiten lasse ich Dir eine Gnadenfrist von 24 Stunden. Im übrigen will ich der Londoner Polizei einmal Gelegenheit geben, meine Methode aus unmittelbarer Anschauung kennenzulernen. Dean Creedler."

Die letzten Zeilen waren offensichtlich an die Polizei gerichtet und stellen die freche Herausforderungen dar, die ein Verbrecher je gewagt hat. Dean Creedler ist bekanntlich jener Verbrecher, von dem angenommen wird, daß er die Juwelen der Herzogin von Dremont stahl. Das Merkwürdige an diesem Manne ist, daß er, trotzdem die Polizei der ganzen Welt ihn fieberhaft sucht, noch niemals gefaßt werden konnte. Bis heute fehlt von ihm jede verläßliche Personenbeschreibung, so daß er in Newyork, wo er seine Verbrecherlaufbahn begann, allgemein als „Phantom" bezeichnet wurde. Ein Zusammenhang seiner Taten ließ sich nur dadurch feststellen, daß die merkwürdige Gewohnheit hat, an jenen Orten, wo er seine verhängnisvolle Tätigkeit ausgeübt hat, eine Visitenkarte zu hinterlassen.

Unser Berichterstatter nahm Gelegenheit, noch im Laufe der Nacht den Bankier Goldenstone aufzusuchen. Dieser mutige Herr erklärte ihm: „Ich verlasse mich vollkommen auf die bewährte Umsicht der Londoner Polizei und werde morgen den Verbrecher in aller Ruhe erwarten, in der sicheren Annahme, daß es hierdurch gelingen werde, dieses gefährliche Individuum endlich dingfest zu machen. Im übrigen bitte ich Sie, festzustellen, daß ich Dean Creedler niemals persönlich gekannt habe und daß mir die Anspielung auf eine späte Rache vollkommen unbegreiflich ist'. —"

„Madox Murray ist doch der freieste Kriminalreporter von London," bemerkte Dean Creedler zu dem jungen Mann ihm gegenüber, einem nett gekleideten Jüngen, bei dessen Anblick man unwillkürlich an Golf und Pferde denken mußte.

„Gewiß, Mylord . . ." sagte der junge Mann bestätigend.

Er pflegte zu allem „Ja" zu sagen, was Mylord zu bemerken geruhte.

***

Zur selben Zeit lag der sensationelle Brief auf dem Schreibtisch des Inspektors Henry Watts.

Dieser junge Beamte war — wie er selbst häufig zu bemerken pflegte — ein Kriminalist von außerordentlichem Scharfsinn. Aber es gibt Menschen, die sich vor lauter Scharfsinn immer im Abstrakten verlieren. Und solch ein Mensch war Henry Watts.

Er las den Brief mit sarkastischem Lächeln durch, faßte ihn dann elegant mit den Fingerspitzen an und wirbelte ihn mit einer Bewegung, die gleichzeitig Verachtung und Ironie ausdrücken sollte, in die Luft, so daß er in sanftem Gleitflug in einer entfernten Ecke des mächtigen hellbraunen Schreibtisches niederging.

„Pfhaw!" hauchte Henry Watts gleichzeitig.

„Pfhaw!" war bei ihm eine ständige Redensart.

Der Inspektor zündete sich mit einer nachlässigen Geste eine Zigarette an, stieß förmlich von innerer Heiterkeit durchgläübt, ein paar perlende Rauchringe in die Luft und betrachtete dann liebevoll einen dicken Band **auf dem Bücherbrett, dessen Lederrücken in** goldenen Lettern die verheißungsvolle Aufschrift trug: „System der modernen Kriminalistik" von Arthur Henry Watts.

Während er noch in die Betrachtung dieses freundlich-leuchtenden Buchrückens versunken war, trat mit devoter Haltung ein Unterbeamter ein. Watts, Arthur Henry Watts, ließ sich in seiner Betrachtung nicht stören. Auch dieser Mann schien „Pfhaw" zu sein.

Arthur Henry Watts hielt sich für den größten Kriminalisten seiner Zeit. Ist es also zu verwundern, daß ihm alle Menschen als Pfhaw" erschienen?

„Der Chef läßt bitten," wagte sich der Beamte vor.

„Wegen des Creedler-Briefes, nicht wahr?" fragte Watts mit einem feindseligen Unterton.

„Jawohl, Herr Inspektor."

Arthur Henry Watts erhob sich gelassen: „Gott, der Alte hat so seine Ideen. Wasser, sage ich Ihnen, Patchinson, alles Wasser!"

Patchinson sagte weder ja noch nein. Offen gestanden, hatte er nämlich überhaupt keine eigene Meinung. Unterbeamte mit eigener Meinung sind schon oft in einer Rangklasse stecken geblieben, für die ganze Dauer eines Dienstlebens. Patchinson lächelte devot und vieldeutig. Jedermann hätte Bestätigung aus diesem Lächeln für sich herauslesen können. Auch jemand, der gesagt hätte: „Ich glaube, daß wir morgen Gewitter mit Hagel haben werden."

Der Chef der Kriminalpolizei empfing den größten Kriminalisten seiner Zeit mit geduldiger Resignation. Man muß Menschen mit geduldiger Resignation empfangen, deren Väter im Unterhaus sitzen. Auch wenn sie die größten Kriminalisten ihrer Zeit sind.

„Ich möchte gerne Ihre Meinung über den Fall Goldenstone wissen," sagte Oberinspektor Herrick und lud seinen Untergebenen ein, Platz zu nehmen.

„Als Kriminalist der modernen Schule," begann Watts unbeirrt von neuem, halte ich diesen Creedler-Brief für eine plumpe Mystifikation. Der Fall erinnert an die in letzter Zeit sich häufenden Mystifikationen der Feuerwehr durch falschen Alarm. Die Kriminalpolizei" — und hier begann Watts lebhaft zu dozieren — „ist die Feuerwehr der menschlichen Gesellschaft, sie ist berufen, die Brandherde des Verbrechens zu löschen — und auch sie wird daher gelegentlich zum Opfer einer Mystifikation. Dieser Brief ist eine grobe Irreführung der Behörden. Meiner Ansicht nach sollte man nicht den Absender, sondern den Adressaten ins Auge fassen."

„Man hat seine Erfahrungen mit Creedler gemacht," bemerkte der Chefinspektor.

„Pfhaw!" sagte Watts.

Es war sehr unhöflich.

Der Oberinspektor sah seinen Untergebenen resigniert an. „Sie halten also Creedler einer solchen Tat nicht für fähig?"

„Was wollen Sie also tun?"

„Das Gesetz," fuhr Watts in seiner Abhandlung fort, „gebietet der Polizei leider, demjenigen Schutz zu gewähren, der mit mehr oder weniger triftiger Begründung darum ansucht. Ich werde also dem Bankier einige Leute zur Verfügung stellen."

„Sie werden," sagte der Oberinspektor mit einer Stimme, die keinen Widerspruch duldete, „sich heute nacht persönlich in Begleitung von fünf unserer besten Beamten zu Goldenstone bemühen und ihn nicht aus dem Auge lassen. Alle Eingänge des Hauses sind von Polizisten zu besetzen, das ganze Haus ist um 10 Uhr vom Keller bis zum Dachboden genauestens zu durchsuchen. Ich selbst bin über die Entwicklung der Lage telephonisch auf dem Laufenden zu halten."

„Zu Befehl!" sagte Watts und biß sich auf die Unterlippe.

„Pfsaw," sagte er, als er wieder sein Zimmer betrat. Aber diesmal war es ein gezwungenes, sehr verärgertes „Pfsaw".

***

Der Bankier Goldenstone war das, was manche Leute einen „Mann ohne Schatten" nennen. An einem gewissen Punkt verlor sich seine Vergangenheit in einem undurchdringlichen Dunkel und kein Mensch hätte sagen können, was hinter diesem Punkt lag. „Männer ohne Schatten" pflegen auch keine Verwandten zu haben; sie scheinen sogar nie welche gehabt zu haben. Sie schweben in einer Leere. Sie kommen aus dem Dunkel und verschwinden auch häufig wieder im Dunkel. Die Menschen bemerken das nicht.

Henry Watts hätte das aber bemerken müssen. Das gehörte schließlich zu dem Wirkungskreis der größten Kriminalisten unserer Zeit.

Als der Detektiv bei Anbruch der Dunkelheit sein dunkelblaues Dienstauto bestieg, mit dem Gefühl, für einen kindlichen Bluff seine kostbare Nachtruhe geopfert zu haben, sprang ein kleiner, lebhafter Mann an den Wagenschlag.

„Hallo — wollen Sie mich mitnehmen, Inspektor?" rief der kleine Mann.

„Ah — Sie Murray? Warum nicht?" sagte Inspektor Watts gnädig.

Der Reporter des „Morning Telegraph" sprang in den Wagen. Der Motor zog fast geräuschlos an und der schwere Achtzylinder glitt in das Gewühl der abendlich belebten Straßen hinein.

„Sie sollten sich lieber schlafen legen, mein lieber Murray," brummte Watts ärgerlich. „Meiner Ansicht nach opfern wir unsere Nachtruhe ganz umsonst."

Der Reporter folgte anscheinend zerstreut dem funkelnden Spiel einer Lichtreklame, die rote Raketenbündel in den tintenschwarzen Nachthimmel schleuderte. Dann sagte er plötzlich aus dem Dunkel heraus: „Ich fürchte, Sie irren, Inspektor. Ich habe solch ein eigenes Gefühl. Und meine Gefühle trügen mich selten . . ."

„Ein Kriminalist der modernen Schule," sagte Henry Watts, der immer gereizt wurde, wenn andere Leute nicht seiner Meinung waren, schärfer als notwendig gewesen wäre, „läßt sich nicht von seinen Gefühlen leiten."

Der dünne Faden des Gespräches riß ab und keiner sprach mehr ein Wort, bis der Wagen vor dem finsteren Hause Goldenstones hielt.

Es war eins jener kleinen villenartigen Gebäude an der Peripherie der Stadt. Ein hohes, verschnörkeltes Gitter umschloß einen verwilderten kleinen Park, in dem dunkle Schatten nisteten. Der Reporter sah aufmerksam um sich.

„Ein unheimliches Haus," bemerkte er.

Watts antwortete nicht. Er ließ sich von einem Polizeioffizier Bericht erstatten: Das Haus war bereits durchsucht, ein Posten beim Tor, ein zweiter auf der Terrasse aufgestellt. Die restlichen drei Mann waren als Leibwache in das Arbeitszimmer des Bankiers abkommandiert.

Watts sah auf das mattleuchtende Zifferblatt seiner Armbanduhr. Grünlich glommen die Zeiger: Elf.

In der Halle wurde er von Goldenstone empfangen. Der Bankier war ein freundlicher älterer Herr mit graumeliertem Haar. Er sprudelte über von Beredsamkeit.

„Ich habe schon von Ihnen gehört, Inspektor . . . Sie sind, wie mir bekannt ist, die Hoffnung von Scotland Yard. Sie können sich gar nicht vorstellen, wie sicher ich mich in Ihrer Obhut fühle. Dieser Mann, dieser Creedler, soll nur kommen, hehe, wir werden ihn schon schnappen . . . Tja! . . . Und da ist auch unser Freund Madox Murray, der König der Kriminalreporter! Wollen Sie nicht ablegen, meine Herren? Oh, es ist mir eine Ehre, Sie in meinem Hause empfangen zu dürfen . . ."

Goldenstones Arbeitszimmer war ein großer, düsterer Raum, der mit finsteren alten Möbeln kunstvoll verstellt war. Das Zimmer hatte nur einen einzigen Zugang: eine große Doppeltür. Die Läden der beiden Fenster waren innen verriegelt.

Goldenstone sperrte die Türe ab und steckte den Schlüssel zu sich. „Dieser Creedler müßte ein Geist sein, wenn es ihm jetzt noch gelänge, in das Zimmer zu kommen," sagte er lachend. Er schien vollkommen beruhigt zu sein.

Watts musterte mit einem Feldherrnblick das Zimmer, untersuchte Schlösser und Fen-

Wiese am Abend

Ihr grüner Teppich fängt des Abends Schatten
in den geneigten Gräsern spielend auf;
des Tages Lichter, die im West ermatten,
streu'n ihre letzten, roten Strahlen drauf.

Nun blüht sie wie der Goldgrund einer Schale,
die Gott in seinen ew'gen Händen hält;
sie trägt des Himmels helle Schönheitsmale
und ist der lichte Mittelpunkt der Welt.

Dann fällt die Dunkelheit auf sie hernieder
mit Schlaf und Traum und Sommers kurzer Ruh.
An ihrem Herzen schlafen alle Lieder,
das große Schweigen Gottes deckt sie zu.

Willi Lindner

Bäuerin mit Äpfeln

sterkasten, einer in der Ecke, neben dem schweren, alten Ofen.

Es war jetzt halb zwölf.

Uebelaunig ließ sich der Inspektor in einen Fauteuil fallen und sprach eifrig dem Kognak zu, den der Hausherr ihm auf einem Silbertablett präsentiert hatte.

Goldenstone, der sich in den tiefen Lehnsessel vor seinem Schreibtisch gesetzt hatte, schien von Minute zu Minute lebhafter zu werden. Er quoll von Redseligkeit über: Pferde, Automobile, Fußball, Theater, alte Witze . . . Es war ein Gießbach, der sich wie eine unaufhaltsame, trübe Flut über die Anwesenden ergoß.

Die altmodische Pendeluhr schlug dreiviertel Zwölf.

Der Raum war von dicken Rauchwolken erfüllt. Schwer lagerten die trüben Schwaden des Zigarettenrauches in der Luft und verwoben sich zu gespenstischen Gebilden.

Drei Minuten auf Zwölf . . .

Unwillkürlich begannen sie alle zu schweigen. Die Polizisten schüttelten den Wachschlaf von sich. Noch zwei Minuten . . . noch eine . . .

Da setzte die Uhr zum Schlage an.

Eine fieberhafte Spannung ergriff alle. Rauhes von Sekunde zu Sekunde . . .

Die Uhr schien zu stehen, unendlich langsam lösten sich die Schläge los.

Eff . . .

Sogar Watts wurde von der Dramatik dieses Moments ergriffen. Ein kalter Schauer huschte ihm über den Rücken . . .

Zwölf!

In diesem Augenblick stürzte Goldenstones Oberkörper vornüber auf die Tischplatte.

Watts sprang auf, halb gelähmt . . .

Da erlosch das Licht.

In dem stockfinsteren Zimmer stolperte der Inspektor über irgendein Möbelstück, fiel, hörte eine scharfe Detonation, dann strömten Tränen, Tränen, Tränen aus seinen Augen.

Gas!

Es drang in die Augen, legte sich auf die Lungen, die keuchend nach Luft rangen.

Minuten vergingen, bis jemand die Geistesgegenwart hatte, die Tür aufzubrechen. Das Gas verflüchtete sich, endlich blitzten einige Taschenlampen auf.

Es war eine traurige Gesellschaft, die da im Scheine des fahlen, kalten Lichtes der Drei-Volt-Birnen versammelt war. Entzündete Augen schlossen sich vor der Blendwirkung des Lichtes, Inspektor Watts kauerte am Boden und kämpfte mit einem Erstickungsanfall.

Niemand war imstande, etwas zu unternehmen.

Der Kriminalreporter war der erste, der ein vernünftiges Wort sprach:

„Goldenstone ist verschwunden!"

Dieser Ausruf wirkte auf Henry Watts wie eine kalte Dusche. „Licht!" kommandierte er. Alle verfügbaren Taschenlampen leuchteten augenblicklich auf. Das Zimmer erstrahlte in einem mildigen, weißen Licht.

Und in diesem Licht sah der Inspektor, daß Goldenstone tatsächlich verschwunden war.

„Haussuchung!"

Nach fünfzehn endlosen Minuten traf das Ueberfallkommando ein. Aber immer noch lag das Haus, in dem wie durch Geisterhände das elektrische Licht ausgeschaltet war, im Finstern. Mit Taschenlampen wurde jeder Winkel des ganzen Gebäudes durchsucht. Erfolglos.

Nur Mador Murray machte eine Entdeckung. Eine belanglose vielleicht, aber zumindest die einzige.

Er fand rechts von Goldenstones Schreibtisch, hinter einem Paravent verborgen, eine Tapetentür.

Wie ein Wolf stürzte sich der schnell herbeigeholte Henry Watts auf diese Tür. Sie führte zu Goldenstones Schlafzimmer, war aber verschlossen.

Nach kurzer Untersuchung kehrte Watts zurück: „Nichts, lieber Murray, diese Tür konnte nicht benutzt werden. Erstens ist sie versperrt, und zweitens steht auf der anderen Seite ein schwerer Kasten. Es ist unmöglich, daß durch diese Tür ein Mensch herein- oder herauskam.

„Und es ist noch unmöglicher, daß ein Mensch aus einem Zimmer spurlos verschwindet", bemerkte der Reporter und machte sich auf den Heimweg, um dem „Morning Telegraph" die grandiose Sensationsreportage zu bringen, die ihm je geglückt war.

***

Ein sehr bleicher Mann klopfte am nächsten Tag um fünf Uhr früh an die Tür seines Chefs. Dieser bleiche Mann war Henry Watts.

Gewitterstimmung lag in der Luft.

„Bringen Sie neues Material?" fragte Oberinspektor Herrick. Ein vernichtender Blick durchbohrte den übernächtigten Henry Watts. In diesem Blick waren alle Vorwürfe zu einem vernichtenden Strahlenbündel konzentriert, die der Chef nicht aussprach.

Watts legte ein kleines, funkelndes Projektil auf die Tischplatte. „Diese Kugel wurde im Fensterladen gefunden. Im Verfolg der Schußlinie entdeckte ich ein Luftloch. Aus diesem Luftloch muß Schlag 12 Uhr ein Schuß abgegeben worden sein. Eine Detonation wurde aber nicht vernommen. Das ist alles. Von da an tappen wir im Dunkeln."

Der Oberinspektor betrachtete die Kugel aufmerksam durch eine Lupe. Sie wies Blutspuren auf.

„Wie erklären Sie sich das spurlose Verschwinden des Bankiers vor den Augen von vier Kriminalbeamten?"

Watts zuckte die Achseln. Schweigend versenkte er seine müden Glieder in einen Lehnsessel.

„Wir haben zufällig Glück", sagte der Oberinspektor. „Der einzige Mensch, der Dean Creedler je gesehen haben soll, befindet sich eine halbe Stunde von hier im Hotel Ritz."

Watts sah erstaunt auf.

„Es ist Ralph Kennedy von der Newyorker Kriminalpolizei. Er ist einer der findigsten und begabtesten Detektive, mit denen ich je zu tun hatte."

„Kennedy . . .?" Ein Schatten huschte über Henry Watts Gesicht. „Hm — Ihr Urteil über ihn scheint mir sehr lobpreisend. Sie kennen ihn übrigens persönlich?"

„Ich hatte voriges Jahr in Newyork mit ihm zu tun."

Watts Lippen verzogen sich leicht, als wollten sie wieder ein „Pshaw" formen. Doch sei es, daß Watts der gegenwärtige Augenblick doch nicht geeignet erschien, sei es, daß er durch das Eintreten eines Polizeibeamten gestört wurde — das „Pshaw" blieb unausgesprochen.

Der Beamte legte die neueste Nummer des „Morning Telegraph" auf den Schreibtisch des Oberinspektors.

„Da haben wir die Bescherung," sagte Herrick, und schob das Blatt seinem Untergebenen zu. „Lesen Sie diese Ueberschrift: „Der Bankier Goldenstone vor den Augen der Polizei verschwunden, wetten, daß eine Philippika gegen Scotland Yard folgt! Sie sollten sich in Ihrer Sucht nach Oeffentlichkeit nicht immer mit Reportern umgeben, Watts . . ."

Henry Watts wollte etwas erwidern, aber in diesem Augenblick schrillte aufgeregt das Telephon.

2.

Aileen Barton hatte eine unruhige Nacht verbracht. Mr. Goldenstone, ihr Chef, hatte ihr zwar am Abend eingeschärft, sie sollte nur ja nicht den Kopf verlieren, denn er glaube nicht, daß dieser lächerliche Brief ernst gemeint sei. Irgend jemand hätte sich mit ihm einen Spaß erlaubt, das sei alles.

Dennoch kaufte sie am Wege in das Büro, den sie heute in ihrer Nervosität eine halbe Stunde früher als sonst angetreten hatte, die Morgenausgabe der „Daily News". Sie sah das Blatt genau durch, konnte aber nichts finden, was auf Goldenstone Bezug gehabt hätte.

Sie wußte nicht, daß von allen Blättern bloß der „Morning Telegraph" bereits von dem unbegreiflichen Verschwinden des Bankiers informiert war.

Das Bankhaus Goldenstone war keineswegs ein Unternehmen von Bedeutung. Zu seinen Kommittenten gehörten bloß kleine Leute aus den umgebenden schäbigen Vierteln, die ihre Spargelder anlegten oder mit kleinen Beträgen spekulierten. Die Bank verfügte über ein kleines Lokal in der Darrington-Street. Täglich pflegte Goldenstone pünktlich um acht Uhr früh das schmale Gitter vor dem Haupteingang zu öffnen, welche Bezeichnung eigentlich eine Uebertreibung war, da das Finanzinstitut Goldenstone sonstige Eingänge nicht aufzuweisen hatte.

Als daher Aileen Barton bemerkte, daß das Gitter ein wenig zur Seite geschoben war, kam sie zu der Ueberzeugung, daß Goldenstone schon da sei. Die nächtlichen Sorgen, die wie ein Alpdruck auf ihr gelastet hatten, wichen augenblicklich von ihr und wohlig entspannt, ein freudiges „Guten Morgen" auf den Lippen, betrat sie das Lokal.

Es war leer.

Verwundert sah sich das Mädchen um, denn Goldenstone pflegte sich um diese Zeit immer in dem vorderen Raum aufzuhalten. Doch da sie bemerkte, daß die große Eisenkasse halb geöffnet war, dachte sie, daß sich Goldenstone wohl im Chefzimmer befinden würde.

Sie öffnete die Tür — und schrie erschreckt auf.

Die drei kleineren Eisenkassen, die Safes standen offen.

Leer.

Vor der Hauptkasse stand ein junger Mensch und sah sie freundlich an. „Guten Morgen!" sagte der junge Mensch. „Sie sind wohl das Personal?" Er lachte ein helles, liebenswürdiges Jungenlachen.

Und merkwürdig: trotz dieser unglaublichen Situation wurde Aileen von diesem Lachen angesteckt. Es war ein hinreißendes Lachen. Sie konnte nicht anders. Und es war wahr, nur zu wahr: sie war das Personal. Mr. Goldenstone hatte sonst keine Angestellten.

„Wenig, aber hübsch," bemerkte der junge Mensch ironisch. Er sah wirklich gut aus. Sehr gut sogar. Aileen konnte nicht umhin, es zu bemerken.

Aber plötzlich kam ihr der volle Ernst der Situation wieder zum Bewußtsein. „Wo haben Sie das Geld?" rief sie mutig, ohne sich von der Stelle zu rühren.

„Das ist eben die große Frage, wo es ist," sagte der Einbrecher leichthin. „Wenn ich Ihnen das jetzt sagen könnte, würde ich Scotland Yard eine große Arbeit ersparen."

Aileen zog sich drei Schritte zurück und riß den Dienstrevolver aus dem Pult neben ihr. „Sie werden die Bank nicht verlassen, ehe sie das Geld hergegeben haben!" rief sie und richtete die Waffe auf den Fremden.

„Bank —?" sagte dieser sarkastisch. „Wenn Sie diese Zusammenstellung leerer Eisenkassen so nennen wollen — bitte! Uebrigens seien Sie vorsichtig mit dem Ding da. Es kann losgehen."

Der junge Mann sah kaltblütig auf seine Armbanduhr. „So leid es mir tut," sagte er, indem er einen Schritt vormachte, „muß ich Sie jetzt verlassen. Ich hätte mich gerne noch ein wenig mit Ihnen unterhalten."

„Halt!" schrie Aileen und richtete den Revolver auf den Einbrecher. „Einen Schritt — und ich schieße."

Der Mann machte den einen Schritt.

Da richtete Aileen das schwarzblaue Rohr direkt auf seine Brust, schloß die Augen und drückte ab.

Die Waffe knackte, sonst tat sie nichts. Eisiger Schreck erfaßte das Mädchen.

„Sie haben wirklich reizend ausgesehen so . . ." bemerkte der junge Mensch. „Aber der Revolver war nicht entsichert."

Jetzt aber wurde Aileen wütend. Und kraft ihres Zornes wich die Lähmung von ihr, und ihre volle Geistesgegenwart erwachte wieder. Mit Sekundenschnelle hatte sie den Revolver entsichert.

Da blieb das Individuum wie angewurzelt stehen. „Jetzt," sagte es philosophisch, „beginnt die Situation allerdings ernst zu werden."

Es hatte den Satz noch kaum zu Ende gesprochen, als bereits die Tür zuknallte und von außen der Schlüssel heftig im Schloß umgedreht wurde.

Aileen preßte die Hand an die Brust. Die Erregung begann sich auszuwirken. Sie zitterte an allen Gliedern. Was tun . . .

Das Telephon!

Eine kleine Ewigkeit, bis sie die Nummer von Scotland Yard gefunden hatte. Zweimal wurde sie falsch verbunden. Endlich — „Bleiben Sie am Apparat!"

Ein paar Sekunden flickten, dann erklärte Aileen stockend und nach Worten ringend dem Kommandanten des Ueberfallkommandos die Situation, was auf Schwierigkeiten stieß, da sie den Verlauf der Geschehnisse von rückwärts nach vorne, in umgekehrter Reihenfolge erzählte.

Wieder summte der Hörer, es raschelte, bis sich eine andere Stimme meldete: „Hallo — hier Inspektor Watts. Bleiben Sie unbedingt in der Bank. Sie werden gleich Assistenz bekommen. Wenn der Kerl sich rührt, schießen Sie ihn nieder. Sie haben den verwegensten Einbrecher von London gefangen. Der Mann, der im Chefzimmer sitzt, ist Dean Creedler. Seien Sie auf der Hut und bleiben Sie mit uns telephonisch in Verbindung. In zehn Minuten komme ich selbst."

Dean Creedler! Und Goldenstone kam nicht. Dieser Mann war ein Mörder. Gott! Das Telephon in Aileens Händen zitterte. Wenn nur schon die Polizei da wäre!

Da fuhr bereits draußen ein Auto vor, und im nächsten Augenblick stürzten fünf Polizisten mit vorgehaltenen Pistolen in den Schalterraum der Bank. Drei Mann umzingelten das Lokal von außen. Die Verteilung erfolgte mit der mechanischen Routine der Gewohnheit.

„Wo steckt der Mann?" fragte ein Polizeioffizier salutierend.

Wortlos wies Aileen nach der Tür.

Drei Mann traten, die Pistolen gewaltsam gerichtet, in das Chefzimmer.

„Tag, Boys," sagte der junge Mensch drinnen; als er ihrer ansichtig wurde. Ein Lachkrampf schien ihm innerlich zu schütteln. Aber sein Gesicht blieb ernst.

„Dean Creedler, ich verhafte Sie im Namen des Gesetzes!" sagte der Polizeioffizier scharf.

„Eine schwunglose Einleitung, alt und abgedroschen," philosophierte Dean Creedler, „wie oft habe ich sie schon gehört — komische diese Situation."

Niemand verstand, was an dieser Situation eigentlich komisch sein sollte. Welch ein abgefeimter Verbrecher muß das sein, dachte Aileen und sah diese ihre neue Gattung der Spezies Menschen neugierig an. Dieser Verbrecher sah ausgezeichnet aus in seinem tadellosen hellbraunen Sakko. Fast ein Dandy, dachte Aileen, mindestens aber ein Gentlemen. Und diese strahlend heiteren blauen Augen. Nie hatte sie solche Augen gesehen. Sie waren hell und glänzend wie blanker Stahl.

Merkwürdig, dachte Aileen, ich habe immer geglaubt, Gentlemeneinbrecher kommen nur in Detektivromanen vor. Schade um ihre eigentlich. Jetzt wird er jedenfalls aufgehängt werden . . .

„Sie haben nicht zu lachen, Creedler," sagte der Polizeioffizier streng.

„Aber Sie!" erwiderte Dean Creedler spöttisch. „Sie werden nämlich lachen, wie schnell ich wieder draußen sein werde. Mich hat noch keiner eingesperrt."

„Der Polizeioffizier sah ihn mißtrauisch an. „Legt ihm Handschellen an," befahl er.

Aber bevor noch dieser Befehl ausgeführt werden konnte, stürzte Henry Watts zur Tür herein. Triumph in den Augen, jeder Zoll ein Sieger. Schneidig ging er auf den Mann los.

„Sie sind Dean Creedler," herrschte er ihn an.

„Anscheinend — nachdem alle diese scharfsinnigen und erfahrenen Gentlemen hier es behaupten, wird es wohl so sein."

„Sie gestehen also?"

„Was . . .?"

„Den Bankier Goldenstone mit einem Luftgewehr ermordet und seine Leiche auf bisher noch unaufgeklärte Weise verschleppt zu haben."

Goldenstone ermordet . . .!" Auf Dean Creedlers Gesicht malte sich ehrliche Bestürzung. „Das hätte ich mir nicht gedacht . . ."

„Sie leugnen also?"

„Lieber Herr . . ."

„Ich bin für Sie kein lieber Herr!" donnerte Watts. „Sie leugnen — schön! Gehen wir zum nächsten Punkt über."

(Fortsetzung folgt)

Die kommende Filmsaison

Abbau der Militärschwänke — Der Abenteuerfilm auf dem Vormarsch — Romantik in Hollywood

Die kommende Filmsaison steht nicht mehr im Zeichen der Militärschwänke. Man ist übersättigt davon. Dafür bringt die deutsche Filmproduktion in den nächsten Monaten eine Reihe von vielversprechenden Neuerungen. Filme, deren Gegenstand aus der deutschen Geschichte entnommen wurde. So an erster Stelle die „Elf Schillschen Offiziere". Dem preußischen Freiheitskrieg vor hundert

Photo: Ufa

Helene Thimig debütiert im Tonfilm. Sie spielt zum ersten Mal eine der Hauptrollen neben Werner Krauß in dem Ufa-Tonfilm „Mensch ohne Namen".

Jahren sind eine ganze Reihe weiterer Sujets entliehen. Wie im vorigen Jahre „York" ist diesmal Blücher, dem „Marschall Vorwärts", eine groß aufgezogene Produktion gewidmet. Unter den geschichtlichen Filmen der Zukunft sind ferner noch zu nennen: „Trenck", „Theodor Körner", Prinz Louis Ferdinand" und „Tannenberg". Im ganzen sind es etwa zwanzig Filme nationaler Betonung, die demnächst herausgebracht werden.

Dagegen werden Liebdaber von Militärschwänken nicht auf ihre Kosten kommen. Im Programm der Filmindustrie sind dafür nur sieben Filme vorgemerkt, die sich in ihrer Handlung an bewährte Themen anlehnen. Zu nennen wären: „Drei von der Kavallerie" und „Treu ist die Soldatenliebe". Bei den übrigen Produktionen steht der Titel noch nicht fest.

Abgesehen vor diesen Filmen geschichtlicher Natur und der Traditionspflege steht die kommende Saison unter dem Stern der Abenteuerfilme. Das Unheimliche, Rätselhafte, Romantische dominiert. Annähernd dreißig Filme dieser Art werden in den folgenden Monaten die Kinobesucher in atemberaubender Spannung halten. Um gleich anzudeuten, in welcher Richtung die Reise in das Land der phantastischen Träume geht, sei hervorgehoben, daß der alte „Doktor Mabuse" wieder ausgegraben wurde. Er ist zwar tot, aber er hat ein „Testament des Doktor Mabuse" hinterlassen, dessen summierendes Durcheinander seinen Eindruck auf die Theaterbesucher nicht verfehlen wird. Mit dem „Schuß im Morgengrauen" hat die Ufa den Weg in die romantischen Abenteuer beschritten. „Strafsache Gelbern", „Das Millionentestament", „Rauschgift", „Strich durch die Rechnung", und andere. „Zigeuner der Nacht", und „Südexpreß", die von der Emelka herausgebracht werden, sind als ganz große Schlager gedacht. Desgleichen die Abenteuerfilme einer anderen Produktionsfirma: „Sprit an Bord" und „Schrecken der Unterwelt".

Die beliebten Alpenfilme finden in der bevorstehenden Saison ebenfalls einen Vertreter. Der Film führt den Titel „Absturz vom Wetterhorn" und ist reich an Spannungsmomenten.

Anläßlich dieses Wetterhorn-Films sei auch auf zwei Kulturfilme hingewiesen, die bald ihre Uraufführung erleben werden. Es sind dies „Abenteuer im Engadin" und „Grün ist die Heide", die Handlung und Naturschilderung geschickt verweben und darum bestimmt nicht langweilig wirken, wie dies manche Kinobesucher bei vielen Kulturfilmen reiner Art empfunden haben.

Aus Opern, Operetten und Theaterstücken hat man sich für die kommende Saison lohnende

Photo: Ufa

Werner Krauß als „Mensch ohne Namen" in dem gleichnamigen Ufa-Tonfilm (Regie: Gustav Ucicky, Produktion: Günther Stapenhorst).

Hollywood ist kein Filmbarometer mehr, aber es ist bezeichnenderweise auch andere Wege gegangen. Man tippt auf Abenteuerfilme, auf tolle Handlung und Dämonie. Von vierhundert Filmen, die jetzt in Hollywood das Licht der Welt erblicken oder erblicken sollen, sind etwa dreihundert dem Thema Romantik gewidmet. Hollywood produziert Flugzeugfilme, Kriminalfilme, Kriegsfilme, Kulturfilme mit spannender Handlung — in zwei Worten: unproblematische Angelegenheiten. Die Welt hat so viel Sorgen, daß sie im Kino keine mehr haben soll. Der

Drei aus dem „Blonden Traum"
Willy Forst, Lilian Harvey und Willy Fritsch, die drei Hauptdarsteller in dem neuen Ufa-Tonfilm der Erich Pommer-Produktion „Ein blonder Traum" (Regie: Paul Martin).

Carl Ludwig Diehl als „Petersen" in dem großen neuen Kriminal-Tonfilm der Ufa „Schuß im Morgengrauen" (Regie: Alfred Zeitler).

Sujets ausgesucht. Der „Freischütz", der „Fliegende Holländer" sind verfilmt worden. Von der leichteren Kost hat man die „Gräfin Mariza" und die „Blume von Hawai" vertont. Eine Reihe von Filmlustspielen, so unter anderem auch ein „Eulenspiegel", sorgen für Unterhaltung des Kinopublikums.

Und dann die Filme von literarischem Format! Man ist etwas enttäuscht, aber man findet in der Tat recht wenig. Allenfalls „Mieter Schulz gegen alle", „Herr Fünf" und das „Tagebuch einer Frauenärztin", deren Schicksal noch in der Luft hängt, „Kampf um Kitsch" und „Kameradin" erleben ebenfalls demnächst ihre Filmpremiere.

Ueberblickt man die gesamte deutsche Filmproduktion, muß man anerkennen, daß sie sich bestrebt zeigt, neue Wege zu gehen. Die Zeit der Massenfabrikation (Militärschwänke) scheint endgültig vorüber zu sein. Und die Epoche, in der man einen Fritz Brestart und Siegfried Arno wie Halbgötter bejubelte, ist dahin. Komik von der Stange hat sich überholt. Man will wieder individuelle Leistungen sehen.

Diese Tatsache macht sich nicht nur in Deutschland, sondern in allen Ländern bemerkbar. Film soll erheitern, unterhalten und nicht aufwühlen. Er soll erziehen und nicht Probleme aufwerfen, die nicht zur Tagesordnung gehören. Diese Tendenz kann man in den Programmen aller Filmproduktionen erkennen. Bei den etwa hundertfünfzig Neuerscheinungen auf dem deutschen Filmmarkt trifft dies ebenfalls zu. Zwar haben sich nicht alle Firmen ihre Programme vollständig herausgegeben, aber das wenige noch Unbekannte kann das Gesamturteil nicht beeinflussen.

Der Unterhaltung, Erbauung und Auffrischung seiner Kenntnisse im Kino sucht, wer nach Belehrung ausgeht und sich einmal von den Sorgen des Tages erholen will, wird nicht enttäuscht werden. Und er braucht nicht besorgt zu sein, daß man ihn mit der Lösung schwieriger Probleme belästigt. Er geht nach der Vorstellung heiter und zufrieden nach Hause. Erschüttert und im Innerlichen aufgewühlt sein — das wird er in der kommenden Saison wohl niemals.

B. M. V.

Helene Thimig im Tonfilm

Man weiß, daß sie mit Hugo-Hermann-Hans die Ketts der berühmten Thimigs bildet, jener sympathischen Schauspielerfamilie, der das Theater heiliges, göttliches Schicksal wurde.

Man weiß, daß sie die große klassische Reinhardt-Darstellerin ist, die jede dramatische Figur zu einem ergreifenden Erlebnis für den Theaterbesucher macht.

Und plötzlich steht man dieser interessanten Frau in einer schmalen Filmgarderobe, draußen in Neubabelsberg, gegenüber.

Sie ist die Hauptdarstellerin in dem Ufa-Tongroßfilm „Mensch ohne Namen". Werner Krauß, der beste Charakterdarsteller des Films, ist ihr Partner. Der erste und bleibende Eindruck, den man von Helene Thimig gewinnt, sie ist ganz deutsch. Das liegt nicht allein in der Blondheit des Haars, den hellen, tiefen, klaren Augen, dem gotisch-herben Schnitt des durchgeistigten, edelsten Gesichts — das findet man auch in ihrem ganzen Wesen ausgeprägt. Sie hat das „ewige Weibliche", was und hinanzieht, eine weiche, milde, ernste Fraulichkeit. Sie ist verträumt und sachlich; scheu, verschlossen und doch voll Kraft. Und sie strömt Ruhe und Herzenswärme aus.

All das empfindet man ganz stark, wenn man ihr feines, ausdrucksreiches Mienenspiel beobachtet und die sanfte Sprache ihrer Gebärden, wenn man dem warmen Timbre ihrer Stimme lauscht. Und aus dem, was sie schlicht erzählt, leuchtet sofort ihre Weltanschauung, die Lauterkeit ihres Charakters heraus.

Deutsch ist auch ihr Humor, den sie, die einzige tragische Schauspielerin in der Familie, vom Vater mitbekommen. Der Vater, Hugo Thimig, ist jener geistvolle Komiker, der bekanntlich auch jahrelang das Wiener Burgtheater geleitet hat. Man kennt seine hervorragenden Leistungen.

Hermann und Hans, die Söhne, zeigen ebenfalls feisches, sanguinisches Temperament. Beide sind unwiderstehlich mit ihrer angeborenen Lustspielbegabung.

Photo: Ufa

Ery Bos — ein neues Tonfilmgesicht — spielt die weibliche Hauptrolle in dem Ufa-Tonfilm „Schuß im Morgengrauen".

So erscheinen die vier Thimigs als Menschen derselben Prägung. Alle vier keine Bohème-Naturen, sondern vom Theater besessen.

6½ Millionen Kinobesucher in München

Einige interessante Zahlen

Die Münchener Kinos sind im Jahre 1931/32 (April bis März einschließlich gerechnet) von 6 529 000 Personen besucht worden, von denen 511 000 erwerbslos waren und daher Steuerfreiheit genossen. Gegen das Vorjahr ergibt sich eine Abnahme von 340 000 Besuchern, d. h. um zirka 5 Prozent. Diese rückläufige Tendenz des Kinobesuchs wird verschärft durch die Abwanderung von rund 500 000 Besuchern von teueren auf billigere Plätze.

Das Aufkommen an Lustbarkeitssteuer ist im Jahre 1930/31 um rund 90 000 RM geringer gewesen als 1929/30. Im Jahre 1931/32 ist die Einnahme an Lustbarkeitssteuern um weitere 90 000 RM gesunken, so daß das Rechnungsjahr 1931/32 gegenüber 1929/30 um nicht weniger als 220 000 RM zurückbleibt.

Photo: Ufa

Sybille Schmitz wurde von der Ufa fest verpflichtet.

Umschau im Amateurendelager

Als Reichspräsident von Hindenburg zur Jahreswende seine in alle Welt übertragene Neujahrsansprache an das deutsche Volk hielt, kam es zu jener unvorhergesehenen, schamlosen Störung der Ansprache von Seiten der Kommunisten, die überall größte Entrüstung hervorgerufen hat. Bekanntlich war das Leitungskabel zwischen dem Haus des Rundfunks in Berlin und dem Deutschlandsender Königswusterhausen angespaßt worden und so hatten sich die Störer in das Netz der Reichssendung eingeschaltet. In Fachkreisen war in jener Nacht eine Zeit lang die Vermutung aufgetaucht, daß man es mit einem Schwarzsender zu tun habe, dessen Ueberlagerungswellen diejenigen des Deutschlandsenders überstimmen. Wenn sich diese Annahme auch kurze Zeit später als falsch erwiesen hat, so zeigt sie doch die große Bedeutung, die einem entwickelten Amateursendewesen in bestimmten Fällen zukommen kann. Und wer hätte in den Tageszeitungen hier und da noch nicht von Schwarzsendern gelesen? Und wie oft schon brachte die Presse Berichte von großen Erfolgen, besonders der amerikanischen Amateursender! Und manchem wird sicher beim Lesen dieser oder jener Nachricht die Frage nach dem Stand des Amateursendewesens, besonders bei uns in Deutschland, aufgetaucht sein.

Während sich in anderen Ländern, Amerika allen voran, das Privatsendewesen lange Zeit ungehemmt entwickeln konnte, war bei uns in Deutschland gerade das Gegenteil der Fall. Sobald der Staat die öffentlichen Bedeutung erkannt hatte, die dem Rundfunk auf fast allen Gebieten des öffentlichen Lebens zukam, hat er auch auf diese neue Erfindung frühzeitig seine Hand gelegt, und sie auch und nach in seinem Monopol gemacht. Und da er einmal den Rundfunk völlig in seiner Hand hatte, gab er besonders seit 1926 nur noch in ganz wenigen und außerordentlichen Fällen das Senderecht an außerstaatliche Bewerber ab. In der entsprechenden Verordnung des April 1926 heißt es, daß der Staat nur noch in ganz seltenen Fällen das Senderecht erteile, und zwar nur noch an Behörden und Schulen, — besonders technische Hochschulen und andere wissenschaftliche Institute — an Fachfirmen der Radiobranche sowie an anerkannte Fachleute des Rundfunkwesens. Der private Radiobastler war somit ganz, im Gegensatz zu anderen Ländern, bei uns in Deutschland vom Senderecht ausgeschaltet. Die wenigen staatlichen Konzessionen wurden aber auch nur ausdrücklich zum Betreiben von Kurzwellensendern gegeben — die lange Welle hat der Staat völlig als Monopol unter sich — damit in Deutschland das noch in den Anfängen seiner Entwicklung stehende Kurzwellensendewesen nicht zum Stillstand komme, und seine Entwicklung hinter dem Fortschritt der anderen Länder nicht zurückbleibe. Heute besitzen in Deutschland ungefähr 150 nicht staatliche Einrichtungen die Erlaubnis zum Betreiben eines Kurzwellensenders. Davon sind ungefähr 30 private Funkvereinigungen, die anderen 120 gehören meist technischen Hochschulen, anderen wissenschaftlichen Instituten und großen Radiofirmen. Wenn man bedenkt, daß neben diesen 150 deutschen Kurzwellensendern noch eine weit größere Anzahl in den anderen Kulturstaaten mit wenigger harten Bestimmungen, besonders aber in Amerika, hinzu kommen, dann kann man sich vielleicht die ungeheuere Verwirrung vorstellen, die diese Privatsender im Aether hervorgerufen hatten.

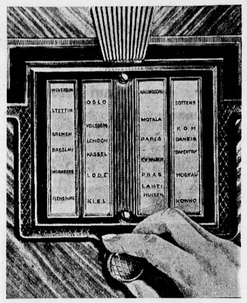
Im Jahre 1927 entschloß man sich dann um dem Ueberhandnehmen der Privatsender zu steuern, zu internationalen Abmachungen auch auf diesem Gebiet zu schreiten. Diese internationale Regelung wurde durch den sogenannten „Funkvertrag von Washington" herbei geführt. Der Funkvertrag bestimmt, daß in allen Ländern jeder Amateursender auf der kurzen Welle die staatliche Genehmigung besitzen muß. Und in einer Reihe internationaler

Das Bergungsschiff für die „Niobe"

An den Bergungsarbeiten bei der Unfallstelle der „Niobe" ist u. a. auch das Spezialhebefahrzeug „Hiev" der Hamburger Bergungs-A.-G. beschäftigt, das unser Bild mit einem gehobenen Dampfer an Stahltrossen zeigt. Auf die gleiche Weise will man auch die „Niobe" bergen, indem das gesunkene Schiff zunächst angehoben und dann in das ruhigere Wasser der Kieler Förde geschleppt werden soll, wo dann die eigentlichen Bergungsarbeiten beginnen werden.

Ausführungsbestimmungen wurde die Amateurfreiheit auch in den anderen Ländern erheblich eingeschränkt. Um nicht die Sender staatlicher Behörden, wie sie zum Beispiel bei uns von der Reichswehr, der Reichsbahn, und Schutz- und Kriminalpolizei und der Schiffahrt betrieben werden, zu stören, wurde die Wellenlänge für die Amateursender aller Welt auf vier kleine Unterwelle der Kurzwellenskala beschränkt. Die Privatsender mit staatlicher Konzession dürfen nur auf einer Wellenlänge zwischen 10—10,7 Meter oder zwischen 20,8—21,4 Meter oder 41—42,8 Meter oder 75—85 Meter ihre Sendungen in den Aether strahlen, ihr Spielraum ist also im Verhältnis zu der großen Anzahl der Sender viel zu gering. Auch die Art der Amateursendungen legen die internationalen Bestimmungen fest. Nachrichtenübertragungen, Telegraphie und Telephonie sind verboten, die Sendungen müssen sich vielmehr auf Bemerkungen persönlicher Art beschränken, damit im Amateursendewesen der Post und den offiziellen Nachrichtenbüros keine Konkurrenz entstehe. Als internationales Erkennungszeichen wurde das q-Zeichen des Morsealphabetes festgesetzt. Im vergangenen Jahr noch wurde dieses internationale Funkabkommen auf der Funkkonferenz in Madrid erneuert.

Trotzdem das Amateursendewesen so geregelt erscheint, ist doch eine ständige Ueberwachung des Aethers notwendig, da immer und immer wieder gegenseitige Störungen vorkommen, besonders von Seiten der Schwarzsender. Aufgabe der Funküberwachungsstelle der Reichspost ist es, die Sendungen zu überwachen und die Schwarzsender, — gerade bei uns ist das Schwarzsenderwesen durch die harten Bestimmungen für die Amateure und Bastler eine große Versuchung — ausfindig zu machen. Mehr als 1 200 Sender hat diese Stelle der Reichspost ständig zu überwachen. Wenn dann plötzlich ein neuer Sender gehört wird, der nicht in die Kartothek eingetragen ist, wird mit Hilfe der Funkpeilung Jagd auf ihn gemacht, und bald wird ihm das Handwerk gelegt, und seine sämtlichen Geräte verfallen dem Staat. Schon mancher Bastler, der in seinen Kurzwellensender sein Vermögen gesteckt hatte wurde so zum armen Mann.



Ein optischer Stationsmelder

Eine beachtenswerte Neuerung für den Rundfunkhörer bringt jetzt die AEG. heraus. Es ist ein sogenannter optischer Stationsmelder, der das unmittelbare Ablesen der Stationsnamen aus der Skala gestattet.

Wie ein Rundfunkmikrophon arbeitet . . .

Das Mikrophon ist die Seele des Rundfunks; in ihm werden akustische Schallwellen in elektrische Stromschwingungen umgeformt. Wie das geheimnisvolle Instrument aussieht, weiß heute jeder. Durch vier elastische Bänder gehalten hängt in einem Metallring, ein kleiner, eckiger Marmorblock, so daß er mitten im Ring schwebt. An der Vorderseite ist aus dem Block ein rechteckiges Fenster herausgeschnitten, das mit einer dünnen, schwarzen Haut, der Membran verschlossen ist. An der Rückseite des Marmorblocks ragen im Abstand von mehreren Zentimetern zwei Anschlußklemmen für einen elektrischen Stromkreis hervor. Und wenn man glaubt, das äußerlich so einfache Mikrophon berge dafür im Innern hinter der Membran irgendwelche komplizierten, empfindlichen Apparate, dann hat man sich sehr getäuscht; denn hinter der Membran befindet sich nichts anderes als eine Schicht Kohlepulver — ganz gewöhnliches Kohlepulver. Und die elektrischen Anschlußklemmen, die an der Rückseite des Marmorblocks herauskommen, gehen durch den Block bis zu dieser Kohleschicht. Damit ist der ganze Zauber erschöpft, den sich viele hinter dem geheimnisvollen Wort „Mikrophon" suchen.

Wie nun so ein einfaches Mikrophon arbeitet? Wie es die von der Membran aufgefangenen Schallwellen in die entsprechenden elektrischen Schwingungen transformiert? Die Beantwortung auch dieser Frage ist einfach und leichtverständlich, wenn man sich vorher nur über einige physikalischen Grundlagen der Elektrizitätslehre ins Klare kommt, die die Stoffe je nach ihrem Leitvermögen in Leiter und Nichtleiter oder Isolatoren teilt. Die Eigenschaft als Leiter oder Isolator zu gelten, hängt von dem Widerstand ab, den der Stoff dem elektrischen Strom entgegensetzt. Auch die Isolatoren sind eigentlich Leiter, aber ihr Widerstand ist so groß, daß sie praktisch als Isolatoren wirken. Jedenfalls ist für sie die Bezeichnung „schlechter Leiter" treffender, als „Nichtleiter" der „Isolator"; denn einen wirklichen Isolator gibt es nicht. So ist Kohle ein schlechterer Leiter als Kupfer, und Luft wiederum setzt dem elektrischen Strom bedeutend mehr Widerstand entgegen als Kohle.

Die hinter der Membran befindliche Schicht Kohlepulver leitet den elektrischen Strom, setzt aber einen ganz bestimmten Widerstand entgegen. Kohlepulver hat dazu noch die besondere Eigenschaft, je nachdem es lockerer oder fester zusammengepreßt liegt, dem durchgehenden Strom einen verschieden großen Widerstand entgegenzusetzen. Ein kleiner, leicht ausspürbarer Versuch zeigt das sofort. Steckt man in locker aufgeschütteten Kohlestaub, einige Zentimeter von einander entfernt die Pole eines elektrischen Stromkreises und schließt den Strom, dann zeigt ein hinter dem Pulver eingeschaltetes Amperemeter einen bestimmten Ausschlag. Man stampft nun den Staub zwischen den beiden Polen etwas an. Bei gleichem Strom, unter den gleichen Bedingungen wie vorher zeigt nun das Amperemeter eine größere Stromstärke an. Das kann nur damit erklärt werden, daß der Widerstand des Kohlepulvers geringer geworden ist, da sonst alle Bedingungen des ersten Versuchs beibehalten wurden. Im ersten Falle lagen die einzelnen Körner des Pulvers weiter auseinander, durch Luftschichten getrennt. Nach dem Stampfen sind sie näher aneinander gerückt, die Luftschichten zwischen ihnen sind verschwunden. Da Luft aber ein schlechterer Leiter als Kohle ist, ist mit ihrem Verschwinden der Widerstand des Kohlepulvers geringer geworden, der Strom verliert weniger von seiner Stärke, das Amperemeter zeigt einen größeren Ausschlag.

Nun zurück zum Mikrophon. Hinter der gespannten, dünnen, elastischen Membran, die meist aus einem Gummihäutchen oder einer Glimmerschicht besteht, ruht der Kohlestaub. Treffen nun Schallwellen auf die Membran, dann beginnt sie im Rythmus der auftreffenden Wellen zu schwingen. Im gleichen Takt wird das hinter ihr ruhende Kohlepulver zusammengepreßt und aufgelockert. Der elektrischer Widerstand ändert sich also andauernd. Bald ist er größer, bald geringer. Durch die eine und der Rückseite aus dem Mikrophon herausragende Klemme wird in die Kohleschicht nun ein stets gleichmäßigbleibender Strom eingeführt. Durch den sich immer verändernden Widerstand der Kohleschicht tritt er nun jedem Augenblick mit einer anderen Stromstärke an der anderen Klemme wieder aus dem Mikrophon. Er ist im gleichen Rythmus geschwächt oder geschwächt, in dem die Membran unter dem Einfluß der Schallwellen hin und her schwingt und der Widerstand der Kohleschicht — gelockert oder zusammengepreßt — stets ein anderer ist. Die genommenen Stromschwankungen werden gestärkt und mit Hilfe der Trägerwellen in den Aether gesandt. Die Empfangsantenne nimmt sie auf, der Empfänger löst sie wieder von den Trägerwellen und im Lautsprecher werden die Schwingungen dann mit Hilfe eines Elektromagneten wieder auf eine Membran übertragen und in Schallwellen zurückverwandelt. So vollzieht sich mit Hilfe des Mikrophons die Transformierung vom akustischen Schallwellen in entsprechende elektrische Stromschwankungen.

Die Fadingserscheinungen

Mit Hilfe der Theorie der Wellenreflektierung an der sogenannten Haevisideschicht, lassen sich auch die sogenannten Fadingserscheinungen, d. h. die Erscheinung des plötzlichen Wellenschwundes und des plötzlichen Anschwellens der Tonstärke im Kopfhörer oder Lautsprecher, erklären.

Sehr viele Hörer werden sicher mit diesen Erscheinungen an ihrem Rundfunkgerät schon unliebsame Erfahrungen gemacht haben. Plötzlich, mitten im romantischen Empfang schwindet auf einmal der Ton im Lautsprecher und kein Drehen an Einstellschraube, Koppelung oder Rückkopplung, kein Umstöpseln in der Anode will da helfen. Und während man noch verzweifelt vor seinem Apparat steht, und sich keine Hilfe weiß, brüllt auf einmal wieder der Lautsprecher sein Programm heraus, daß einem die Ohren gellen . . . Wie sind diese Vorgänge zu erklären? — Das sprunghafte Schwinden und Anschwellen der Tonstärke wird einem ganz klar, wenn man die Theorie der Raum und Bodenwellen zur Erklärung heranzieht.

Kommen die von der Haevibischicht reflektierten Raumwellen geradesso zurück, daß sich ihre Wellenberge — der Vergleich mit der Wasserwelle, läßt den Vorgang noch am deutlichsten werden — genau oder fast genau über die Wellenberge der auch die dorthin vorgedrungenen Bodenwellen, die normalen Empfang lieferten, legen, dann addieren sich in ihrer Wirkung beide Wellen, und im Lautsprecher oder Kopfhörer äußert sich dieser Vorgang durch sofortiges Anschwellen der Tonstärke. Ebenso erklärt sich mit dieser Ueberlagerung von zwei Wellen der plötzliche Wellenschwund, die Fadings. Treffen nämlich die reflektierten Raumwellen so auf der Erdoberfläche ein, daß sich ihre Wellentäler fast genau wie Jahrräder über die Wellenberge der vorhandenen Bodenwellen legen, so heben beide Wellen sich in ihrer Wirkung auf, sie „interferieren", und die Wirkung im Lautsprecher ist der schnelle Schwund des Tones, das Fading.

Diese verschiedenen Kombinationen zwischen zwei Wellen brauchen nicht nur bei Raum und Bodenwelle aufzutreten, um die vorher beschriebenen Störungen zu verursachen. Genau so können sich, wenn die Bodenwellen eines Senders nicht weit genug vordringen, zwei verschiedene Raumwellen derartig überlagern, daß ebenfalls die Fadingserscheinungen auftreten. Nun besteht noch das periodische An- und Abschwellen dieser Erscheinungen zu erklären. —

Da die Haevibischicht, an der die Raumwellen zur Erde zurückgeheugt werden, sich fortwährend nur in mehr oder minder starker Bewegung befindet, treffen die von ihr reflektierten Raumwellen von Zeit zu Zeit in immer wieder anderen Phasen ihrer Schwingungen auf die Antenne auf bald für eine kurze Zeit als Wellenberg, bald als Wellental, folglich überlagert sich der betreffende Welle mit einer anderen bald in der einen, bald in der anderen Art, bald in Zwischenstufen, die aber den Empfang nicht stören, weil sich hierbei die gegenseitige Addition und Ausslöhung die Wage halten. Daher verlaufen die Fadings langer Wellen langsamer, kürzerer Wellen schneller, treten aber dafür um so öfter auf. Königswusterhausen mit einer Wellenlänge von etwa 1635 Meter leidet daher lange nicht so unter diesen Störungen wie etwa Mühlacker mit 360 Meter Wellenlänge. Fadingsfrei ist um die Sender eine Zone von etwa 120 Kilometer Radius, weil frühestens nach diesem Abstand die Raumwellen wieder zur Erde zurückgelangen können, und da Raumwellen nur Nachts gehört werden, hat man auch dann nur mit Fadingserscheinungen zu rechnen.

Die Zahl der Rundfunkteilnehmer am 1. Januar 1932

Am 1. Januar 1932 betrug die Zahl der Rundfunkteilnehmer in Deutschland 3 980 852. Darunter befanden sich 283 960 Arbeitslose, Blinde und Schwerkriegsbeschädigte, denen die Zahlung der Rundfunkgebühren erlassen ist. Am 1. Oktober 1931 waren 3 731 948 Teilnehmer vorhanden. Der Zugang im letzten Vierteljahr beträgt somit 248 904 Teilnehmer. Gegenüber dem 1. Januar 1931 hat sich die Teilnehmerzahl um 471 348 erhöht.

Durch Älchen (Nematoden) hervorgerufene Krankheiten einiger landwirtschaftlicher Kulturgewächse

Eine der Krankheiten, die dem Anbau von Rüben wie in ganz Europa und Nordamerika so auch in Deutschland beträchtlichen Schaden zugefügt haben, ist die sogenannte „Rübenmüdigkeit" des Bodens, die besonders dort in Erscheinung tritt, wo Rüben in schnellem Wechsel immer wieder angebaut werden und die Felder eventuell noch mit Schlammerde der Schlämmteiche der Zuckerfabriken gedüngt werden. Die Krankheitserscheinungen sind kurz folgende. Gegen Ende Juli beginnen die Pflanzen sich zu verfärben und, bei den äußeren Blättern angefangen, zu welken. Bei schwerem Befall welkt und schrumpft sich das Herz und auch die Rübe selbst kann weich werden und faulen. In leichten Fällen bleiben die inneren Blätter grün. Ihre Assimilationstätigkeit, sowie die Nahrungsaufnahme der bei kranken Rüben in großer Anzahl gebildeten Faserwurzeln reicht nicht hin, die Pflanze ausreichend zu ernähren. Die Rüben bleiben deshalb kleiner, der Ertrag des Ackers sinkt damit entsprechend. Bei schwerem Befall zeigen sich die geschilderten Krankheitssymptome schon im Juni. In trockenen Jahren wirkt sich auch ein weniger schwerer Befall erkätlicherweise sehr viel schlimmer aus als in normalen oder feuchten Jahren. Die Ursache der „Rübenmüdigkeit" ist ein Befall der Rübenwurzeln durch einen Nematoden (Heterodera Schachti), ein Rundwurm, der zur Familie der Älchen gehört.

Die Älchen sind etwa 1 mm lange, weißliche Würmchen, deren innere Organisation noch verhältnismäßig einfach ist. Männchen und Weibchen unterscheiden sich deutlich durch ihre Gestalt. Während das Männchen lang und gleichmäßig dünn ist, hat das Weibchen eine ziemlich breite, meist zitronenförmige Gestalt. Diese Unterschiede zeigen die 0,3 bis 0,4 mm langen Älchenlarven zunächst nicht. Erst nachdem die Larven sich mit Hilfe ihres spitzen Mundstachels in die dünnen Seitenwurzeln ihrer Nahrungspflanzen eingebohrt haben und ihre Entwicklung fortgeschritten ist, werden die weiblichen Würmer plumper und dicker, bis das Wurzelgewebe über ihnen platzt und der Rumpf des Weibchens nach außen tritt, während das Vorderende in der Wurzel festhaftet. Das Männchen dagegen wird allmählich zu einem langen, dünnen Älchen und wandert, wenn es erwachsen ist, aus seiner Nährwurzel aus, um ein Weibchen aufzusuchen und nach erfolgter Begattung zu sterben. Nach der Befruchtung füllt sich der Leib des Weibchens mit Eiern, bis es eine fast kugelförmige Gestalt hat, der oft mit 300 bis 400 Eiern gefüllt ist. Ein Teil der Weibchen entläßt seine Eier und stirbt ab, während ein anderer Teil stirbt, ohne daß die Eier sofort schlüpfen, und zu einer braunen sogenannten Hülse wird, in denen die Eier bis zu fünf Jahren entwicklungsfähig bleiben. Die ganze Entwicklung vom Ei bis zum geschlechtsreifen Tier dauert rund fünf Wochen, doch ist die Existenz mehrerer Generationen in einem Jahr trotz der schnellen Entwicklung nicht erwiesen.

Bei Bekämpfung der Rübenmüdigkeit spielt eine geregelte Fruchtfolge die Hauptrolle. Amerikanische Fruchtwechselversuche haben ergeben, daß nach vier rübenfreien Jahren die Rüben auf den verseuchten Äckern wie auf den unverseuchten Äckern gediehen. Man darf danach im achtjährigen Umtrieb nur zweimal Rüben bauen. Weiter erzielt man trotz starken Nematodenbefalls Rübenernten, wenn man dem Boden einen Stickstoffüberschuß gibt. Das haben besonders einige kleine Bauernhöfe bewiesen, auf deren verseuchten Äckern die Rüben der guten Düngung wegen gut gediehen, trotzdem sie fast 30 Jahre hintereinander gebaut wurden.

Die verschiedenen biologischen Rassen, in die unsere Nematodenart (Heterodera Schachti)

a Weibchen von Heterodera Schachti noch im Wurzelgewebe
b Das Weibchen hängt noch dem Plasen des Gewebes frei an der Wurzel
Nach Strubell

zerfällt, befällt über 60 verschiedene Pflanzen. So greift die sogenannte Rübenälchen-Rasse besonders Zucker- und Runkelrüben, Rübsen, Hederich und Ackersenf an, während die Hafer-Rasse, das Haferälchen, sich in der Hauptsache auf Gräser- und Getreidearten beschränkt. Doch wurde experimentell auch ein Übergang der Hafernematoden auf Rüben und umgekehrt erzielt.

Der Hafernematode ist die Ursache der sogenannten „Hafermüdigkeit" des Ackers. Außer Hafer werden, wie schon gesagt, andere Getreidearten und Gräser befallen, jedoch nicht so häufig. Besonders wenig befallen wird Roggen. Die Krankheit äußert sich darin, daß die zunächst gut auflaufenden Pflänzchen durch Verseuchung der Wurzeln im Wachstum zurückgehen und nur niedrige Triebe bilden. Da meist die Seuche herdweise auftritt, erkennt man einen befallenen Schlag oft schon an dem ungleichmäßigen Stand der Pflanzen. Befallene Pflanzen erkennt man weiter an den Knötchen der reichlich vorhandenen Seitenwurzeln, welche die Stellen bezeichnen, die von Älchenlarven besiedelt sind. Als Hauptbekämpfung für die Haferm üdigkeit kommt vor allem wie bei der Rübenmüdigkeit eine geeignete Fruchtfolge in Frage. Da die oben beschriebenen Zysten auf Jahre hinaus lebende Eier im Boden beherbergen, darf Hafer auf verseuchtem Boden innerhalb von acht Jahren nur ein- bis zweimal allein oder im Gemenge angebaut werden. Ferner muß man den Anbau der anderen Wirtspflanzen des Hafernematoden, wie Weizen, Mais und einiger Gerstensorten, möglichst meiden. Als wenig empfänglich erwiesen sich die Gerstensorten Chevalier-, Hannchen-, Primus- und Schwanenhalsgerste. An sich könnte jede Gerstenart auf verseuchten Boden angebaut werden, da Gerste wohl zum Teil stark befallen wird, aber wenig darunter leidet. Nur ist dann an ein Erlöschen der Seuche nicht zu denken, da immer wieder frische Zysten gebildet werden, während bei mehrjähriger Abwesenheit von Wirtspflanzen für den Nematoden die Zysten im Lauf der Jahre ihre Larven entlassen und diese an Nahrungsmangel eingehen müssen. Weiter ist für die Bekämpfung möglichst frühe Aussaat auf gut gedüngtem und behandeltem Boden wichtig, damit die Pflanzen, wenn mit Eintritt wärmerer Witterung der Nematodenbefall einsetzt, einen Wachstumsvorsprung haben.

Der Kartoffelnematode, der entweder als eine biologische Rasse von Heterodera Schachti oder als selbständige Art rostochiensis gilt, tritt in der Regel nur in kleineren Betrieben verheerend auf. Der Befall ist dadurch gekennzeichnet, daß die Pflanzen nur eine geringe Höhe erreichen. Meist setzt auch Blattrollung und Welken ein und die Pflanzen gehen zugrunde. Da die mit Knötchen (Zysten) stark besetzten Seitenwurzeln bald faulen und absterben, leidet die Ernährung und die Folge ist außer den genannten Erscheinungen eine geringe Knollenbildung. Das Kartoffelälchen ist ziemlich streng an seinen Hauptwirt, die Kartoffel, gebunden. Kartoffelnematoden gehen nicht auf Rüben und Rübenälchen nicht auf Kartoffeln über. Wie bei Hafer- und Rübenälchen vermeidet man auf verseuchten Flächen für vier bis fünf Jahre den Anbau ihrer Wirtspflanze, hier der Kartoffel, ganz und erreicht dadurch eine ausreichende Befreiung von den Schädlingen.

Ganz andere Krankheitserscheinungen ruft ein anderes Älchen hervor, das an verschiedenen Kulturgewächsen vorkommt, stellenweise in mehreren biologischen Rassen auftritt, das sogenannte Stockälchen (Tylenchus dipsaci), die Ursache der Stockkrankheit von Klee, Luzerne und Roggen. Diese an beiden Enden zugespitzten etwa 1 mm langen in beiden Geschlechtern sich oberflächlich sehr ähnelnden dünnen Älchen leben im Gegensatz zu den oben behandelten in der Regel in oberirdischen Organen der befallenen Gewächse und pflanzen sich dort das ganze Jahr hindurch fort. Die erwachsenen Tiere und alten Larven verlassen bei starkem Befall ihre Wirtspflanzen und wandern auf neue über. Fehlen Wirtspflanzen bei Änderung der Feuchtigkeit, dann können Eier und gewisse Larvenstadien für eine Reihe von Jahren eintrocknen und bei günstigen Lebensbedingungen wieder zum Leben erwachen.

Eine Rasse dieser Stockälchen ruft die Stockkrankheit des Klees hervor, die sich besonders im niedrigen, stark verdickten und verzweigten Wuchs der befallenen Pflanzen äußert. Die Älchen leben in der Hauptsache in den Trieben, bringen aber auch in die Blätter ein. Die Nebenblätter werden leicht runzlig und geld. Stark befallene Pflanzen sterben ab. Nach dem ersten Schnitt wirkt sich der Befall meist besonders schwer aus. Die Älchen sieht man mit starker Lupe in verfaulten Stengeln als feine, weiße sich schlängelnde Fäden. Auf dem Felde tritt der Befall zunächst herdweise auf und breitet sich dann nach allen Seiten aus. Die Seuche kann übrigens durch befallenes Heu, das mit Mist auf das Feld gerät, und durch Samen, der von befallenen Feldern stammt, verbreitet werden. Das beste Mittel gegen das Kleeälchen ist nach den heute bestehenden Erfahrungen bei stark verseuchten Böden das Unterlassen des Anbaues von Rot-, Weiß- und Bastardklee während einer am besten neunjährigen Fruchtfolgeperiode und Ersatz durch zweijährigen Anbau von Hornklee oder einjährigen von Hopfenklee, Kleearten, die sich für das Stengelälchen als sehr widerstandsfähig erwiesen haben. — Die Stockkrankheit der Luzerne äußert sich etwas anders als beim Klee. Oft ist die Schadenerscheinung nicht so typisch, daß man ohne weiteres daraus auf Älchenbefall schließen könnte. Meist werden durch den Befall am Grunde der Pflanzen zahlreiche dicht beieinanderstehende kurze Triebe erzeugt. Häufig ist auch das Aufreißen der befallenen Organe in Rosettenform an den oberen Pflanzenteilen. Da wie es bei der Luzernestockkrankheit mit einer besonderen Tylenchus-Rasse zu tun haben, ist ungewiß. Eine Übertragung der Seuche von Klee auf Luzerne und umgekehrt kann stattfinden. Die Krankheit tritt zunächst auch fleckenweise auf, um sich von den Herden aus zu verbreiten. Beim Eggen, das man so früh als möglich vornimmt, lasse man diese Herde aus. Bei starkem Befall bleibt meist nur der Umbruch des Feldes übrig, auf dem in den nächsten acht bis neun Jahren zweckmäßig keine Luzerne, wohl aber Hopfenklee angebaut werden darf.

Von den Getreidearten wird besonders Roggen von der Stockkrankheit heimgesucht, und zwar von der „Roggenälchen" genannten hierauf spezialisierten biologischen Tylenchus-Rasse. Die Krankheitserscheinungen bestehen in einer Verkürzung und Verdickung der Halme und Blattscheiden. Die Bestockung ist meist reichlich, die

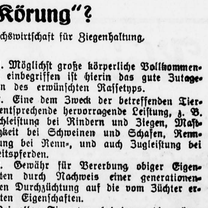


Abbildung 3
a Weibchen von Tylenchus dipsaci
b Hinterende des Männchens
Nach Marcinowski

Pflanze unten oft knollig geschwollen. Die Blätter kräuseln sich, und die Ähren bleiben klein. Die Älchen findet man in allen oberirdischen Pflanzenteilen. Sobald eine befallene Pflanze welkt, wandern die Älchen in den Boden ab. Die gleiche Älchenrasse befällt außer Roggen vor allem noch Buchweizen und Hafer und bisweilen Wintergerste. Die beste Bekämpfung der Krankheit geschieht durch Fruchtwechsel, und zwar baut man Roggen möglichst nicht nach Roggen oder anderen Getreidearten, sondern nach Hackfrüchten oder eventuell nach Klee. Bei Beginn des Schossens hilft eine Stickstoffdüngung sehr zur Kräftigung der Pflanzen. Da saure Böden besonders gern befallen werden, ist ihre Neutralisierung durch Kalk zu empfehlen.

Was verstehen wir unter „Körung"?

Von Schaper, Leiter der staatlich anerkannten Württembergischen Hochzuchtstelle für Ziegenhaltung, Hohenwutzen bei Freienwalde (Oder)

Manchem Tierhalter ist das Wort „Körung" und seine Bedeutung leider noch unbekannt, und er vermag sich vielleicht unter der Körung nichts Rechtes vorzustellen. Dem Tierzüchter und besonders dem Rassezüchter aber ist der Begriff der Körung ein durchaus geläufiger, bildet doch die Körung die Grundlage jeder modernen Leistungszucht.

Das Wort Körung leitet sich her von „küren" und bedeutet Auswahl. Der Tierzüchter versteht unter einem gekörten Tiere ein wegen ganz besonders hervorragender Eigenschaften ausgewähltes Individuum. In der Nutztierzucht geschieht diese Auswahl nach drei Hauptgesichtspunkten; es wird von einem anzukörenden Tiere verlangt:

1. Möglichst große körperliche Vollkommenheit, eingegriffen ist hierin das gute Zutreffen des erwünschten Rassetyps.
2. Eine dem Zweck der betreffenden Tierart entsprechende hervorragende Leistung, z. B. Milchleistung bei Rindern und Ziegen, Mastfähigkeit bei Schweinen und Schafen, Remleistung bei Renn-, und auch Zugleistung bei Arbeitspferden.
3. Gewähr für Vererbung obiger Eigenschaften durch Nachweis einer generationenlangen Durchzüchtung auf die vom Züchter erstrebten Eigenschaften.

Bei allen Tierarten, bei denen die männlichen Individuen polygam sind, also eine

Frage und Antwort

Ein Ratgeber für jedermann

Bedingungen für die Beantwortung von Anfragen: Der wirklich große Teil der Fragen wird schriftlich beantwortet, da ein Abdruck aller Anfragen räumlich unmöglich ist. Deshalb muß jede Anfrage die genaue Adresse des Fragestellers enthalten. Anonyme Fragen werden grundsätzlich nicht beantwortet. Außerdem ist jeder Frage ein Ausweis, daß Fragesteller Bezieher unseres Blattes ist, sowie als Portoersatz der Betrag von 50 Rpf. beizufügen. Für jede weitere Frage, auch desselben Fragestellers, sind gleichfalls 50 Rpf. mitzusenden. Anfragen, denen zu wenig Porto beigefügt ist, werden zurückgelegt und erst beantwortet, wenn der volle Portoersatz erstattet wird. Unter der Rubrik „Frage und Antwort" werden nur rein landwirtschaftliche und unmittelbar einschlägige Fragen behandelt. Unsere Ratschläge geschehen ohne jede Verbindlichkeit. Sämtliche Anfragen sind zu adressieren an den Verlag „Der 7. Tag" (Fragekasten), Paderborn

Die Schriftleitung

Frage: Reineclauden sind mit Pflaumensägewespen befallen. Die eingesandten abgefallenen Früchte meines Reineclauden- und Mirabellenbaumes bitte ich zu untersuchen und den Schädling festzustellen. Im vorigen Jahre sowohl wie in diesem haben die Bäume herrlich geblüht, gute Früchte angesetzt, die dann, wenn die Früchte etwa 6 bis 8 mm dick sind, abfallen. Welche Maßnahmen muß ich anwenden, um den Schädling zu vertilgen? Kann ich für den diesjährigen Behang noch etwas retten?

P. K. in A.

Antwort: Die Früchte des Reineclauden- und Mirabellenbaumes sind von der Pflaumensägewespe befallen. Diese Wespe legt ihre Eier zur Zeit der Blüte ab und die Larven bohren sich dann in die kleine Frucht und fressen den jungen Kern aus. Mit dem Abfallen der Früchte kommen die Larven in den Boden, wo sie sich einspinnen. Zur Bekämpfung muß man die abgefallenen Früchte möglichst täglich auflesen, nachdem man die Bäume abgeschüttelt hat. Diese Früchte sind dann sehr tief zu vergraben oder zu verbrennen, damit die Larven vernichtet werden. Ein Umgraben im Herbst soll die trotzdem in den Boden gelangten Larven tiefer bringen und das Ausgehen der Wespen verhindern. Empfohlen wird auch, Hühner in den Garten zu lassen, damit sie die eingesponnenen Larven aus der Erde holen. Schfd.

Frage: Mischwein aus Aepfeln und Birnen ist unklar. Im vorigen Jahre preßte ich ein Teil Aepfel und drei Teile Graubirnen. Aepfel wurden von Kernobstläusen und schlechter Schale befreit, Birnen gewaschen. Den Most vergärte ich unter Zusatz von Zucker und Hefenährsalz mit Viereckhefe. Die Gärung setzte schnell ein und ließ in zehn Tagen nach. Nun stellte ich den Ballon kühler, aber der Wein wurde nicht klar. Auch läßt der Geschmack zu wünschen übrig. Wie kann ich den Wein, von dem eine Probe beiliegt, klar bekommen?

B. K. in S.

Antwort: Die Probe enthielt 9,5 Volumprozent Alkohol und war zuckerfrei. Mithin konnte eine weitere Gärung nicht erfolgen. Trübung setzt leicht ein, wenn die Früchte zu weich und teilig geworden sind, was besonders von den Birnen gilt. Je feurer die Aepfel, desto besser. Für die Zukunft raten wir zu folgender Maßnahme. Eine Woche vor der Pressung wird von der Reinhefestation Alzingen am Main eine Probe flüssiger Edelweinhefe (zu 50 Rpf.) bezogen. Diese wird drei Tage vor der Ankunft sofort mit einem Liter frischgepreßten Mostes, welcher aufgekocht wurde, nach dem Erkalten in einem Topfe oder Glase bedeckt angeheimt. Nach zwei Tagen wird nun das Obst gepreßt, und in diesen Most kommt der angeheimte und vermehrte Hefeansatz hinzu. Das Verhältnis von Aepfeln zu Birnen ist richtig. Auf zehn Liter Saft kommt ein Pfund Zucker (ohne Wasser). Nach beendeter Gärung wird bald von der Hefe abgezogen, dann gut verschlossen bis zur Klärung gelagert. Geschmacklich läßt sich der Wein durch wenig Kristallzitronensäure heben. Zur Klärung wäre eine Schönung in folgender Weise erforderlich. Auf zehn Liter Wein werden 0,5 Gramm Tannin in wenig Wasser heiß gelöst unter Umrühren hinzugefügt, dann 2,5 Gramm weiße Gelatine in gleicher Weise gelöst, hinzugefügt und langsam umgerührt. Von dem entstehenden Niederschlag wird dann in einigen Tagen abgezogen.

Prof. Dr. Ka.

größere Anzahl von weiblichen Individuen besitzen, wird natürlich in der praktischen Zucht der Hauptaugenmerk auf die Ankörung der männlichen Tiere gelegt, da diese die erwünschten Eigenschaften auf die Nachkommenschaft einer größeren Anzahl weiblicher Tiere vererben sollen.

Jeder Staat hat ein großes Interesse an der Verbesserung seiner Viehbestände; insbesondere bestehen heute in vielen Ländern Gesetze, nach denen die männlichen Tiere der in Vielzahl lebenden Nutzviehrassen, soweit dieselben zur Zucht benutzt werden sollen, dem amtlichen Körzwang unterliegen. Für die der Körung unterliegenden Tierarten sind demzufolge besondere Körordnungen geschaffen worden. Solche Körordnungen bestehen für Hengste, Bullen, Ziegen- und Schafböcke und Eber. Leider fehlt heute in Deutschland noch vielfach die Einheitlichkeit der Körbestimmungen für das ganze Reich. Zum Beispiel unterliegen in einem Bundesstaat Ziegenböcke der Körung, im anderen wieder nicht. Neben dem Staate haben fast alle bedeutenden privaten Tierzüchter-Organisation heutigen Tages für die Zuchttiere ihrer Mitglieder den Körzwang ganz oder teilweise eingeführt.

Es wird für manchen Leser interessant sein, zu erfahren, daß neben den oben aufgeführten Großtieren auch für Hunde und Kleinvieh Körordnungen bestehen und der Züchterverbände erlassen worden sind.

Ein Beispiel für die eminente Bedeutung der Körung sei hier gestattet: seit Dezember 1920 besteht in Preußen Körzwang für Ziegenböcke. Auf Grund dieses Körzwanges dürfen seit 1921 in Brandenburg nur weiße, hornlose, kurzhaarige Ziegenböcke, im Typ der Deutschen Edelziege zum Decken von Ziegen Verwendung finden.

Im Körbezirk Groß-Berlin II ergab die Zählung der Ziegen 1921 etwa 90 v. H. bunte Ziegen verschiedener Rassen und nur 10 v. H. weiße Ziegen; 1925 16 v. H. bunte Ziegen verschiedener Rassen, dagegen 84 v. H. weiße Ziegen, 1926 10 v. H. bunte Ziegen verschiedener Rassen und bereits 90 v. H. weiße Ziegen.

Aehnliche Erfolge wie sie hier in bezug auf die einheitliche Färbung erzielt wurden, sind auch bezüglich der Verbesserung der Körperform und der Leistung zu erreichen und auch erreicht worden.

Bildet somit bei in Vielzahl lebenden Tierarten die Körung der männlichen Tiere das wichtigste Moment, so wird auch weiterhin, besonders durch die privaten Züchterorganisationen hoher Wert auf Ankörung weiblicher Tiere gelegt.

Nicht gleich notwendig ist die Körung der männlichen Tiere bei den in Einzahl lebenden Tierarten; denn ein schlechter Hahn kann die guten Eigenschaften eines ganzen Hühnervolkes verderben, ein schlechter Täuber wird in der Regel nur die Nachkommenschaft einer einzigen Täubin wertlos machen. Nichtsdestoweniger ist auch bei den in Einzahl lebenden Tierarten eine sachgemäße Auswahl der zur Weiterzucht bestimmten Individuen durchaus wünschenswert.

Allerlei Neues aus Feld und Garten, Stall und Hof, Haus und Keller, Küche und Blumenzimmer

Anbau von Feldsalat. In gutem Zustande sich befindendes Ackerland im Gartenbezirk, die bereits abgeerntet sind, können beide gleich gut zum Anbau von Feldsalat herangezogen werden. Das Land wird mit Stallmist gedüngt und gut gepflügt oder umgegraben; die Saatzeit August bis spätestens Ende September. An Sorten haben sich bewährt: der gelbe Italienische, der dunkelgrüne gefüllte und der zweiblättrige holländische. Der Samen wird sehr dünn, entweder breitwürfig oder aber in Reihen ausgesät und wird entweder gar nicht oder nur ganz leicht untergebracht. Schon nach geringem Regen gehen die Samen auf und schlagen Mürzeichen. Feldsalat findet in dem darauffolgenden Frühjahr immer gute Abnehmer, wird natürlich um so höher bezahlt, je früher er auf dem Markte angeboten wird. Neben bereits erwähnter Stallmistdüngung empfiehlt sich besonders eine geringe Stickstoffgabe, teils im Herbst, teils im zeitigen Frühjahr, wodurch das Wachstum stark angeregt wird. Gewöhnlich hat sich auch ein Ueberdecken der Beete mit Laub oder Stroh, welches den Boden warm hält und das Wachstum selbst im Winter anregt. Dr. L.

Arbeitskalender für den Gartenfreund.

Wenn im August der Ziergarten auch noch in Blüte ist, so ist doch die Zeit gekommen, schon an das nächste Jahr zu denken. Stiefmütterchen, Vergißmeinnicht, auch Malven und Primeln werden jetzt zur Aussaat gebracht. Insbesondere von Lilien, Narzissen und Schneeglöckchen kommen bald auf die Beete. Die Frühjahrsstauden können geteilt und neu aufgepflanzt werden, auch ist jetzt die zum Pflanzen von Nadelhölzern. Wer sich wilde Rosenstämmchen aufgepflanzt hat, der setze jetzt die Edelaugen ein. Von Fuchsien und Pelargonien werden zu Anfang des Monats Stecklinge geschnitten, die, als junge Pflänzchen überwintert, den Beltand an alten Pflanzen im nächsten Jahr ergänzen.

Der Gemüsegarten steht im Zeichen der Ernte, wobei auch rechtzeitig an das Einkochen zu denken ist. Aber Hacken und Gießen ist im Garten noch nicht zu vergessen; der späte Kohl und auch der Spargel vertragen jetzt noch eine Jauchedüngung. Weitere wichtige Arbeiten sind das Ausbrechen der Seitentriebe von Tomaten, Abschneiden der Blüten von Schwarzwurzeln, das Besfanzen von neuen Erdbeerbeeten und eine weitere Aussaat von Spinat für die Ernte im späten Herbst.

An den Spalieren im Obstgarten wird im August der Grünschnitt vorgenommen, soweit das Pinzieren nicht ausreichte. Der Wein ist weiter zu entgeizen, d. h. alle Nebentriebe werden auf ein Auge eingekürzt. Dabei kann man Blätter über den Trauben beiseite biegen oder abschneiden. Das Fallobst wird aufgelesen, aber kranke Früchte werfe man nicht auf den Kompost. Im übrigen ist weiter auf Schädlinge zu achten, namentlich Blattläuse richten jetzt an Pfirsichen und Pflaumen Schaden an und sind notfalls durch Abschneiden der Triebe zu entfernen. Schsd.

Lämmermast. Bei der Schafhaltung müstet man heute junge, wachsende Lämmer und gibt sie im Alter von 3 bis 5 Monaten als hochwertige Mastware an den Schlachter. Die schnellwachsenden jungen Lämmer haben nur einen geringen Erhaltungsbedarf und verwerten das ihnen verabreichte Futter gut. Die jungen Lämmer werden im Stall gemästet und bestreten nicht die Weide. Die Mast der Lämmer wird nur dann teuer, wenn ihre Mutterschafe auch im Stall gefüttert werden. Es ist deshalb zweckmäßig, daß wenige Tage nach dem Ablammen die Mutterschafe langsam wieder mit auf Weide gehen und abends die Nacht über und morgens bis zum Austreiben bei ihren Lämmern bleiben. Die Lämmer erhalten dann die wertvolle Muttermilch und daneben im Stall das übliche Mastfutter. Die Muttertschafe erhalten keinerlei Zufutter im Stall, die frische junge Weide muß genügend Nährstoffe liefern. Wenn es möglich ist, auch tagsüber zum

Eine Seite Kurzweil

Künstler-Anekdoten

Der galante Haydn

Als Joseph Haydn im Jahre 1794 in London weilte, verkehrte er viel mit der damals hochgefeierten Sängerin Elisabeth Billington. Sowohl ihre Stimme, wie auch ihre Erscheinung hatten ihn bezaubert.

Eines Tages nun zeigte ihm die Billington ein Porträt von sich, ein Werk des berühmten Malers Reynolds. Es stellte die Künstlerin als heilige Cäcilia dar, mit zum Himmel erhobenen Augen, und lauschend einem Chor Engel, die ihr zu Haupte schwebten.

„Meister", sagte die Billington, „wie finden Sie dieses Porträt?"

„Es ist wohl ähnlich", antwortete Haydn „aber es hat einen großen Fehler".

„Und der wäre?"

„Der Künstler hat sich geirrt, meine Gnädigste. Denn nicht Sie sollten den Engeln, sondern die Engel müßten Ihnen lauschen!"

Was zu beweisen war

Scarpetta, der italienische Komiker, hatte einmal die Idee, sich Wagen und Pferde anzuschaffen und so den Grandseigneur zu spielen. Mit einer stolzen Karosse erschien er auch tatsächlich eines Tages in den Straßen von Neapel.

Aber die feurigen Traber bäumten sich plötzlich auf, sprangen seitwärts und rannten geradewegs in einen anderen Wagen hinein.

„Herr!" brüllte der geschädigte Lenker. „Wenn Sie fahren wollen, so lernen Sie zuerst kutschieren!"

„Na und?" replizierte Scarpetta, „sehn Sie denn nicht, daß ich es tue?"

Der Vertrag

Der französische Schauspieler Frederic Lemaitre war einmal Zeuge eines Vertragsabschlusses zwischen seinem Direktor und einem debütierenden Dramatiker. Dem jungen Autor wurden da die haarsträubendsten Bedingungen diktiert: nicht nur, daß er sich verpflichten mußte, eine bestimmte Prutteinnahme zu garantieren, sondern er hatte auch sofort einen Barvorschuß zu erlegen. Seufzend erklärte sich der unerfahrene Dichter einverstanden.

Doch als er schon im Begriffe war fortzugehen, da neigte sich Lemaitre zum Ohr seines Vorgesetzten und flüsterte:

„Herr Direktor, halten Sie ihn zurück! Dieser Kerl hat ja noch eine Uhr!"

Abgehärtet

In dem Humoristen Stettenheim kam eines Tages ein Dichterling und bat um die Auszeichnung, ihm einen Auszug eigener Poeme vorlesen zu dürfen. Dies wurde bewilligt.

Etliche Minuten hörte der Humorist zu, dann stand er auf und öffnete das Fenster.

„Aber Meister," rief der Poet. „Es hat ja draußen fünfzehn Grad unter Null!"

„Keine Angst, junger Mann, beruhigte ihn Stettenheim. „Ich bin es gewohnt, auch im Winter bei offenem Fenster zu schlafen!"

Die Wette

Ein Theaterkritiker sandte einmal an Lucien Guitry eine eigene Komödie und dazu die folgenden Zeilen: „Lieber Herr Guitry, ich wette mit Ihnen um zwanzig Franken, daß Sie das beiliegende Stück nicht lesen werden!"

Am nächstfolgenden Tag erhielt der Autor sein Manuskript zurück. Eine Note zu zwanzig war angeschlossen und auf der Begleitkarte stand:

„Ich gratuliere! Sie haben gewonnen!"

Nicht kompetent

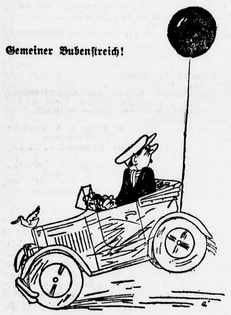
Premiere eines noch unbekannten Operettenkomponisten. In einer Loge hat sich auch Emmerich Kalman eingefunden, der Schöpfer der „Csardasfürstin". Er lauscht, schmunzelt und merkt mit immer wachsenderem Staunen, daß die meisten Melodien eine verblüffende Aehnlichkeit — mit seinen eigenen haben.

In einer Pause erscheint der jugendliche Debütant.

„Sind Sie also zufrieden?" wendet er sich an den Meister. „Habe ich meine Sache gut gemacht?"

„Herr Kollege", darauf Kalman. „Das Urteil über die eigenen Werke muß ich wohl schon anderen überlassen!"

Gemeiner Bubenstreich!



Lieschen ist entschieden ein Gegner des Waschens. Nur nach vielen Versprechungen gelingt es der Mutter, sie morgens unter die Brause zu bringen.

Als kürzlich die Großmama zu Besuch bei ihnen weilt und zu der Kleinen sagt: „Nein, Lieschen, bist du aber gewachsen," meint da die Kleine tränenden Auges:

„Kunststück, wo mich Mutti jeden Tag so doll begießt!"

„Sie müssen aufhören zu trinken, zu rauchen, zu priemen. Ferner müssen Sie jeden Abend um 9 Uhr ins Bett gehen, außerdem ..."

„Danke, Herr Doktor, es genügt schon. Ich erkenne aus dem Wenigen, was Sie mir gesagt haben, daß Sie vorher mit meiner Frau gesprochen haben."

Brillanten-Ede lag im Sterben. Seinem langjährigen Kollegen, dem Sauerstoff-Paule, diktierte er seinen letzten Willen. „Und dir, treuer alter Freud, vermachte ich ein Perlenhalsband im Werte von 100 000 Mark." — „Donnerwetter, Mensch, wo liegt das denn?" — „Paß auf: es liegt in der Schublade rechts von der Mitte des Schreibtisches im Herrenzimmer der Frau Generaldirektor Siebenhaus in der Kaiserallee 28, gleich links vom Balkon, über den du reinsteigst."

Bei der Wahrsagerin

„Mein Herr, Sie werden fortgesetzt von einer Dame belästigt . . ."

„Ja! — von der Schneiderin meiner Frau!"

Krawutzke schimpft mit dem Hauswirt: „Na, hören Sie mal, das ist unerhört! Bei mir regnet es jetzt seit drei Wochen durch die Decke in den Salon. Jeden zweiten Tag sage ich Ihnen das. Wie lange soll denn dieser Zustand noch dauern?" — „Kooofen Se sich een Laubfrosch, Herr, ick bin doch keen Wetterprophet!"

Miesicke ist mit seinem Paddelboot umgekippt und ins Wasser gefallen. Verzweifelt schreit er: „Hilfe! Hilfe! Ich kann nicht schwimmen!" — Ein Betrunkener sieht ihm von einer Brücke zu und ruft hinunter: „Was machst du denn für Lärm, Mensch? Ich kann auch nicht schwimmen, aber ich schreie doch nicht so!"

Der Hausherr stürzt sich mit vorgehaltenem Revolver auf den Einbrecher:

„Sie unverschämter Mensch behaupten noch, Sie hätten sich geirrt?"

Einbrecher zittert: „Ja, ich glaubte, Sie seien verreist."

Hilfe! Einbrecher!

„Nun, Herr Müller, erzählen Sie einmal ganz genau, wie sich die Sache zugetragen hat", sagte der Kriminalkommissar bei der Besichtigung des Tatortes.

„Ich kam gegen Mitternacht von einer Geburtstagsfeier recht müde nach Hause und schlief sofort ein. Nach einem tiefen Schlaf von etwa zwei Stunden wachte ich plötzlich auf und hörte durch die geschlossene Tür im Nebenzimmer ein Geräusch, das sofort meinen Verdacht erregte, da ich allein in der Wohnung war.

Ich lauschte angestrengt. Kein Zweifel, im Nebenzimmer waren Einbrecher tätig, die es auf das Geld im Schreibtisch abgesehen hatten.

Eine Waffe hatte ich nicht und wagte daher nicht mich zu rühren, nicht einmal Licht zu machen.

Ganz leise hob ich den Hörer des Telephons auf meinem Nachttisch ab, um die Polizei zu alarmieren. Aber obwohl ich lange, lange Minuten wartete, meldete sich das Amt nicht. Erst viel später, als längst kein Geräusch mehr zu hören war, machte ich Licht, stand auf, ging ins Nebenzimmer und fand es in dem Zustand, in dem es sich jetzt befindet. Alles war durchwühlt, das Geld — natürlich fort! Und nun verstand ich auch, warum sich das Amt nicht gemeldet hatte: die Einbrecher hatten, wohl während meines tiefen Schlafes, die Leitung durchschnitten."

Der Kommissar schrieb die Darstellung protokollarisch nieder, dann ging er mit einem Beamten hinaus und erteilte ihm einen Auftrag. Als der Beamte bald danach zurückkehrte, fragte er ihn kurz: „Ja oder nein?" Der Beamte antwortete mit Nein, wie der Kommissar erwartet hatte.

Der Kommissar sagte nun dem Ueberfallenen: „Na, den Täter brauchen wir nicht weit zu suchen!"

Was meinte der Kommissar damit? Welchen Auftrag hatte er dem Beamten erteilt?

DAS NEUESTE FÜR DEN *BRIEFMARKEN*-SAMMLER!

Canada

Portoänderungen erforderten eine neue Wertstufe zu 3 cent. Da sich nicht so schnell eine neue Marke schaffen ließ, wurde die 2 cent, mit einem Ueberdruck versehen und der alte Wert durchbalkt.

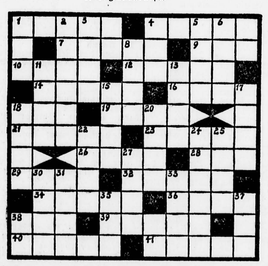
Somalia

Die bereits angekündigten Ergänzungswerte der neuen Ausgabe sind erschienen. Die 10- und 15-cent zeigen einen Leuchtturm, auf der 25 Lire sieht man den prachtvoll ausgeführten Kopf eines Tigers.

Brit. Indien

Während alle anderen Dominions nach und nach dazu übergehen, Landschaften auf den Marken zu bringen, bleibt Britisch-Indien seinem alten Markenbilde, Königskopf, treu. Die neuen Werte sind: 9 p., 1 3 ps, 2 as, 3 as, 3 as 6 ps, Dienst 9 p, 1 as 3 ps, 2 as.

Kreuzworträtsel



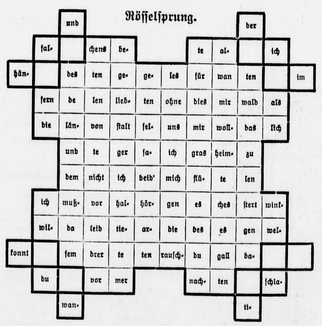
Waagerecht: 1. Nutztier, 4. Stadt an der Wolga, 7. Alter Hafen von Rom, 9. Westeuropäer, 10. Feldblume, 12. In der griechischen Sage Begleiter des Dionysos, 14. Flußmündung, 16. Männername, 18. Anderes Wort für Rad, 19. Soviel wie Schlag, 21. Muse, 23. Verkaufsraum, 26. Stadt in Mittel-Rußland, 28. Frauenname, 29. Totenschrein, 32. Weibliche Sagengestalt der griechischen Mythologie, 34. Seebad in Florida, USA., 36. Frauenname, 38. Windstoß, 39. Sammelbuch, 40. Stadt an der Ruhr, 41. Himmelskörper. — Senkrecht: 1. Ehemaliger russischer Herrschertitel, 2. Spanische Weinstube, 3. Hustier, 4. Hafendamm, 5. Nebenfluß des Rheins, 6. Fluß in Asien, 8. Vater des Königs David, 11. Blutbahn, 13. Küstenfluß in Ostpommern, 15. Germanischer Gott, 17. Roman von Zola, 18. Fisch, 20. Altes Längenmaß, 22. Römisches Gewand, 24. Soviel wie Wälle, 25. Stadt in Holland, 27. Männername, 30. Einer der kleinen Propheten, 31. Papiermaß, 33. Ehemalige niederländische Kupfermünze, 35. Englische Insel, 37. Vorfahre.

Bildtextkartenrätsel.

H. Carl Buthe

Welchen Beruf hat der Besitzer der Bildtextkarte?

Rösselsprung.



Figurenrätsel.

e i k l z o p s u

Die Buchstaben in nebenstehender Figur sind so zu ordnen, daß die senkrechte Reihe einen Papst und die waagerechte Reise des nordischen Gott des Feuers bezeichnen. Wird nun das Fragezeichen durch einen gewissen Buchstaben ersetzt, so bezeichnen sie den altital. Waldgott und eine Haartracht.

Auflösungen aus Nummer 19

Lösung des Rätsels „Ein Blick aus dem D-Zug". Der Fahrgast hatte, als er Zeuge des Vorgangs wurde, sofort ein Gepäckstück hinausgeworfen und sich gemerkt, wo und annähernd wie weit dies von dem betreffenden Hause entfernt niedergefallen war. Durch die Feststellung, daß das Haus drei Minuten Fahrzeit vom Bahnhof entfernt lag, konnte bald die Gegend ungefähr ermittelt werden. Dort wurde nun das Bahngelände abgesucht und nach Entdeckung des Gepäckstückes auch schnell das Haus und die Wohnung ausfindig gemacht.

Lösung des Kreuzworträtsels: Waagerecht: 1. Sela, 5. Kabel, 8. Egeria, 9. Lena, 10. Murmi, 13. Ala, 14. Atrium, 15. Urban, 18. Alter, 21. Partie, 23. Aga, 25. Arien, 26. Aden, 27. Talent, 28. Stich, 29. Ente — Senkrecht: 1. Selam, 2. Egel, 3. Lenau, 4. Ara, 5. Kantate, 6. Bari, 7. Leim, 11. Urne, 12. Mur, 14. Abinth, 16. Rate, 17. Aar, 19. Naien, 20. Tanke, 21. Pas, 22. Mzai, 24. Gent, 26. Ale.

Lösung des Silbenrätsels: Dose, Ilse, Else — Frage, Riege, Auge — Urga, Vega, Olga — Mode, Made, Ende — Else, Nolle, Erle. — Die Frau vom Meere. (Ibsen.)

Lösung des Kryptogramms: Von dem Buchstabenfeld DER beginnend, überspringe man je 8 Felder und erhält dann: „Der Erde köstlichster Gewinn ist frohes Herz und reiner Sinn."

Lösung des Bilderrätsels: Ein großes Muster weckt Nacheiferung.

Lösung der Zusatzaufgabe: Landdrost. Bergrat, Zollamt. Domdvor, Filzhut, Hufeisen. — Drache.

Verantwortlich für den Gesamtinhalt: Chefredakteur Fritz Walter, Paderborn. Druck und Verlag: Westfälisches Volksblatt AG., Paderborn

1. Jahrgang – Blatt Nr. 21 — Sonntag, 21. August 1932
Verlagspostanstalt Paderborn

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Die Heide blüht

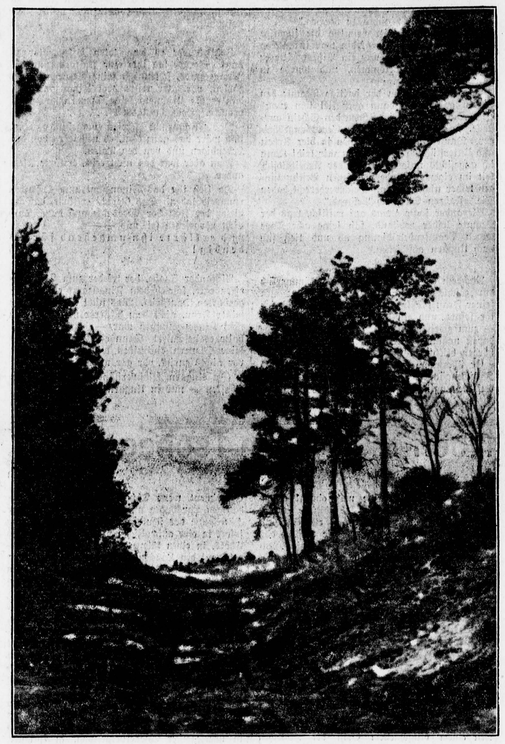
Wenn der August die goldne Fülle seiner sommerlichsten Stunden ins Land wirft, wenn in der Glut der Hundstagshitze die roten Rosen letzten Duft und Glanz verströmen, Schwertlilien ihre welke Klinge neigen und nur die tellergroßen lachenden Sonnenblumen den Kopf nicht verlieren — wird ein Aschenbrödel im deutschen Land vor Tau und Tag zur Königin: Die Heide. Ein rötliches Flimmern läuft plötzlich über ihren sackleinengroben Leib, das Heidekraut öffnet seine ungezählten Blütenknospen und schüttet das Wunder seines mattvioletten Rots über die endlos weite Steppe. Die Heide blüht!

Blühende Heide ist ein köstliches Geschenk der allgütigen Mutter Natur an uns nichtswürdige Menschenkinder. Blühende Heide ist herbschöne Poesie in der Prosa unseres Alltags. Blühende Heide ist ein Erlebnis. Es gehört freilich schon etwas dazu, das zu verstehen und zu erkennen. In ein Wunder kann man nicht blindlings hineinspringen, belastet mit aller Alltagsfracht und dem Zorn auf die sogenannte Tretmühle seiner täglichen Pflichten. Man muß schon all das von sich abstreifen können, was uns heutigen Menschen das Leben so schwer, uns selbst mit dem Leben vielfach so unzufrieden macht: Das parteigebundene Denken, die engstirnige Zeitbetrachtung aus dem Blickwinkel einer Parteischablone, den Hang zum eigenen kleinen Untertanenverstand aus die Welt begreifen und lenken zu wollen. Man muß auch, wenn man in den roten Blumenteppich des Heidelandes treten will, den Aerger des Tages von sich abschütteln und ein fröhlicher Mensch sein können. Zum Erleben gehört eben — Befreiung vom Alltäglichen, Losgelöstsein vom Zwang, der Wille, den Trekmühlenmenschen gegen den Menschen fröhlicher Unbekümmertheit einzutauschen.

Es gibt heute leider viele Menschen, die mit der einstigen Fröhlichkeit ihres Herzens in eine Sackgasse der Trostlosigkeit sich verrannt haben, die so sehr eingeschnürt sind in die Enge ihres alltäglichen Kleinkrams, daß sie keinen Ausweg mehr wissen und mürrisch, Personifizierungen des unangenehmen Pessimismus, im Trott ihrer Trübsal gehen. Dann gibt es wieder eine andere Sorte von Menschen, deren Fröhlichkeit laut nach außen lärmt, denen zur wahren Herzensfröhlichkeit die Besinnlichkeit, die innere Lauterkeit, das Kind im Menschen, fehlt. Mit all diesen Abarten und Verlagerungen der menschlichen Gefühlswelt dürfen wir nichts zu tun haben wollen, wenn wir die Poesie der Heide in die Prosa unseres Alltags tragen möchten. Wir müssen unbeschwert und unbekümmert in sie hineingehen. Und das wollen wir jetzt tun.

***

Die herbe Eigenart der Heidelandschaft gewinnt sich die Liebe der Menschen nicht wie etwa die kühle, gotische Domtiefe des deutschen Buchenwaldes. In der Heide streben keine Laubgewölbe mit grünem Baldachin in den blauen Himmel. Der karge Sandboden der Heide treibt keine Baumriesen ins Licht. Ihre stille Liebe gehört der Krüppelföhre und der bräutlich zarten Birke. Wenn im Pfingstmonat das Haar der Birke wie feines silbriges Gespinnst leuchtet, rieselt das Sonnenlicht an ihr herunter wie lebendig gewordener Goldbrokat. Schön ist dann die Heide für den Wanderer, der die Einsamkeit liebt. Bräunlichschwarz liegt noch die weite Fläche, durchsetzt mit Streifen weißen Sandes, darin der Fuß versinkt beim gemächlichen Schreiten. Dann dudeln die Heidlerchen voll Fröhlichkeit, und der Birkhahn kullert und kollt. Ansonsten aber schwingt die Feierlagsruhe der Weltabgeschiedenheit über dem Heideland.



Bis in den Tagen des August plötzlich das Erikarot aufflammt und die Heide jählings verwandelt. Nun ist ihre braune Fläche mit einem Male ein leuchtend heller Teppich. Stundenweit dehnt sich das wellige Laken zartflammender Röte, daraus die feinen Düfte der Kelchblätter strömen. Birken und Föhren scheinen mit verwandelt. Die Birken schmiegen ihre weißen Leiber an den Brand zu ihren Füßen und lassen ihr reifes Grünhaar wie flatternde Fahnen darüber hinwehen. Die Föhren lächeln schwermütig in ihrer Nadelstarre und wiegen die verjüngten Wipfel. Nun hebt auch das Orgelspiel das Bienen an. Sie kommen in ganzen Schwärmen und holen den Honig von der üppig bestellten Tafel der ewig verschwenderischen Natur. Und was sie sammeln mit Bienenfleiß, das wird bald köstliche Labe am Tisch der Menschen. Die arme Heide in ihrem Aschenbrödelkleid ist die anspruchslosefte und bescheidenste Wohltäterin der Menschheit.

***

. Und mit den Bienen kommen auch die Menschen ins Heideland. Und die Menschen, Kronen der Schöpfung und mit Verstand begabt, übersehen gern, daß die Gottesnatur zwar auch für sie, aber nicht für sie allein da ist. Sie kommen in ganzen Rudeln angelärmt und stören den Feierfrieden des blühenden Landes. Sie fallen über die herbschöne Pracht her und plündern sie aus. Das Heidekraut ist ja so schön! Und so dauerhaft! Man kann es in Körbchen und Vasen tun und den ganzen Winter über in den Wohnzimmern dekorativ aufstellen. Darum kann man nicht genug davon in seinen Rucksack pfropfen, nicht genug der Stauden mit Stumpf und Stiel ausreißen und sich aneignen. Man kann die Bienen und Käfer vertreiben und sich selbst, homo sapiens, Krone der Schöpfung und Zierde der Geschöpfe, mit brennendem Zigarrenholzen ins Heidekraut legen und in den zürnenden Blauhimmel hineinschmettern: „Grün ist die Heide, die Heide ist grün!" Man kann auch Kultur und Zivilisation in die Abseitigkeit der märchenschönen Heide tragen — Konservendosen voll Kartoffelsalat, Hühnereier, Butterbrote in Papier, ein Fläschlein Branntewein und ein Grammophon. Man kann diese Herrlichkeiten auf knatterndem Motorrad heranbringen und das Picknick in der Heide zu einer überlauten Angelegenheit seiner bedenklich schlechten Kinderstube machen. Es gehört zu den Selbstverständlichkeiten eines solchen Naturgenusses, daß die geleerten Konservendosen, die Eierschalen und Papierfetzen, malerisch ergänzt von leeren Zigarettenschachteln, Pralinenhüllen und abgebrannten Streichhölzern, am Picknickplatz zurückgelassen werden, den Bienen und Käfern zu schnupperndem Betracht, den Birken und Föhren zur Erinnerung an ihnen unbegreifliche Lebewesen, deren unangenehme Ausdünstungen sie sich sporenstreichs aus den Aesten schütteln.

***

Menschlicher Besuch in der Heide aber braucht nicht so auszusehen. Besuch in der Heide soll sein wie Gottesdienst, wie Andacht und Stille. Wir müssen schon den guten Vorsatz fassen, unseren alten Adam nicht mit hinauszunehmen. Und möglichst auch nicht das Grammophon. Die Natur hat ihren eigenen Stil, die Heide erst recht. Wer Ohren hat, zu hören, lauscht auf den jubelnden Triumphgesang der Heidlerche, aufs sanfte Schwirren der Laubkäfer, auf das vielstimmige Orgelkonzert der fleißigen Bienen, auf all die tausend Töne der Stille, die ans innere Ohr schlagen, wenn man richtig zu lauschen und die Natur zu betrachten versteht. Und wer Augen hat, zu sehen, dem tut sich in der Heide eine Märchenwelt auf. Seht einmal, wie die hochzeitheller Birke in ihrem grünen Blattgerieisel unter der blauen Domglocke des Himmels steht! Wie die Kiefern und Föhren in ihrer dunklen Tracht in den Charakter der Landschaft passen! Und blickt einmal von einem weißen Sandhügel über die weite, stille Fläche des blühenden Heidelandes! Der Alltag kann neben diesem Flug in die Weite nicht Schritt halten, er muß zurückbleiben, verklingen, erlöschen. Freilich muß man auch zu träumen verstehen zwischen Erikarot, Birkenwipfelgrün, Himmelsblau und weißem Sand. Ach, wie bald fällt dann alles Menschlich-Allzumenschliche vom Menschen ab! Der Streit mit dem Nachbar wegen des Hühnerlochs in der Gartenhecke; der Aerger, den man auf dem Konkorbock einzustecken hat; der Kummer um den Sohn, der Ostern kleben geblieben ist; die Sorge um die Tochter, für die sich ein Referendar interessiert; die politische Konstellation in Berlin; die Reparations- und Abrüstungsfrage; das gekürzte Gehalt und die schlecht gekürzte Miete; der ganz kleine Alltag mit all seinem Getue, seiner Unwichtigkeit, seinen Widrigkeiten, seinem Joch. Die Heide ist weit und groß und still. Sie nimmt dich an ihr Herz, tröstet dich, beglückt dich, macht dich frei, gibt dir deinen Frieden! Und wenn du, so an ihr mütterliches Herz geschmiegt, nicht singen kannst, wie Hermann Löns, so wirst du Theodor Storms Gedicht „Abseits" vor dich hinsprechen können, eingekuschelt in den Frieden, der von diesem Heidebild ausströmt:

Es ist so still: die Heide liegt
Im warmen Mittagssonnenstrahle,
Ein rosenroter Schimmer fliegt
Um ihre alten Trägermale;
Die Kräuter blühn; der Heideduft
Steigt in die blaue Sommerluft.

Laufkäfer hasten durchs Gesträuch
In ihren goldnen Panzerröckchen,
Die Bienen hängen Zweig um Zweig
Sich an der Edelheide Glöckchen;
Die Vögel schwirren aus dem Kraut —
Die Luft ist voller Lerchenlaut.

Ein halbverfallen niedrig Haus
Steht einsam hier und sonnbeschienen;
Der Küfner lehnt zur Tür hinaus,
Behaglich blinzelnd nach den Bienen;
Sein Junge auf dem Stein davor
Schnitzt Pfeifen sich aus Kälberrohr.

Kaum zittert durch die Mittagsruh
Ein Schlag der Dorfuhr, der entfernten;
Dem Alten fällt die Wimper zu,
Er träumt von seinen Honigernten. —
Kein Klang der aufgeregten Zeit
Drang noch in diese Einsamkeit.

***

So wollen wir die Heide durchwandern und erleben. Dann wird uns wieder wohler sein im Alltag, hinter der Bürde unserer Pflicht, im Kampf ums tägliche Brot. W. L.

Wie wird man wieder lebendig?

von Gerhart Herrmann Mostar

Alexander Szabo betrat das Meldeamt in Kolosvar. Er wandte sich bescheiden an den diensttuenden Beamten: „Verzeihen Sie, können Sie mir sagen —"

Der Beamte blickte unwillig über die Brillengläser, legte seufzend die Frühstücksstulle aus der Hand und unterbrach ihn:

„Zunächst Ihren Namen, bitte."

„Alexander Szabo. Ich möchte gern in Erfahrung bringen —"

„Ihre Wohnung?"

„Entschuldigen Sie, aber das tut hier wirklich nichts zur Sache. Ich —"

Der Beamte richtete sich drohend auf. „Wollen Sie vielleicht einem altgedienten Beamten beibringen, was zur Sache tut, bitte? Was ich frage, tut immer was zur Sache, verstanden?! — Also, wo wohnen Sie?"

„Hier nirgends. Ich bin vor einer halben Stunde mit dem Zuge angekommen. Ich bitte Sie ja auch nur —"

„Haben Sie früher hier gewohnt und wo?"

Alexander Szabo nannte eine Straße und eine Hausnummer. Er hatte sich in sein Schicksal ergeben. Der Beamte kramte eine Viertelstunde lang in Mappen und Büchern; dann sah er den Unglücklichen drohend an:

„Sie belügen mich, Herr! Sie existieren ja gar nicht! Sie sind ja tot!"

Alexander Szabo sank auf einen Stuhl und fragte verdattert: „Ich? Tot? Also wirklich, das ist mir neu. Also wirklich, das hat mir noch keiner gesagt. Da steht man nun vor Ihnen und ist dabei tot — komisch, komisch . . . Wie denken Sie sich denn das eigentlich . . .?"

„Ich habe gar nichts zu denken, ich habe ungarischer Beamter zu sein, verstanden? Jedenfalls steht hier bei den Akten: ‚Gefallen in Rußland am 17. September 1916.'"

„Ich bin doch gar nicht gefallen! Ich war in russischer Gefangenschaft und konnte erst jetzt zurückkehren!"

„Das geht mich gar nichts an. Ich habe mich an das zu halten, was in den Akten steht. Für mich sind Sie tot. Bitte Abteilung 37, dritter Gang, vierte Tür links geradeaus, Bestattungs- und Friedhofsamt, falls Sie eines unnatürlichen Todes gestorben sind, Zimmer 38. Ich selbst bin für den Verkehr mit Toten nicht zuständig. Mahlzeit."

*

Alexander Szabo war wirklich schon leichenblaß geworden. Er hatte auf dem Meldeamt lediglich die jetzige Adresse seiner Gattin erfahren wollen, und jetzt war er plötzlich tot. Nach kurzem Schwanken begab er sich ins Zimmer 38.

Hier erklärte man ihm etwas höflicher, denn man war ja zuständig, daß er irgendwelche Papiere besorgen müsse.

Ja, die habe er in Rußland verloren.

Dann müsse er sie sich wieder verschaffen. Wie, sei seine Sache. Mahlzeit.

*

Alexander erfuhr die Adresse seiner Frau von einem Bewohner der Stadt — allerdings auch, daß sie sich inzwischen verheiratet hatte. Nichtsdestoweniger eilte er zu ihr.

Sie spielte mit drei ihm unbekannten Kindern und sagte ihm nach der ersten Aufregung:

„Also, Alexander, es ist nett, daß du wieder da bist, und ich wünsche dir viel Glück in der Heimat. Aber vor der Behörde bestätigen, daß du es bist, das kann ich nicht. Denn dann würde ich ja in Bigamie leben. Und sieh mal, mich jetzt von meinem Mann trennen, wo wir drei Kinder haben, du wirst selbst einsehen —"

„Das verlange ich ja gar nicht!" sagte Alexander kleinlaut.

„Das ist sehr lieb von dir, aber die Behörde würde es verlangen." Sie erhob sich und sprach fest und deutlich: „Alexander, ich erkenne dich nicht. Wiedersehen."

*

Alexander war in der harten Zeit der Gefangenschaft ein einfältiger Mensch geworden und verstand seine Frau. Er suchte sich anderweitige Hilfe und ermittelte einen Pfarrer, der ihn in Barasdin, woher er stammte, getauft hatte; dieser Pfarrer war geflohen, als seinerzeit die Serben anrückten, und hatte die Kirchenbücher mitgenommen. Er lebte in Budapest. Dieser Pfarrer war ein merkwürdiger Mann: er glaubte Alexander alles aufs Wort, ohne nach Papieren zu fragen, und stellte ihm eine Abschrift des Taufscheins aus. Mit diesem unschätzbaren Dokument bewaffnet, erbat der amtliche Tote nach Kolosvar zurück.

*

„Getauft", sagte der Beamte, nachdem er den Schein überflogen hatte, „getauft kann jeder werden. Aber woher soll ich wissen, daß Sie geboren sind? Sie müssen sich vom Standesamt in Barasdin einen Geburtsschein besorgen. Vorher ist nichts zu machen."

Alexander überschritt heimlich die jugoslawische Grenze, denn Barasdin war inzwischen jugoslawisch geworden, und ein Visum hätte er als Toter nicht bekommen, und wurde in Barasdin vorstellig.

Beinahe hätte ihm der dortige Beamte den Schein gegeben — dann aber fiel ihm etwas ein: „Halt! Wenn ich Ihnen den Schein ausstelle, sind Sie jugoslawischer Staatsangehöriger. Dann müßten wir Ihnen ja hier Arbeit und Unterstützung geben — tut mir leid! kann ich angesichts unserer infolge der Arbeitslosigkeit im eigenen Lande erlassenen Bestimmungen leider nicht machen. Beschwerderecht haben Sie. Fahren Sie nach Belgrad."

Alexander sagte etwas auf russisch, was der Beamte leider verstand, saß seine acht Tage wegen Beamtenbeleidigung ab und ließ sich nach Ungarn abschieben.

*

Nachdem er sich ein halbes Jahr kümmerlich durchgeschlagen hatte, erfuhr er, daß der Mann seiner Frau plötzlich gestorben war. Er schrieb ihr sofort, und ein Jahr später heirateten sie — zum zweitenmal; der gute Pfarrer in Budapest nahm die Trauung vor. Für die Behörden blieb er tot.

Er übernahm das Geschäft seines Vor- und Zwischengängers und lebte zufrieden — bis auf die unglückselige Tatsache seines amtlichen Totseins. Er versuchte, sich seine Militärpapiere zu verschaffen. Die hätte er auch bekommen, wenn er — den Geburtsschein gehabt hätte . . .

Inzwischen war es so weit, daß das älteste der Kinder von der Bürgerschule in Kolosvar aufs Gymnasium in Budapest kommen sollte, denn es war ein sehr geweckte Kind.

„Wie alt ist dein Vater?", fragte es der Schulleiter.

„Mein Vater ist tot. Ich habe einen Pflegevater."

„Und wie alt ist dein Pflegevater?"

„Der ist auch tot."

„Ich denke, du hast ihn noch? Und er hat doch auch, wie ich hier sehe, den Aufnahmeantrag unterschrieben?"

„Trotzdem!", sagte das Kind.

Es kam nach Kolosvar zurück mit dem Schreiben des Direktors: es möge wiederkommen, wenn die Familienverhältnisse geklärt seien.

Die Familienverhältnisse waren nicht zu klären, und das Kind konnte nicht aufs Gymnasium.

*

Jetzt wurde es dem toten Pflegevater zu bunt. Gerade lag ihm eine Aufforderung des Finanzamtes, schleunigst seine Steuern zu bezahlen, vor. Er teilte dem Finanzamt mit, daß er als Leichnam keine Steuern zu zahlen brauche. Hochachtungsvoll . . .

Das Finanzamt schrieb umgehend zurück, ihm wäre das ganz egal, es nehme es von den Lebendigen und von den Toten.

Ihm aber war das nicht egal, erklärte Alexander.

Da ließ ihn das Finanzamt zum Offenbarungseid laden. Das Gericht erklärte, daß im Gesetz der Fall der Eidesablegung durch Tote nicht vorgesehen sei, und — —

und erklärte ihn umgehend für lebendig!

*

Alexander Szabo, der wieder zum Leben geoffenbarte, schrieb dem Finanzamt einen tiefgerührten Dankbrief. Was nicht ihm und nicht seiner Frau, nicht dem Pfarrer und nicht seinem Kinde gelungen war — das Finanzamt hatte es geschafft! Denn ein Finanzamt, das seine Steuern eintreiben will — das schreckt vor nichts zurück, vor gar nichts!

(In Ungarn selbstverständlich, meine Herrschaften — nur in Ungarn!)

Noch mehr vom Tscheg

von Ernst Zeh

Säße mir Tscheg heute noch einmal gegenüber, ich hätte ihm vieles abzubitten. Guter Tscheg! Du hattest ganz gewiß ein Seelchen, wenn auch ein Affenseelchen. Wie seltsich, daß wenigstens du eine Seele hattest, da die Menschen von heute an dies unsichtbare Wesen nicht mehr glauben wollen. Wir Lausbuben aber experimentierten lieber mit Tschegs Seelchen als mit der Magnetnadel im Physikkaal. Ohne spiritistische Vorbereitungen, am lichten hellen Tag war der Sündenbäumen in Tschegs rechtem Bein zu zittern. Wir Lausbuben kannten genau die Technik der Sitation: ohne gesehen zu werden, von gescherter, gedeckter Stellung aus mit einem möglichst langen Stecken den abmugglos philosophierenden Tscheg von hinten etwas zu stupfen. Der Chok schlug bei Tscheg ein wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Tschegs Sündenbäumen regte sich elementar und mußte eigenhändig von Tscheg gebändigt werden. Wie das geschah? Mit einem blitzschnellen Griff der Händchen gings ans rechte Bein, ans schuldbeladene, vom Dämon besessene. Dann ein erbarmungsloses Emporheben des wie ein Holzstückchen gestreckten gottigen Hinterfußes in Augenhöhe. Und nun Biß auf Biß ins Affenbeinchen, bis es ganz matt und wohrlos balag, und Tscheg es wie eine Leiche anstierte. Verdrängung von Schuldbewußtsein in ein Affenbein? Ein psychoanalytischer Fall der Affenseele! Stets gelang das Experiment, wenn Tscheg die Nähe des hinterhältigen Lausbuben nicht ahnte. Die selbstgeigene Züchtigung des schuldeladenen Affensbeines ging sofort in eine animalische normale Abreaktion des Chofs, in einen kühnen und gerechtfertigten Angriff auf den Lausbuben über, wenn ihn Tscheg erspähte. Die Lausbuben wußten es, Tscheg hatte in der Nagel wütend schimpfend das Nachsehen.

Mit der Einsicht Tschegs in die kausalen Zusammenhänge des erlittenen Chofs ging keineswegs Hand in Hand die Entsühnung des Affenbeines. Ein psychoanalytisch merkwürdiger Fall! Das Experiment gelang am nächsten Tag mit gleicher Präzision. Tscheg trug uns Lausbuben unsere „wissenschaftliche" Experimentierlust an ihm nicht nach. Auch das war merkwürdig. Hatte doch Tscheg für erlittene Kränkungen ein geradezu mit kaufmännischer Gewissenhaftigkeit registrierendes Gedächtnis. Tscheg zahlte beim in überlegtester Wiedervergeltung, in listigster, nie versagender Durchführung, wenn man ihn gewähren ließ. Wir Lausbuben ließen ihn gewähren. Tschegs Vergeltungsstunde was für uns Lausbuben ein Fest schwärzester Schadenfreude.

Tscheg hatte es mit zwei Gruppen von Menschen zu tun, die ihn ärgerten, an denen er sein Mütchen kühlte: mit Menschen, die ihn irgendwann einmal gekränkt hatten und mit Menschen, die ihn schon durch ihr bloßes Dasein ärgerten. Saß einer von diesen Unglücklichen einmal allein im Garten oder in der Stube — Tschegs Herr, der ein vielbeschäftigter Mann, konnte nicht immer zugegen sein —, so trottete Tscheg mit ergebanst gestrecktem Affenschwanz, mit einem Liebesgrunzen, als obs Blutsbrüderschaft zu schließen gäbe, auf sein Opfer zu. Für Ahnungslose ein Sirenengesang! Welch eine Ehre, von Tschag, dem sladibekannten Tscheg, mit solcher „Liebe" umworben zu werden! Höchst eigenhändig hatten sie dem Tscheg noch dahin, wohin er kommen wollte: auf einen Schuh des „geliebten" Besuchs Hockte Tscheg erst einmal fest auf diesem blank gewichsten Ort seiner schwarzen Tat, hatte er erst mit seinen Aermchen „liebevoll" das Bein seines Opfers umschlungen, dann war es geschehen um allen Glanz der Beschuhung. Mit einem tiefen Grunzen, einem mannhaften Druck machte Tschag seinem Teufelsbäuchlein Luft. Dann gings mit hochgereckten Schwanz höhnisch meckernd ans Ausreißen. Was nun folgte? Unsagbares Niederblicken des Opfers auf den mit Tschegs Visitenkarte garnierten Schuh! Homerisches Gelächter der Lausbuben! O Tscheg, geniales Ferkel!

Tschags Sündenregister hätte man in einem Tagebuch festhalten sollen. Weihnachten war für ihn ebenso ein Fest der Ueberraschungen wie für Kinder und Erwachsene. Was unter dem Gabentisch lag, war für Tschags lüsterne Augen Objekt eines unstillbaren Bildungsdrangs. Das Innere der Dinge war für Tscheg zugleich wichtiger als die Oberfläche. Eine Spieldose, auch wenn sie nicht mehr ging, interessierte ihn weit mehr als ein bunter Ball. Die Mannigfaltigkeit schätzte er weit mehr als die geschlossene Form. Er war ein „heimlicher Gottfer". Sehr Vorliebe für die Vielfältigkeit der Dingwelt machte ihn keineswegs zum Verschwender. Er hielt zusammen, was er sich erhamsterte. Unter dem Dach seiner Behausung hatte er sich eine lang gehegtmgehatte Bank angelegt. Was dort lag, brachte zwar keine Zinsen, war aber sicher aufgehoben. Eines Tages verschwand ein Geldbeutel mit nicht wenig Inhalt. Tscheg wurde unter Polizeiaufsicht gestellt. Tscheg war gerissen, wir Lausbuben noch mehr. Wir hoben sein Schatzhaus in der Dachrinne aus. Der Geldbeutel lag dabei, kein Pfennig fehlte. Ehrenwerter Tscheg! Er war mehr als gekränkt, als er seine Bank gesprengt sah. Am liebsten hätte er alle Ziegel vom Dach gerissen. Der schimpfende Tscheg! Ein Zwerg von Gestalt, ein hochgeladener Kondensator von Wut. Wir Lausbuben haben ihn oft geladen.

O Tscheg, du Böwewicht! Wo weilt dein Seelchen jetzt? Ganz sicher im Fegfeuer. Du hast es verdient, wie den Himmel, der schon hienieden so oft aus deinen Aeuaiein strahlte. O Tscheg, mein kleiner Bruder, ich habe dir vieles abzubitten.

Heidemorgen

Im Morgentau hab' ich die Heide belauscht
Ganz mutterseelenallein;
Es hat in den Fichten und Föhren geraucht,
Rings hüllten die Nebel mich ein.

Ein Vöglein sang im nahen Ried
Von einem goldenen Tag,
Der bald wie ein duftend Frühlingslied
Auf dampfender Heide lag.

Die Nebel schwanden, die Sonne stieg
Weit über die Wälder empor,
Ich stand in der Heide und sah und schwieg
Und lauschte dem Lerchenchor.

Vom Raine dugte das Reh mich an,
Ein Häslein hoppelt vorbei,
Und drüben im schlummernden Heidetann
Ertönt der Elster Geschrei.

Ein leises Beben geht über den Hang,
Dann wird es grabesstill,
Weil rings die Heide zum Aveklang
Erwachen und beten will.

Ich ging durch die Heide bei Tage, bei Nacht,
Ich sah sie im Frührotschein,
Und oftmals hab' ich gesweint und gedacht:
Hier möcht' ich begraben sein. —

Heinz Küting.

Politik der Woche

Donnerstag, 11. August: Der Verfassungstag verläuft im Reich ohne Zwischenfälle. Bei der Feier der Regierung fordert von Gahl Verfassungsreform. — Durch eine riesige Ueberschwemmung in der Mandschurei ertrinken 30 000 Menschen. — Die Abgeordneten Bolz und Koos vom Zentrum verhandeln mit dem Reichskanzler.

Freitag, 12. August: Die Nationalsozialisten Hauptmann Röhm und Graf Helldorf bereiten beim Reichskanzler die Besprechung mit Hitler vor. — Die vom Preußen-Zentrum angesetzte Montagsbesprechung mit den Rechtsparteien wird von diesen abgelehnt. Eine Verordnung Dr. Brachts soll den Ausschreiten der Badefitten begegnen.

Samstag, 13. August: Die Besprechung Hitlers mit dem Reichspräsidenten und dem Reichskanzler scheitern. Hitler verlangt die Auslieferung der gesamten Reichsgewalt an die NSDAP und vermißt den Vorschlag, als Vizekanzler und preußischer Ministerpräsident in die Regierung einzutreten. — Hindenburg reist nach Neudeck zurück.

Sonntag, 14. August: Bei der Einweihung des Moselkanals stellt Staatspräsident Lebrun als erstrebenswertes Ziel die gesamte Schiffbarmachung der Mosel hin und sieht hierin ein wichtiges Glied in der Völkerannäherung. — Schöner Schlußerfolg Deutschlands in Los Angeles: eine Gold- und sieben Silbermedaillen. — Einwetter- und Verkehrsunfälle im ganzen Reich.

Montag, 15. August: Nach der Unterredung Hitler—Hindenburg wendet sich ein großer Teil der Presse von der NSDAP ab und bekennt, es sei wirklich nicht ganz klar, was Hitler wolle. Man spricht von durchzureifenden Maßnahmen der Preußenregierung, die Staatskommissare für steuerlässige Gemeinden einsetzen will. — Vor dem Briesner Sondergericht beginnt der Prozeß wegen der Oldenburger Zusammenstöße. Die Verteidigung protestiert gegen die Zuständigkeit des Gerichtes.

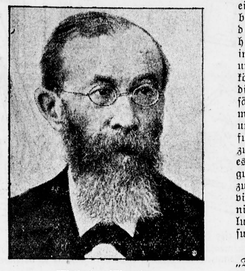
Dienstag, 16. August: In einem Interview mit einem Vertreter der N. W. T. erklärt Adolf Hitler, die NSDAP werde sich auf die Dauer das Recht auf Notwehr nicht durch die „dummen Phrasen von Ruhe und Ordnung" abfprechen lassen. — Der Leiter der Reichspressestelle, Ministerialdirektor von Kauffmann, tritt zurück. Zu seinem Nachfolger ist Major Marks vom Reichswehrministerium ausersehen.

Mittwoch, 17. August: Der österreichische Nationalrat verabschiedete nach großer Debatte das vom Kanzler Dr. Dollfuß in Lausanne erreichte Kreditabkommen. — Die frühere preuß. Staatsregierung und die Zentrums- sowie die sozialdemokratische Fraktion des Landtages antworten auf die Note des Reichs in der Streitsache wegen des Preußenkommissars.

Streifzug durch die Woche

Notgemeinschaft — Wir brauchen Ruhe — Belgische Erinnerungen — Vom Dom zu Xanten und dem deutschen Geiste

Da ist nun die Ernte bald eingebracht. Die Sonne kann allmählich zur Ruhe rüsten, denn sie hat wirklich den schönen Sommer durch ihre Pflicht getan. Wären die Menschen friedlich gesinnt, würde es bald auch in der Wirtschaft wieder besser werden. Traut man auch der amerikanischen Hausse nicht, so bleibt es eben doch wahr, daß allenthalben großer Bedarf vorhanden ist. Warum, so fragt man sich immer

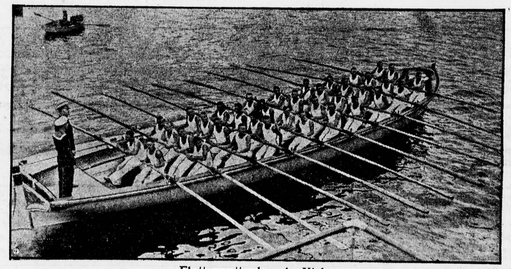


Wilhelm Wundt

Am 16. August jährte sich der Geburtstag des bekannten deutschen Philosophen und Psychologen Wilhelm Wundt zum 100. Male. In Neckarau (Baden) geboren, wo er das erste Institut für experimentelle Psychologie begründete. Seine Hauptwerke sind: „Grundzüge der physiologischen Psychologie", „Grundriß der Psychologie", „Einführung in die Psychologie", „Elemente der Völkerpsychologie" und die zehnbändige „Völkerpsychologie".

wieder, tun die Menschen nicht, was daß im Herzensgrunde jeder von ihnen als vernünftig ansehen müßte? Es gibt einfach keinen Kaufmann heute, der einem nicht sagt, daß bei der berühmten Ankurbelung der Wirtschaft die Vertrauensfrage die größte Rolle spielt, und daß diese fortgesetzte Hetze des einen gegen den anderen, national und international. Der Oberpräsident von Münster, der meines Erachtens die beste Verfassungsrede gehalten hat, die an jenem Tage überhaupt in Deutschland gehalten worden ist, hat mit Recht darauf hingewiesen, daß wir nicht programmäßig, der eine dem anderen, die nationale und überhaupt die ehrliche Gesinnung absprechen dürfen. Ich begreife nicht, was in den Köpfen derer bei uns vorgeht, die in solcher Zeit nichts anderes zu tun zu haben scheinen, als überlegen, welcher Posten nun für sie in Frage kommt. Ich schätze eine Regierung überhaupt in dieser entschiedenen Stunde vor allem und fast allein danach ein, ob sie wirklich Hand anlegt an die wirtschaftlichen und sozialen Probleme. Wer immer Reichskanzler ist oder wird, wer immer die Verantwortung zu übernehmen hat, das wird er vor allem tun müssen, genau wie sein Gegner. Ist es nicht in der so entsetzlich heimgesuchten Mandschurei vorgekommen, daß Japaner und chinesische Irreguläre, Konservative und Kommunisten plötzlich aufhörten miteinander zu kämpfen, als die Flut über das Land hereinbrach? Beide schlossen sie Waffenstillstand und suchten Dämme gegen das Verderben zu errichten. Das nennt man Notgemeinschaft, und das müßte auch bei uns kommen, und wenn es noch nicht da ist, so einfach deshalb nicht, weil die Quertreiber in der Innenpolitik wohl von der Not noch nicht viel erfahren haben. Bei all den Verhandlungen sehe ich immer die Sanduhr des Schicksals daneben, und der Sand rinnt hinab, und die Sandkörner, das sind die kostbaren Pfennige, und die Sandubr verwandelt sich in den Reichssäckel, und darin wird es immer weniger, immer weniger, und da streitet man um Posten und Reformprogramme, macht heute in Rundfunk und morgen in weiß nicht was, anstatt zuerst einmal dem ganzen Volk zu zeigen, daß es der Regierenden einzige Sorge ist, wie ein guter Vater für den Unterhalt der Kinder aufzukommen. Denn sie können nicht mehr, die vielen armen Familien, sie können einfachhin nicht mehr, und grenzenlos wird die Verzweiflung, die sich so oder so einmal einen Ausweg suchen wird.

Uebrigens möchte ich hier zwischendurch die „Deutsche Welle" erwähnen, weil es mir ganz unverständlich ist, daß man gerade diese vorzüglich geleitete Sendegesellschaft, die sich allzeit bemüht hat, vorbildlich dem deutschen Geiste zu dienen, so schwer angreift und sogar das Opfer ihrer Existenz fordert. Ueberhaupt bleibe man jetzt zu Hause mit allen möglichen Reformen, die gewiß einmal kommen müssen und die an und für sich sogar sehr wichtig sind, man bleibe zu Hause damit, bis das Notwendigste für die Erhaltung unserer Existenz geschehen ist. Man ist nie so geschäftig im Kleinen, wie gerade dann, wenn man sich an einer ernsten Aufgabe vorbeidrücken will. Hast du das nicht oft genug an dir selbst erfahren? Wir brauchen Ruhe, damit die Geschäfte gehen und die Menschen wieder etwas verdienen können, damit das Ausland unsern Kapitalmarkt stärkt und die Arbeitslosigkeit sinkt. Aber ein hungerndes Volk speist man nicht mit Moralpredigten, denn alles hat seine Zeit, wie der Weise sagt.



Flottenwettrudern in Kiel

In Kiel wurde das Flottenwettrudern der Reichsmarine ausgetragen. Bei den Linienschiffsbarkassen, die mit je 38 Ruderer besetzt sind und 20 Riemen führen, siegte die Mannschaft des Linienschiffes „Schlesien" (unser Bild). Die Mannschaft der „Hessen", die bisher immer den Sieger gestellt hatte, endete erst auf dem dritten Platz.

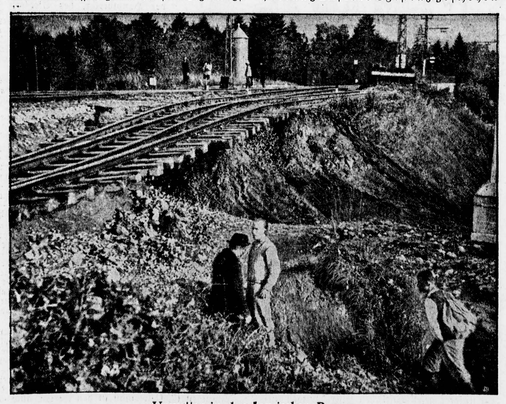
Die Gärung in Spanien

Nach dem niedergeschlagenen Militärputsch macht sich in Spanien eine erhöhte Unruhe bemerkbar. In Madrid kam es zu großen Demonsrationen der Republikaner, von denen eine auf unserem Bilde festgehalten ist.

Von einem Eindruck muß ich noch erzählen, der mich aufs Tiefste erschüttert hat. Mein Weg führte mich zufällig nach Roffignol. Das ist ein belgisches Dorf, die Stelle, wo ich 1914 zuerst ein Schlachtfeld gesehen habe. Alles wurde in mir wieder lebendig. Da lagen Tote neben Toten. Noch vier Tagen noch haben wir ganz erschöpfte Soldaten aufgelesen und geborgen. Wir kannten damals den Krieg noch nicht. Wir kannten ihn so wenig, wie heute die junge Generation ihn kennt, die wieder mit ihm spielt. Da war ich nun auch bei dem Pfarrer des Ortes, in dem so viel Schreckliches vorgekommen ist. Gerade dort nämlich ist in der Pfarhofe jener Zeit Grauenhaftes an der Zivilbevölkerung geschehen. Es ging um Männer, Greise und Kinder sogar. Ich sah dort Dokumente, Photographien, sah dabei in die Augen des Pfarrers, die streng waren, während sein Mund immer flüsterte: Verité! Etwas Hartes war in dem Gesicht, vom Schicksal her. In dem Archiv lagen die Papiere, die hier und dort von uns beim Vormarsch vergessen worden waren. Ich fand sogar eine Photographie meines eigenen Vaters, die ich damals bei mir hatte und die mir abhanden gekommen war. Das ist das Leben. Hier berührt es sich mit den furchtbarsten Leidenschaften der Menschen. Das ist diesseits und jenseits der Grenzen überall das Gleiche. Beschäftige dich mit diesem Schicksal. Nimm den Menschen als das arme Ding, was er nun einmal ist. Was ist das Leben angesichts solcher Gräber? Solcher Verluste? Wie klein werden die Leute, die in einer solchen Welt nichts anderes zu tun haben, als eine Rolle spielen im Welttheater hoher Posten und politischer Umtriebe! Ist es nicht wahr? Fehlt denn nicht in unserem deutschen politischen Leben von heute dieser Sinn für das Schicksal, für das eigentlich Wirkliche, für das, was die Menschen im Tiefsten wollen, für das, was sie leiden?

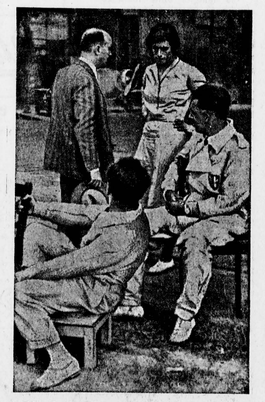
Noch ein Eindruck. Kennst du den Dom von Xanten? Er gehört zu den herrlichsten auf deutschem Boden. Leider liegt Xanten etwas ab vom Weltverkehr, und es wäre höchste Zeit, daß der Mittrapezplan wenigstens die Station Xanten und die wichtigsten Anschlüsse notierte. Schaust du da vom hohen Leitner herab, so bist du ganz hingenommen von solcher Schönheit. Lebendige Kunst ist das. Viele Generationen haben daran gebaut. Jede einzelne Figur ist liebevoll geformt, ganz persönlich. Sein Herzleid hat der Künstler hineingegossen, und daher kommt der unvergängliche Zauber. Du siehst am Stil auch noch die verschiedenen Jahrhunderte und hellst es dir vor, wie eine Generation nach der anderen da hindurchgewandert ist. Die Formen wechselten, aber der Glaube blieb. Schade, daß Heinrich Plöns, der ein allerliebstes Buch, so à la Zimmermann, über Xanten geschrieben hat (Verlag Boß, Cleve), gerade dieses Weihevolle nicht recht herausgebracht hat. Vor dem Dom war nach einer Feier im Inneren ein Schauspiel. Eckert hatte das Geheimnis der törichten Jungfrauen gestaltet, vorbildlich, wie nur dieser Meister es kann. Man sah die Tausende vor dem Portal sitzen und ganz entrückt in den Ernst dieses Spieles, das so recht hier am Platze war. Weißt du nicht, wohin du deine Sommerreise machen sollst, so pilgere nach Xanten, du wirst es nicht bereuen. Du kehrst zurück mit der Ahnung, was es um einen deutschen Dom ist. Du verstehst unmittelbar unsere Aufgabe, einen solchen Dom neu zu erbauen. Der Gedanke der Ewigkeit muß in all seinem Ernst und in all seiner Schönheit und in all seiner Monumentalität wieder unter uns erstehen, dann werden wir auch mit den Sorgen des Tages fertig. Geh nach Xanten, und du findest dort mehr vom deutschen Geiste, als im Lärm der heutigen Politik und im endlosen Gerede moderner Volkstribunen . . .

Der Mann im Monde.



Unwetter in den bayrischen Bergen

Die Gegend von Garmisch-Partenkirchen wurde von einem Unwetter heimgesucht, wie man es dort in der letzten Zeit nicht erlebt hat. Hagelkörner in der Größe von Hühnereiern stürzten hernieder. Ungeheure Wassermassen rissen große Landstücke mit sich, entwurzelten Bäume und zerstörten gefüllte Scheunen. Bis an die Bahnhofsanlagen drang das Wasser vor, überschwemmte den Staatsbahnhof und den Zugspitzenbahnhof. Unser Bild zeigt den Bahndamm der Strecke Garmisch—Lermoos—Reutte, der von den Wassermassen unterspült und völlig unbefahrbar wurde.



Die einzige Frau im Europa-Rundflug

Nachdem die deutsche Fliegerin Elli Beinhorn zugunsten des bekannten Piloten Morzik zurückgetreten ist, ist Miß Spooner die einzige Dame, die an diesem Wettbewerb teilnimmt. Unser Bild zeigt die Engländerin (X) im Gespräch mit dem Italiener Colombo.

Mittagspause auf dem Erntefelde

FERIEN für Dich auch ohne Geld!

„Und wohin reisen Sie?"

Nur mit der größten Vorsicht wird man in diesem Sommer so fragen dürfen, und es nur tun, wenn man seiner Sache ganz sicher ist, der Sache nämlich, daß der Angeredete reisen wird. Sehr viele Fälle dürfte es — leider! — jetzt nicht mehr geben, in denen darüber alle Zweifel von vornherein ausschalten. Daher sollten auch die wenigen Beneidenswerten, denen die Fahrt an die See oder ins Gebirge trotz allem noch vergönnt ist, sich mit ihrer Schwärmerei über das eigene Reiseziel etwas zurückhalten, — man muß den Zurückbleibenden sein Glück nicht allzu aufdringlich ausmalen. Und übrigens ist es ja auch noch gar nicht gesagt, daß die entfernteste Sommerfrische nun auch in jedem Falle wirklich die beste Kräftigung und Auffrischung verbürgt. So sehr ferner ein voller Geldbeutel der Ferienfreude unbestritten förderlich sein kann, so wenig schützt er davor, daß der Urlauber nicht einen oder mehrere Verstöße gegen den wahren Geist der Erholung begeht. Wohl aber gibt es beneidenswerte Menschen, rechte Lebenskünstler, die diesen Geist so gut begriffen haben, daß sie auch ohne Aufwendung größerer Mittel die im Verlaufe des letzten Arbeitsjahres mehr oder minder beeinträchtigte Leistungsfähigkeit wieder „aufzuwerten" verstehen.

Das klingt nun beinahe, als ob es eine Kunst wäre, sich zu erholen. Bitte, nicht lächeln: Es ist tatsächlich eine Kunst, wenn auch nicht im strengen Sinne des Wortes, so doch dem Wesen nach, da es nicht allzu viel Menschen gibt, die bewußt den Urlaub derart verwenden, daß sie den größtmöglichen Nutzen für ihre Erholung daraus ziehen.

Denn das ist wohl der Sinn des Urlaubs: Die Abnutzungsschäden, die die menschliche Arbeitsmaschine durch einseitige Berufsbeanspruchung im Laufe der Zeit erleidet, sollen durch Ruhe, mäßigen Sport, den Aufenthalt in guter Luft usw. ausgeglichen werden. Wohlgemerkt, — auf den Ausgleich kommt es an. Das hört sich zwar ganz selbstverständlich an, aber vielleicht liegt es gerade daran, daß diese Grundeinsicht so häufig vergessen wird. Es ist ja nicht die Arbeit schlechthin, die uns während des ganzen Jahres so verbraucht, sondern die einseitige Arbeit. Da sitzt der eine tagaus, tagein über seinen Büchern, der andere macht unaufhörlich an der Maschine die gleichen vier oder fünf Bewegungen, dieser ist vorwiegend geistig angespannt, jener faßt ausschließlich körperlich und auch nur so, daß in der Hauptsache einigen wenigen Muskelgruppen die Hauptlast zufällt, usw.

Es leuchtet ohne weiteres ein, daß schon deshalb der einzelne bei der Wahl der Erholungsart keineswegs schematisch verfahren darf. Er muß vielmehr von Fall zu Fall die Überlegung Platz greifen lassen, was denn nun am zweckmäßigsten zu geschehen (und zu unterbleiben!) habe, damit nicht etwa aus Unachtsamkeit der Urlaub verkehrt angewandt wird. Eines schickt sich eben auch in dieser Beziehung nicht für alle, ganz abgesehen davon, daß die natürliche Veranlagung — die „Konstitution", wie die Ärzte sagen — ja ohnedies die Erteilung eines Einheitsrezeptes unmöglich macht. So wenig manchem nervösen Menschen allzu scharfe Seeluft bekömmlich ist (da ihn das „Reizklima" zu stark mitnimmt, während er den Aufenthalt im „Schonungsklima" eines ruhigen Mittelgebirgsortes nötig hätte), so wenig wird man jemandem, der ohnehin das ganze Jahr über mit seinem Schreibtischsessel verwachsen ist, anraten, während der Ferien recht viel im Strandkorb zu sitzen. Einem Briefträger, der alltags fortwährend auf den Beinen ist und Treppen ohne Zahl steigen muß, wird man schwerlich mit gutem Gewissen lange Spaziergänge oder gar Bergwanderungen empfehlen. Dies sind allerdings nur die allergröbsten Beispiele, die aber am deutlichsten das Gesagte veranschaulichen. Es bestehen eben auch in bezug auf die Erholung gewisse Grundsätze, gegen die man nicht ungestraft sündigt. Unsere bildmäßige Übersicht veranschaulicht dies so deutlich, daß wir es uns schenken können, an dieser Stelle auf diese Dinge noch näher einzugehen.

Indessen ist es mit der richtigen Dosierung von Ruhe und zweckmäßig abgestimmter Ausgleichsbewegung allein auch noch nicht getan. Sich erholen bedeutet ja nicht, eine Vorschrift oder gar eine Liste von Vorschriften befolgen. Es ist mehr Temperamentssache, ob es jemandem gelingt, auch die so häufig vernachlässigte und doch so wichtige Gemütshygiene erfolgreich zu betreiben.

Wir sind ja alle viel zu sehr von der Unrast des modernen Lebens erfüllt, wir sind so betriebsam, daß wir uns in Gefahr befinden, die köstliche Gabe zu verlieren, auch welcher Berufskategorie auch immer) und es tut doch jedem so not, einmal die anderen, den Rest des Jahres sonst etwas vernachlässigten „Hirnprovinzen" in Tätigkeit zu setzen.

Nein — wer, wie die Schnecke ihr Haus, seinen geistigen Überbau, bestehend aus verfeinter Weltanschauung, gesellschaftlichen Vorurteilen, beruflicher Gebundenheit und zwanglässig erworbenen Lebensgewohnheiten überall mit sich herumschleppt, sich selbst am Urlaubsort davon nicht befreien kann, der gibt sein Geld umsonst aus. „Ferien vom Ich" hat der bekannte schlesische Dichter Paul Keller eines seiner schönsten Bücher genannt. Diese letzte Lockerung, mit deren Hilfe wir wenigstens einmal im Jahr für wenige Tage aus dem Panzer schlüpfen können, den wir mitunter selbst irrtümlich für unsere „Persönlichkeit" halten, ist überhaupt die allererste Voraussetzung für eine nicht nur äußerliche und deshalb oberflächliche Erholung. Es hat schon seinen guten Grund, wenn Staatsmänner, Kammersänger und Tagesberühmtheiten aller Gattungen „inkognito", d. h. also unter Decknamen die Ferienreise antreten. Sie wollen unerkannt bleiben, um auch einmal Mensch und nichts als Mensch sein zu können. Dies vorausgeschickt, wird man jetzt auch einmal mit dem Reiseführer in der Hand die eigene, engere Heimat zu erkunden? Fürchte niemand, daß dies ein lächerliches Beginnen wäre. Was kennen wir denn schon von dem Ort, in dem wir wohnen, und von seiner Umgebung? Es sind ja immer die gleichen, ausgetretenen Wege, die wir sonst gehen (die Spaziergänge eingeschlossen). Man wird überrascht sein, was es noch alles „zu Hause" zu entdecken gibt: Seltsamkeiten der Natur, geschichtliche Erinnerungen, ein verlockender Kunstschatz in einer Dorfkirche und dergleichen mehr. Wir müssen erst wieder das scheinbar Bekannte mit neuen Augen sehen lernen.

Auch die berufstätige Frau braucht Urlaub und sollte keinesfalls — wie es so häufig geschieht — ihre freien Tage dazu benutzen, um schwere Arbeiten im Haus zu verrichten.

Wohlbefinden nicht gut unterdrücken. Sie stellen ja nur das Gegengewicht für die einseitige Belastung des Berufslebens dar. Den geistigen Arbeitern werden Bücher und Zeitschriften während des Urlaubs nicht besonders locken, dagegen wird er sicher Lust verspüren, die eingerosteten Gelenke zu betätigen.

Der Schwerarbeiter hinwiederum wird körperliche Ruhe sehr zu schätzen wissen und sich freuen, wenigstens einmal im Jahre Zeit und Muße zu haben, die paar Bücher zu lesen, die schon lange dafür vorgemerkt sind. Kollege X ist ein leidenschaftlicher Angler, Freund Y ein begeisterter Schmetterlingssammler? Aber ja doch, sie sollen ihren kleinen, harmlosen „Lastern" fröhnen, ohne Übertreibung natürlich. Sonst bleibt ja doch ein „Rest, zu tragen, peinlich", den sie dann wieder in den grauen Werktag mit hinübernehmen. Wer in der Verfeinerung und Ausweitung seiner Genußfähigkeit noch eine Stufe höher steigen will, wird es fertig bekommen, auch einmal die Grenze des „Mittleus" zu sprengen, d. h. er wird versuchen, mit Menschen anderer Lebenskreise Fühlung zu gewinnen, um die Gefahr der seltigen Absplitterung auszugleichen, der wir alle ausgesetzt sind. Man muß auch einmal andere Stimmen hören, an den Freuden und Sorgen anderer Berufsgruppen und gesellschaftlichen Schichten teilnehmen. Wie stellt sich der Landmann, der Handwerker, der Siedler, der Binnenschiffer, der Bahnbeamte zu dieser Zeit? Vor allem sich mit diesen abgeben, auch mit seinen eigenen, für die man ja sonst nur die Feierabendstunden und den Sonntag übrig hat. Mit der Jugend wird man selbst wieder jung.

Und wie wäre es einmal mit einer Reise in der Heimat, die nur für einige Wochen „mit dem alten Rock die alten Sorgen auszuziehen", Geschäft, Beruf, Politik und dergleichen, sonst ganz nützliche, für die Erholung aber durchaus unerwünschte Angelegenheiten, für eine kurze Zeitspanne zu vergessen. Wie pflegen wir zu schmunzeln, wenn wir im Wirbblatt oder auf der Bühne dem Spekulanten begegnen, der auch in der Sommerfrische nichts besseres anzufangen weiß, als den ganzen Tag auf den neuen Kurszettel zu warten. Hand aufs Herz: Sind wir andern denn immer soviel besser? Mit unfehlbarem Instinkt werden die vier Rechtsanwälte, die sich in dem kleinen Seebad zu Besuch befinden, wenn sie nicht gerade durch andere Pflichten in Anspruch genommen werden, vom frühen Morgen bis zum späten Abend fachsimpeln (der ehrenwerte Stand der Juristen wird für diese Erwähnung um Verzeihung gebeten, es hätte ebensogut heißen können: die vier Ingenieure, Bauangestellte, Magistratsbeamte oder Angehörige sehen, daß, wie eingangs behauptet wurde, die Höhe des körperlichen und seelischen Ferienge-winnes von der Höhe der hierfür angelegten Geldausgaben ziemlich unabhängig ist. Zunächst ist ja in unserer Heimat glücklicherweise kein Ort so hoffnungslos gelegen, daß nicht schon eine Straßenbahnfahrt oder ein erträglicher Fußmarsch den Erholungsuchenden binnen kurzem in eine freundliche, naturnahe, gesunde, vor allem aber in eine andere schöne Umgebung brächte. Und dann gibt es ja der Möglichkeiten so viele, die Forderung nach Durchbrechung der „Sperrzone des Alltags" zu erfüllen. Man glaubt ja nicht, was allein schon die Befreiung vom Zeittorsett ausmacht. Dieses Zeittorsett, das ist der allzu starre Rahmen unserer Tageseinteilung, der durch „des Dienstes ewig gleichgestellte Uhr" bestimmt wird. Pflichtbeseelt, wie wir sind, murren wir nur selten über diesen Zwang, der ja angesichts der Zusammenballung größerer Menschenmassen an geschlossenen Arbeitsstätten und mit Rücksicht auf den komplizierten Apparat unserer gesellschaftlichen Einrichtungen unerläßlich ist.

Aber während des Urlaubs können wir ja einmal nach unserm Geschmack leben, das heißt nämlich nichts anderes, als den wahren Bedürfnissen unseres eigentlichen Ichs gerecht zu werden. Der Körper meldet seine Ansprüche schon ganz von selbst an, wir müssen nur unser inneres Ohr soweit schärfen, um diese Stimme auch vernehmen zu können. Diese Lieblingsneigungen, die wir gern in den Ferien ausleben, lassen sich ohne Schaden für das Wohlbefinden nicht gut unterdrücken. Sie stellen ja nur das Gegengewicht für die einseitige Belastung des Berufslebens dar. Den geistigen Arbeitern werden Bücher und Zeitschriften während des Urlaubs nicht besonders locken, dagegen wird er sicher Lust verspüren, die eingerosteten Gelenke zu betätigen.

Der Schwerarbeiter hinwiederum wird körperliche Ruhe sehr zu schätzen wissen und sich freuen, wenigstens einmal im Jahre Zeit und Muße zu haben, die paar Bücher zu lesen, die schon lange dafür vorgemerkt sind. Kollege X ist ein leidenschaftlicher Angler, Freund Y ein begeisterter Schmetterlingssammler? Aber ja doch, sie sollen ihren kleinen, harmlosen „Lastern" fröhnen, ohne Übertreibung natürlich. Sonst bleibt ja doch ein „Rest, zu tragen, peinlich", den sie dann wieder in den grauen Werktag mit hinübernehmen. Wer in der Verfeinerung und Ausweitung seiner Genußfähigkeit noch eine Stufe höher steigen will, wird es fertig bekommen, auch einmal die Grenze des „Mittleus" zu sprengen, d. h. er wird versuchen, mit Menschen anderer Lebenskreise Fühlung zu gewinnen, um die Gefahr der seltigen Absplitterung auszugleichen, der wir alle ausgesetzt sind. Man muß auch einmal andere Stimmen hören, an den Freuden und Sorgen anderer Berufsgruppen und gesellschaftlichen Schichten teilnehmen. Wie stellt sich der Landmann, der Handwerker, der Siedler, der Binnenschiffer, der Bahnbeamte zu dieser Zeit? Vor allem sich mit diesen abgeben, auch mit seinen eigenen, für die man ja sonst nur die Feierabendstunden und den Sonntag übrig hat. Mit der Jugend wird man selbst wieder jung.

Ständige Lebensweise:	Sitzarbeit vorwiegend geistig	Sitzarbeit vorwiegend körperl.	Laufarbeit vorwiegend geistig	Laufarbeit vorwiegend körperl.	Steharbeit vorwiegend geistig	Steharbeit vorwiegend körperl.
Benötigter Ausgleich:	Lebhafte Bewegung im Freien	Erholung im Freien	Ruhe, Gleichförmigkeit	Anregende Umgebung	Ausgleichs-Gymnastik	
Folglich zu bevorzugen:	Wandern, Tummeln auf Strand, Wiese	Sonnenbad, Spaziergang	Völlige Entspannung	Rudern, Gartenpflege	Paddeln, Spielen	Körperübungen im Freien
Beispiel:						
Falsch:						
Richtig:						

Das beste Rezept, vorausgesetzt, daß man es durchdenkt und — befolgt!

Gönne auch deinen Kindern volle Freiheit und zwinge sie nicht zu Spaziergängen, die für sie keine Erholung, sondern oft eine Qual bedeuten.

Der Kegelklub, jene Vereinigung, die unter allen Vereinen der größte Dorn im Auge der Hausfrau ist, bietet heutzutage dem sorgenden und hart ringenden Manne oft die einzige Erholung im Kampf des Alltags. Alle Form, alles Konventionelle streift er ab auf der Kegelbahn, hier sein wirkliches „Ich" in der Brüderschaft und so kommt es, daß die zu einem Kegelklub gehörenden alljährlichen Ausfahrten zu den Ereignissen zählen, die für jeden Kegelbruder zu einem Erlebnis werden. Von einem solchen wird hier berichtet.

Humor auf der Reise

Unsere Kegeltour an den Rhein

Humoreske von Heinz Ader

„Uns Kegeltour?! — Ich sage Dir: Es gibt nix Schöneres in meinem vielgestaltigen Erinnerungsleben, als unsere diesjährige Kegeltour an de Rhein!"

So sagte der Bäckermeister Josef Hagen zu seinem Schwager, dem Metzgermeister Wilhelm Kamp, der gerade friedlich und genüglich mit ihm beim Frühstück saß.

„Na, ja" — fiel da die korpulente Frau Bäckermeister ein — „Kegeltour? — Daß glaub ich, wenn ich zu Hause bleiben muß und der Herr Vorsitzende vom Kegelklub, de Bäckermeister Josef Hagen, mit de moderne Motzige Autobus zu 15 Mann losfahre kann! Vorneweg auf dem Autobus en Schild: Kegelklub „Erste Liebe" und hinterraus en Schild: Kegelklub „Ewige Treue". — Und dann losan den Rhein", wo er gedient hat, in sein altes Manövergelände — und de Frau schön brav zu Haus! — Du glaubs et gar nich, Willem, wat Dein Lieblingsschwester für en „armen Dier" is an der Seite Deines holden Schwagers! Aber dat will ich Dir sagen, Männchen: „Ich, Deine Frau, ich fahre nächsten Samstag ins Wochenend an'n Rhein, reite auf'n Drachenfels und laß mich auf'm Esel fotografieren!

„Bravo, bravo, dat mach man bloß. De ganze Ladenkasse steht Dir zur Verfügung."

Und dann gingen die beiden Herren der Schöpfung ins Klublokal zum Frühschoppen. —

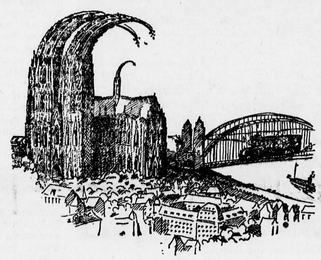
„Weißte Josef" — hat der Metzgermeister Kamp seinen Schwager — weißte Josef, dat mit die Kegeltour an'n Rhein, dat mußte mir genau erzählen. Mir sind nämlich auch ein Kegeltour am ausarbeite. An de Rhein, an de Mosel, an de Ahr — mir wissen et noch nit recht . . ."

„Mensch, Willem, ick kannt Dir vertellen: Fahrt man los an den Rhein, dann kommste von selbst an de Ahr und wenn De nachher an de Mosel landest, kannste selbst nix davor!" —

„Dat glaub ich schon alles, Jupp, — Aber, wie war dat denn nu mit Eurer Tour? — Prost!"

„Dat will ich Dich säggen, Willem (und der Vorsitzende vom Kegelklub „Erste Liebe" sprach hochdeutsch), es war die schönste Tour meines Lebens! Et gange Jahr über hatten wir gespart und als et mit unserem Salonwagen aus'm Kohlenpott herausging über die Kölner Brück, da neigten sich und mit dem Bundesgruße „Gut Holz" die Domtürme entgegen, als wollten sie ne Verbeugung vor uns machen. Daß dies uns rührte, kannste Dir denken, lieber Schwager, und so besuchten wir selbstverständlich die erhabene Schönheit dieses gewaltigen Baues, in dem mir die herrliche Figur des Christstoffels am besten gefiel. Nachher machten wir eine Besuch in ene Kölsche Wirtschaft, aßen „ene halve Hahn", gaben dem Köbes ene Grosche Drinkgeld für de scharpe Düsseldorfer Mostert on fuhren weiter auf de Bonner Universität. Dort stand auf'm Brett „Herzlichst willkommen am Rhein" und wir alle freuten uns sehr. Wir belegten auf der philosophischen Fakultät, gingen ans Beethovenhaus und dachten „Freude, schöner Götterfunke" und studierten dann weiter bis heit Rennchen nach Godesberg. Dort nahm unser Kassierer Paul Strappig, ein fürchterlich langer Riesenmensch, der mit seinen Beinen den Reklamestelzenläufern Konkurrenz macht, die Fahnenstange der Godesburg in die Hand, hielt sie über uns und sagte: „Empfanget die Feuertaufe!" Es regnete so, daß wir alle durstig ins Rennchenhaus laufen mußten, sodaß wir bald singen konnten: „Keinen Tropfen im Becher mehr!" Als die Stelle kam: „Und der Beutel schlaff und leer!" — wurde unser Kassierer Schrappig wütend, schlug mit der Kegelkasse auf den Tisch, daß die Groschen nur so flogen und sagte: „Diesen Vers singen wir, wenn wir umkommen. — Abfahren!" —

Als es am Drachenfels vorbeiging, hatte ich schon so das Gefühl, hier könnte deine Gattin sich mal auf nem Esel fotografieren lassen. Wir bekamen am Rolandsbogen, wo der arme Ritter Roland so in Liebeshunger geschmachtet



Die Kölner Domtürme verbeugten sich, als wir kamen

haben soll, auch Appetit; fraßen uns über Remagen, Neuenahr, Ahrweiler, Kesselingertal, Nettetal, Mayen durch bis nach Andernach, wo wir Halt machten, weil dort die Landesheil- und Pflegeanstalt ist. Hier wurden wir aufs beste empfangen, sorglichst verpflegt und als wir abends auf der Bundesbahn des Kegelklubs „Alle Neun" zu Gaste waren, erklärte uns der Vorsitzende des Vereins, daß schon die Römer dem edlen Kegelsport gehuldigt hätten, denn der Dreifussturm in Andernach sei nichts anderes als das römische Denkmal des Kegels, wie es nach einer schönen Kegelpartie noch heute zu sehen ist.

Die großen Partien, die wir mit den Andernachern kegelten, fielen uns alle sehr leicht, und deshalb wurden wir „schwer". Doch das gute Haus, in dem wir wohnten, war eine wahre Heil- und Pflegeanstalt. Jeder Mann hatte eine Flasche Selterswasser mit Hering und Natron auf dem Nachtschränchen stehen, sodaß wir am anderen Morgen vollkommen nüchtern und frisch gepflegt aus unseren Hotelfenstern auf den Rhein und das weinfrohe Leutsdorf hinunterblicken konnten.

Nach dem Frühstück hieß es: „Ufft ins Weindorf nach Kodlenz!" Vorher aber waren wir im Rheinmuseum in der Nähe des Deutschen Ecks. Dann weiß ich noch, daß wir an der Mosel waren. Dort war Kirmes im Dorf. Wir haben nicht gekegelt. Aber wir haben uns gefugelt.

Das will ich Dir sagen, Willem, fahr mit Deinem Kegelklub an die Mosel. Die Moselcanivinen sind nicht auf den Mund gefallen. Und die Mädchen haben uns die feinsten Jahrgänge kredenzt. Also Weinchen — ein Weinchen! — Na, wie gesagt: Wir haben nicht gekegelt, sondern wir haben uns gefugelt

Aus fernen Zonen

Der Krieg um die grüne Hölle

Zum bolivianisch-paraguayanischen Konflikt um den Gran Chaco

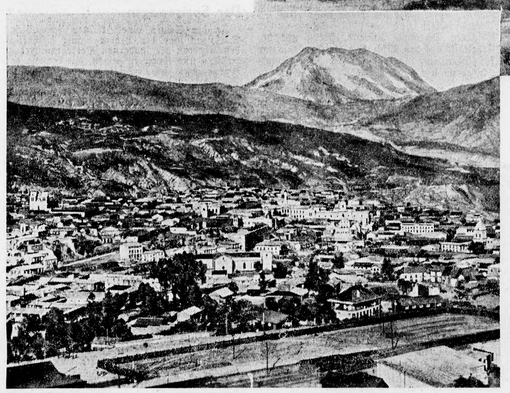
Die grüne Hölle nennen Forscher den Chaco, jenes Gebiet im Dreieck Argentinien, Uruguay Paraguay, und es gibt keinen Namen, der es treffender kennzeichnen könnte. Es ist ein Urwald, fast so groß wie das Deutsche Reich, undurchdringlich, ein fieberschwangeres Sumpfgebiet, in das die Zivilisation nur ganz langsam und nur unter Opfern Eingang findet. Noch heute gilt der Chaco zum größten Teil als völlig unerforscht. Nur selten findet man hier einen der halbwilden nomadisierenden Indianer, dafür aber um so mehr Kaimans, Klapperschlangen und Insekten aller Art, von denen eins gefährlicher ist als das andere. Ungeahnt sind die Gefahren, die den Menschen in diesem Urwalddickicht umlauern. Wehe, wenn einer es wagt, in das klare, ungefährlich erscheinende Wasser von Bächen und Flüssen zu steigen. Tausende kleiner, blutgieriger Fischchen stürzen sich auf ihn und reißen ihm mit ihren scharfen Zähnen das Fleisch in Stücken aus dem Leibe. Im Grundschlamm lauern Zitteraale, die elektrische Schläge austeilen. Neben den in allen Urwäldern heimischen fiebererzeugenden Moskitos gibt es Erdflöhe, die sich unter die Nägel der Füße bohren und gefährliche, eitrige Wunden verursachen. Vergebens sucht man Weg und Steg, und nur das scharfe Buschmesser bahnt einen Pfad durch das grüne Pflanzengewirr.

Um dieses Gebiet nun ist zwischen den südamerikanischen Staaten Bolivien und Paraguay ein Konflikt entbrannt, der sich nur dadurch von einem offenen Krieg unterscheidet, daß beide Seiten es ängstlich vermeiden, eine offene Kriegserklärung abzugeben, eine Kriegserklärung, die sie in den Augen der ganzen Welt formal ins Unrecht gesetzt hätte. Was ist es, das dieses Gebiet zum heißumkämpften Zankapfel beider Staaten macht? Man ist es gewöhnt, hinter jeder machtpolitischen Auseinandersetzung der letzten Zeit das Erdöl, mindestens irgendwelche anderen Bodenschätze als treibende Kraft zu suchen. Es ist auch kein Zufall, daß die Fama von ungeahnten Mineral- und Petroleumvorkommen des Chaco erzählt. Aber das sind reine, durch nichts bewiesene Vermutungen, die zur Erklärung der Hintergründe des Konflikts bei weitem nicht ausreichen. Der wahre Grund ist vielmehr in der geopolitischen Lage der beiden Staaten zu suchen.

Bolivien, der größere Konfliktpartner, ist ein Land von etwa der doppelten Größe des Vorkriegsdeutschlands, dessen Ausdehnung jedoch in gar keinem Verhältnis zu seiner Einwohnerzahl steht. In den endlosen, von Urwäldern und Gebirgsketten durchbrochenen Steppen, den sog. Llanos, hausen kaum drei Millionen Menschen, das entspricht in den menschenärmsten Teilen kaum einem Kopf je Quadratkilometer. Im wesentlichen besteht die Bevölkerung aus Indios und Mischlingen, die von einer dünnen weißen Oberschicht geführt werden. Trotz der recht günstigen Voraussetzungen beschäftigen sich jedoch diese Menschen kaum mit Ackerbau und Viehzucht. Der Hauptreichtum des Landes sind seine Bodenschätze. Jahrhundertelang lebte das Land von seinen Gold- und Silberminen. Heute werden Kupfer, Zinn, Blei, Wismut und Quecksilber gewonnen. Diese Bodenschätze müssen aber ausgeführt werden, wenn sie verwertet werden wollen. Unglücklicherweise aber ist Bolivien als ausgesprochenes Binnenland völlig vom Meere abgeschnitten.

Früher besaß Bolivien einen Zugang zum Stillen Ozean, und zwar in den Provinzen Tacna und Arica. Im Salpeterkrieg mit Chile verlor es mit den beiden Provinzen diesen Zugang zum Meere. Seit der endgültigen Entscheidung im Tacna-Arica-Konflikt vor drei Jahren ist ihm auch die Hoffnung genommen worden, jemals diesen Zugang zum Stillen Ozean zurückzuerhalten. Die Augen richteten sich daher auf die entgegengesetzte Seite, die einen Zugang zum Atlantischen Ozean verheißt.

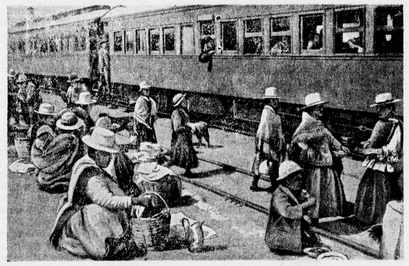
Der Flugplatz von La Paz. Als fortschrittlicher Staat hat sich Bolivien eine stattliche Flotte deutscher Junkersflugzeuge zugelegt.



Blick auf La Paz, die Hauptstadt von Bolivien

Das Hindernis auf diesem Wege ist Paraguay, ein Land, das an Bedeutung weit hinter Bolivien zurückbleibt. Nur ein Viertel so groß als Bolivien und mit einer Bevölkerung von kaum einer Million, hat es den Reichtümern Boliviens nichts entgegenzusetzen. Aber einen, für Bolivien unschätzbaren Vorzug genießt es: den Zugang zum Meere. Paraguay liegt an dem gleichnamigen Flusse, der seinerseits in den Parana mündet, welcher sich bei Buenos Aires in großem Trichter in den Atlantischen Ozean ergießt. Und zwischen den Flüssen Paraguays und Pilcomayo liegt der Gran Chaco. Sein Besitz eröffnet den Zugang zum Rio Paraguay und damit den Zugang zum Meere. Für Bolivien ergibt sich damit die Möglichkeit eines wirtschaftlichen Aufstiegs, der ihm sonst als Binnenland immer versagt bleibt.

Es ist nicht das erstemal, daß die beiden Länder sich des Gran Chaco wegen bekriegen. Man erinnert sich an die Feindseligkeiten im Jahre 1928, die noch rechtzeitig vom Völkerbund abgebremst werden konnten, bevor sie größeren Umfang annahmen. Im Grunde genommen geht der Streit bis auf das Jahr 1810 zurück, bis auf den Zeitpunkt, da sich die südamerikanischen Länder von der spanischen Herrschaft befreiten. Bei der riesigen Ausdehnung dieser Länder und den unzulänglichen Vermessungsmitteln der damaligen Zeit sind die Grenzen, sofern nicht Flüsse oder Gebirge eine natürliche Gemarkung bildeten, am grünen Tisch nur annähernd festgelegt worden. So kommt es, daß Bolivien verbriefte Rechte auf den Chaco zu haben glaubt, während Paraguay darauf hinweist, daß dieses Territorium ihm im Jahre 1870 von einem Schiedsgericht unter dem Vorsitz der amerikanischen Staatspräsidenten zugesprochen worden sei. In diesem Jahre hatte der fünfjährige Krieg ein Ende gefunden, den Paraguay gegen Brasilien, Argentinien und Uruguay zu führen hatte, und in dem es sich fast verblutet hätte. 1907 ist die Grenzlinie erneut festgelegt worden, ohne daß es gelungen wäre, die auseinanderstrebenden Interessen beider Länder in Einklang zu bringen. Auch jetzt fehlt es an Interventionen nicht. Der Völkerbund hat eingegriffen, allerdings in einer Art, die seiner Autorität wenig genützt haben dürfte. Ernsthafter ist schon die Intervention der übrigen südamerikanischen Staaten, die schließlich alle in irgendeiner Weise an dem Gran Chaco-Problem interessiert sind.

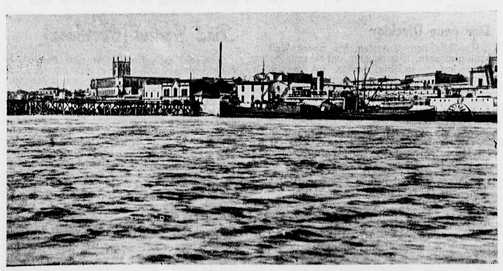


Die Eisenbahnstation Rio Mulabo in Bolivien

Ungeachtet dessen stehen beide Länder immer noch Gewehr bei Fuß. Nun darf man allerdings an einen Krieg zwischen diesen beiden Ländern nicht etwa europäischen Maßstab anlegen. Das Gebiet, in dem sich dieser Krieg abspielen würde, ist bereits gekennzeichnet. Eine Kriegsführung im modernen Sinne ist in den unwegsamen Urwaldregionen selbstverständlich unmöglich. Dann aber reicht die Heeresstärke beider Länder auch nicht entfernt an europäische Verhältnisse heran. Wenn vom bolivianischen Heer die Rede ist, so darf man sich darunter nur eine Truppe von etwa 4000 Mann vorstellen, die allerdings nach modernen Grundsätzen exerziert und ausgerüstet ist. Vorwiegend waren es deutsche Instruktoure, unter ihnen auch der vielgenannte General Kundt, denen diese Aufgabe oblag. Aehnlich liegen die Verhältnisse bei Paraguay. Auch das paraguayanische Heer besteht aus nicht mehr als 3000 Mann, die nur zum Unterschied von Bolivien von französischen Instruktoren ausgebildet wurden. Ein Krieg zwischen beiden Heeren würde also ein wenig imponierendes militärisches Schauspiel abgeben. Daran ändert auch die Tatsache nichts, daß in den Meldungen die Mobilisierung einzelner Jahrgänge verzeichnet wird. Man darf nie vergessen, daß sich dies alles in Südamerika abspielt.

Rein theoretisch gesehen dürfte Bolivien in diesem Konflikt die größeren Chancen haben. Ihm steht das größere Menschenmaterial zur Verfügung, es hat auch die größeren finanziellen Hilfsmittel. Aber Paraguay wartet mit einem nicht zu unterschätzenden natürlichen Bundesgenossen auf. Die Bolivier sind zum größten Teil Bewohner einer Hochebene, die zwischen drei- und vierhundert Meter über dem Meeresspiegel liegt. Das tropische Sumpfklima im Chaco können sie ebensowenig vertragen wie die fieberschwangeren Dünste.

Wie also dieser neueste Gran Chaco-Konflikt geben wird, ist also völlig ungewiß. Eins aber beweist auch dieser Streitfall: wie schwer, ja geradezu unmöglich es ist, lebenswichtige Interessen der Völker am grünen Diplomatentisch zu regeln. Der lehte chinesisch-japanische Krieg und der heimliche bolivianisch-paraguayanische Krieg haben es erneut gezeigt.



Der Hafen von Asuncion am Rio Paraguay, der Hauptstadt von Paraguay

Wann kam die Tomate nach Deutschland?

Die Tomate wurde im 16. Jahrhundert aus ihrem Heimatland Peru in Europa eingeführt. Doch ist wenig bekannt, daß man sie um diese frühe Zeit auch in Deutschland schon kennenlernte. Fast allgemein ist nämlich die Meinung verbreitet, die Tomate habe zuerst nur in Südeuropa Eingang gefunden und sei erst viel später nach Deutschland gelangt. Nun aber macht Alban Voigt im „Gärtnerei-Fachblatt" darauf aufmerksam, daß in dem 1561 erschienenen Werk „Horti Germaniae" des Naturforschers Conrad Gesner — er war der erste, der die Pflanzen in Klassen und Arten unterschied — unter den deutschen Gartenpflanzen bereits die Tomate genannt ist. Auch in einem Werk, das der Botaniker Caspar Bauhin 1622 herausgab, wird die Tomate beschrieben. In England scheint die Tomate erst in den 70er Jahren des 16. Jahrhunderts bekannt geworden zu sein, aber sowohl dort wie auch in Frankreich galt sie bis zum Ende des 18 Jahrh. nur als Zierpflanze. Erst von da an wurde ihre Verwendung als Gemüsepflanze bekannt.

Jagd nach 5 Mill.

Kriminalroman von Wilhelm Weldin

1. Fortsetzung

„Aber Sie lassen mich ja gar nicht . . ."
„Wie sind Sie hereingekommen?"
„Durch die Tür, aber . . ."
„Wie haben Sie die Tür geöffnet?"
„Gar nicht."
„Sie leugnen —? Gehen wir zum nächsten Punkt über. Wie haben Sie die Safes geöffnet?"
„Sie waren offen."
„Handschellen! Abführen!" brüllte Henry Watts. Er war für die schneidige Methode.
„Ich möchte Ihnen nur noch einige Ratschläge geben," bemerkte Dean Creedler höflich.
„Sie haben nichts zu bemerken!"
„Wollen Sie sich vielleicht davon überzeugen, daß weder die Eingangstür noch die Safes erbrochen wurden. Ich halte das für den Verlauf der Untersuchung von ausschlaggebender Wichtigkeit."
„Ich brauche Ihre Ratschläge nicht. Hinaus!" Henry Watts war über die Unverfrorenheit dieses Mannes empört.
Von drei Polizisten eskortiert wurde Dean Creedler abgeführt.
„Also . . ." sagte Henry Watts würdevoll und warf sich elegant in den nächsten Sessel, „jetzt, liebe Miß . . . äh . . . Miß . . ."
„Barton," sagte Aileen schüchtern. Ihre Sympathien waren unbegreiflicherweise plötzlich bei dem Verbrecher, der draußen eben abgeführt wurde. Schnell dämpfte sie diese sündhafte Regung nieder.
„. . . Aeh, Miß Barton, erzählen Sie mir, bitte, alles, was Ihnen heute vormittag zustieß. Lassen Sie auch nicht die kleinste Kleinigkeit aus, wenn Sie ihnen auch noch so unwesentlich scheinen mag. Oft sind gerade scheinbar unwesentlichste Details kriminalistisch von höchster Wichtigkeit."
Aileen berichtete.
„Sie sind eine sehr, sehr reizende junge Dame," sagte Henry Watts, als das Mädchen mit seinem Bericht zu Ende war. „Sogar eine ganz außerordentlich reizende junge Dame . . ."
In diesem Augenblick betrat ein distinguierter Herr unbestimmten Alters die Bank. Seine Kleidung war elegant, aber unaufdringlich und eine Idee altmodisch. Ein Backenbart umrahmte sein Gesicht, über einer dunklen Brille wölbten sich buschige Brauen. Watts, als erfahrener Kriminalist konstatierte sofort: Landadeliger ältere Schule.
„Verzeihung . . ." sagte der würdige Herr, als er der zwei Polizisten anſichtig wurde, die im Banklokal Aufstellung genommen hatten, „ich ging gerade hier vorüber und wollte fragen, ob Sie mir eine Hundert-Pfund-Note wechseln können, aber mir scheint jetzt fast, als ob hier nicht alles in Ordnung wäre . . ."
„Hier wurde ein Einbruch verübt," erklärte Watts höflich, aber bestimmt. Man konnte ja nicht wissen, mit wem man es zu tun hatte, vielleicht war dieser Mann Träger eines einflußreichen Namens . . .
„Nicht möglich!" rief der distinguiert aussehende Herr. „Haben Sie den Täter schon gefaßt?"
„Ich bedauere sehr — aber vor Abschluß der Voruntersuchung . . ." Henry Watts wand sich.
„Mein Name ist Lord Montford . . ." sagte der distinguiert aussehende Herr, und reichte dem Inspektor eine Visitenkarte.
„Ach, Mylord . . . ich wollte natürlich sagen, daß wir nicht nähere Details verraten dürfen . . . doch sind wir in der erfreulichen Lage, sagen zu können, daß wir den Täter bereits hinter Schloß und Riegel haben. Es ist mir gelungen, den frechsten Verbrecher von London dingfest zu machen — Dean Creedler. Sie werden den Namen gewiß schon gehört haben . . ."
„Creedler . . . Creedler . . ." überlegte Lord Montford. „Ist das nicht der Mann, der die Juwelen der Herzogin von Dremont stahl?"
„Sehr richtig, Mylord."
Henry Watts zeigte sich von seiner besten Seite. Er begann weitschweifig seine Ansichten über Dean Creedler zu entwickeln. Aber die Zeit drängte. Man erwartete ihn bereits dringendst in Scotland Yard. Alle es anstellen, so schnell als möglich ins Präsidium zu kommen und diese für sein Avancement vielleicht wertvolle Bekanntschaft fortzusetzen . . .
„Welchen Weg schlagen Mylord ein . . . darf ich Sie vielleicht ein Stück in meinem Dienstwagen mitnehmen?"
Lord Montford nannte eine Straße unweit von Scotland Yard.
„Da haben wir den gleichen Weg, darf ich Sie also einladen?"
Lord Montford war während der ganzen Fahrt außerordentlich gnädig. Und Henry Watts tat sein Bestes, ihm zu erklären, was für ein außerordentlicher Kriminalist er war.
„Ich muß mir unbedingt Ihr Werk „System der modernen Kriminalistik verschaffen," sagte Lord Montford noch zum Abschied.
Henry Arthur Watts fuhr mit dem erhebenden Bewußtsein vor Scotland Yard vor, einen besonderen kriminalistischen Erfolg mit einem klugen Schachzug für sein künftiges Avancement auf geniale Weise verbunden zu haben.

***

In strahlendster Laune betrat der Inspektor sein Dienstzimmer.
„Ist der Chef schon verständigt?"
„Chefinspektor Herrick befindet sich auf einer Inspektion und dürfte erst in einer Stunde wieder zurück sein."
„Wo befindet sich Creedler?"
„Er wird verhört."
„Lassen Sie den Untersuchungsbeamten kommen."
Der Untersuchungsbeamte machte ein bedenkliches Gesicht. „Der Häftling behauptet steif und fest, er sei gar nicht Dean Creedler, und ich muß sagen . . ."
„Pfaw!"
„Es klingt allerdings unwahrscheinlich, aber er behauptet, Detektiv zu sein . . ."
Henry Watts bekam einen Lachkrampf.
„Und er hat im Verhör Fachkenntnisse gezeigt, die eine solche Behauptung jedenfalls untersuchungswürdig erscheinen lassen."
„Lieber Dickson," bemerkte Henry Watts herablassend. „Sie sind doch etwas naiv. Alle Verbrecher kennen sich in dieser Beziehung aus. Warten Sie, ich werde den Mann schon in die Hand nehmen."
Schneidig nahm Henry Watts den Untersuchungshäftling vor.
„Sie sind Detektiv? Wie heißen Sie?"
„Das kann ich aus bestimmten Gründen nur Ihnen allein sagen. Ich bin inkognito hier."
„Erledigt, Dean Creedler. Diesmal entwischen Sie mir nicht wie gestern nacht."
Der Inspektor trat dicht an den Mann heran: „Leeren Sie Ihre Taschen!"
Der Häftling drehte mit einer humorvollen Geste das Sackfutter seiner Taschen heraus. Eine Brieftasche kam zum Vorschein, eine Uhr, zwei Bleistifte . . .
„Und hier?"
„Sie irren, das ist keine Tasche . . ."
Aber schon hatte Watts hineingegriffen. Er hielt seinen Zettel in der Hand. Sein Gesicht leuchtete auf, fast tat er einen Freudensprung. Triumphierend reichte er den Zettel dem Untersuchungsbeamten: „Lesen Sie!"
Der Beamte las: „Ich werde morgen, 12 Uhr nachts, mit dir abrechnen, du weißt wofür. Ich gebe dir eine Galgenfrist von 24 Stunden. Dean Creedler."
„Leugnen Sie noch?"
„Nein," sagte Dean Creedler achselzuckend. „Es ist die erste Fassung des Briefes an Goldenstone." erklärte Watts den im Zimmer befindlichen Beamten. „Sehr unvorsichtig, Creedler, ein so unumstößliches Beweisdokument mit sich herumzutragen."
Das Haustelefon schrillte.
„Der Chefinspektor läßt sagen, Sie möchten ihm Bericht erstatten."
Jeder Zoll ein Sieger erschien Arthur Henry Watts vor seinem Vorgesetzten.
„Sie sind eine Pfeife," bemerkte Herrick trocken. „Sie haben ihn also . . .? Na, ich gratuliere. Watts, das kann Ihnen eine Beförderung eintragen."
Und Watts berichtete.
„Ich möchte den Mann einmal sehen," sagte Herrick und rief die Untersuchungsabteilung an. Ein paar Minuten verstrichen. Genießerisch sonnte sich Henry Watts in den ultravioletten Strahlen seines Triumphes.
Dann ging die Tür auf . . .
„Sie, Kennedy — das ist doch nicht möglich!" rief der Chefinspektor aus. Und zum erstenmal in seinem Leben verlor dieser ruhige, an Ueberraschungen hinreichend gewöhnte Mann völlig seine Fassung.
Dieser Häftling in Handschellen, der vor ihm stand, bewacht von drei bis an die Zähne bewaffneten Polizisten, war kein anderer als Ralph Kennedy, die Perle der Newyorker Kriminalpolizei.

***

„All right," sagte Kennedy, als man ihm die Handschellen abgenommen hatte. „Jetzt geben Sie mir vor allem einmal eine Zigarette."
Herrick reichte ihm sein Etui. „Wir wollten uns heute bereits wegen dieser Goldenstone-Sache an Sie wenden. Aber Sie hatten das Pech um 6 Uhr schon verlassen."
„Ganz richtig. Ich hatte nämlich einen kleinen Morgenspaziergang nach dem weltberühmten Finanzinstitut Goldenstone unternommen. Und übrigens brauchten Sie gar nicht erst nach mir zu schicken, ich bringe Ihnen bereits wichtiges Material. Vor allem einmal einen Zettel mit der ersten Fassung des Creedler-Briefes, diesen Zettel, durch den mich Inspektor Watts fast ins Loch gebracht hätte."
Arthur Henry Watts Lippen spalteten sich in einem säuerlichen Lächeln.
„Und weiteres," — Kennedy tastete an seinem Rock herum — eine sehr merkwürdige Brieftasche. „Sollten Sie übrigens wieder einmal zufällig Gelegenheit haben, eine Leibesvisitation an mir vorzunehmen, Mr. Watts, so möchte ich Ihnen schon heute als Typ verraten, daß meine Anzüge von einem ganzen Katakombensystem geheimer Taschen unterwühlt sind."
Mit diesen Worten praktizierte Ralph Kennedy aus den Tiefen seines Sakkos eine braune Lederbrieftasche, betrachtete sie einen Augenblick kärtlich und legte sie dann vor dem Oberinspektor auf den Tisch.
„Sehen Sie sich dieses Ding da einmal an. Ich fand es in der Bank. Es sind zwar nur ein paar Visitenkarten drin, aber gerade diese Visitenkarten könnten einen Anhaltspunkt geben."
Herrick öffnete die Brieftasche und nahm eine der Visitenkarten heraus.
„Edward Carl of Montford," las er.
„Lord Montford — — —?" Henry Watts sprang überrascht auf. „Eben habe ich mit ihm gesprochen."
Und der Inspektor berichtete von der Begegnung mit Seiner Lordschaft.
„Wo fanden Sie diese Tasche?" fragte der Oberinspektor den Newyorker Detektiv.
„Vor dem großen Geldschrank am Boden."
„Merkwürdig . . ."
„Pisaw!" Henry Watts machte eine wegwerfende Bewegung. „Eine jener vielen Zufälligkeiten, die den Kriminalisten so oft auf falsche Spuren lenken. Diese Brieftasche wurde eben einmal gestohlen und kam auf irgendeine Weise in Creedlers Hände. Während er an der Arbeit war, verlor er dieses Corpus delicti zufällig." Der Inspektor wandte sich fragend an Kennedy. „Haben Sie etwa eine andere Theorie?"
Aber Kennedy antwortete nicht. Er blickte mit einem beseligenden Ausdruck zur Zimmerdecke empor und pfiff geistesabwesend eine Schlagermelodie vor sich hin. Er sah in diesem Augenblick sehr dandyhaft aus.
„Eine sehr reizende Dame, diese Kontoristin Goldenstones," sagte er dann ganz unvermittelt, als hätte er Watts' Frage überhört.
Watts sah die Perle der Newyorker Kriminalpolizei mit einem seltsamen Blick an. Und dieser Blick sagte: meschugge.
Kennedy unterbrach seine musikalischen Darbietungen und sagte plötzlich: „Mein Newyorker Auftrag ist so einfach, daß ich in der Lage wäre, diesem seltsamen Fall nachzugehen. Die Sache reizt mich und ich bin

HEIMAT

Die Sehnsucht nach der Heimat ist
Wie ein Gebet von jungen Müttern,
Wie Kinder, welche Vögel füttern,
Und wie ein Buch, das man vermißt.

Die Sehnsucht nach der Heimat ist
So sehr im Sinnen und im Blut,
Daß jeder Frost und jede Glut
Aus ihr hervorgegangen ist.

Am Fluß dem Wellenschlag zu lauschen,
Dem Stand der Sterne zu vertrauen,
Der nahen Hügel dunklem Rauschen,
Dem Vogelzirpen überm Zaun:

So steigt das alte Träumen wieder
Herauf vom heimatlichen Ried.
Ein Klang noch ungesungner Lieder
Weht flüsternd durch ein kleines Lied.

Nun bist du lange angelandet,
Und noch im Traum ist dein Gemüt
Vom nahen Leben, da es blüht
Zu deinem Herzen, hold umrandet.

Du legelst mit dem Wind dahin -
Und deiner heimatlichen Auen
Gelebtes Glanz ist anzuschauen
Als allee Schöpfung Anbeginn.

Wir fahren viel umher im Leben
Und werden nie des Schauens müd.
Doch ist uns zwischen Nord und Süd
Ein teuflisches Geleit gegeben:

Des heimatlichen Waldes Rauschen,
Der Wiesen Duft, des Baches Klang
Bleibt uns ein ganzes Leben lang
Für keinen Wert der Welt zu tauschen.

WILL SCHELLER

Angelus (Millet)

Das berühmte Bild „Angelus“ des französischen Malers Millet, das seit 1910 im Pariser Louvre hängt und dort von einem offenbar Geisteskranken durch mehrere Messerstiche beschädigt wurde, doch hofft man, das wertvolle Gemälde wiederherstellen zu können. Millets Bild galt einst als das ergreifendste Gemälde des 19. Jahrhunderts. Aus dem Jahre 1859 stammend, stellt es ein Bauernpaar in einem mystischen abendlichen Schimmer nach der Arbeit beim Gebet dar. Man glaubt förmlich die Glocken läuten zu hören. Für Frankreich gilt das Bild als Nationalheiligtum.

bereit, mich mit ihr zu befassen — unter einer Bedingung . . .“

„Und die wäre?“ fragte Oberinspektor Herrick.

„Daß man mich mit unnötigen Fragen verschont.“

Kennedy erhob sich.

„Wie kamen Sie eigentlich in die Bank?“ fragte Herrick.

„Ich fand die Zeitungsberichte über den Creedler-Brief,“ erklärte Kennedy, der fand, daß das die erste unnötige Frage war, ungeduldig, „leider erst um vier Uhr nachts, als ich von einem Ausflug in die Umgebung Londons wieder in mein Hotel zurück kam. Es war mir natürlich sofort klar, daß der Angriff auf die Bank und nicht auf den Bankier geplant war. Ich war überzeugt, daß dieser Brief nur dazu dienen sollte, die Aufmerksamkeit der Polizei von dem eigentlich gefährdeten Objekt abzulenken. Die erste Annahme war richtig, die zweite nur zur Hälfte.“

„Ich finde diese Theorie nicht gerade logisch,“ wendete Henry Watts ein. „Wenn ein Verbrecher einerseits so vorsichtig ist, die Polizei durch einen Bluff abzulenken, so wird er nicht andererseits diesen Bluff vor aller Oeffentlichkeit unter seinem Namen ausführen. Auf Bankeinbruch stehen maximal zehn Jahre, auf Mord Galgen. Man wird also nicht einen heimlichen Bankraub durch einen offenen Mord zu verschleiern suchen. So dumm sind unsere Londoner Verbrecher doch nicht.“

„Wenn ein Creedler die Polizei offen auf seine Spur lenkt,“ sagte Ralph Kennedy kühl, „so existiert er derzeit gar nicht. Dann ist dieser „Dean Creedler“ ein Phantom, das der Polizei öffentlich präsentiert wird, weil sie es nicht fassen kann. Ich bin augenblicklich geneigt, alle Menschen ausnahmslos für Dean Creedler zu halten, die nicht Dean Creedler heißen. Auf Wiedersehen.“

Henry Watts wartete, bis der Amerikaner die Tür hinter sich geschlossen hatte. Dann sah er seinem Chef bedeutungsvoll in die Augen, hob den Zeigefinger an die Stirn und vollführte mit ihm jene Bewegung, deren Sinn so eindeutig und international ist, wie die Sprache des Telegraphencodes oder des Morsealphabets.

3.

Lord Montford war, nachdem er Henry Watts verlassen hatte, in ein Lachen ausgebrochen, das seinen mächtigen Körper durch und durch erschütterte.

Dann winkte er eine Taxe herbei und fuhr den gleichen Weg zurück, den er gekommen war.

An der Ecke der Darrington-Street ließ er den Wagen schräg gegenüber dem Lokal des Bankhauses Goldenstone halten. Doch Seine Lordschaft stieg nicht etwa, wie der Chauffeur erwartet hatte, aus, sondern wartete, zündete sich gemächlich eine Zigarre an und wartete.

Zur gleichen Zeit machte sich Aileen fertig, um das Büro zu verlassen. Sie packte alles zusammen, was sie an Privateigentum in ihrem Schreibtisch bewahrt hatte, ein Handtuch, ein kleines, stark abgenutztes Stück Seife, eine Kleiderbürste, ein paar Bogen Briefpapier und einen Regenschirm. Dann warf sie den vertrauten Räumen einen letzten, etwas wehmütigen Abschiedsblick zu, gab dem Polizisten, der in der Bank postiert war, ihre Adresse und trat auf die Straße.

Die Gedanken, die Aileen erfüllten, waren alles andere, denn erfreulich. Die Stellung, die sie jetzt seit einem halben Jahr bekleidete, war nicht schlecht bezahlt gewesen, und mit ihrem Chef, dem armen Goldenstone, hatte sie sich stets gut vertragen. Welch ein lieber, alter Herr! Und dieses tragische Ende.

Und jetzt hieß es, eine neue Anstellung finden. Gott, das war nicht leicht heutzutage, und Aileen stand allein in der Welt. Die nächste Miete war bald fällig . . .

In diesem Augenblick rief eine Stimme, die Aileen entfernt bekannt erschien: „Hallo — — Fräulein!“

Ein Auto war plötzlich längsseits des Trottoirs gekommen.

„Ach — Lord Montford!“ rief das Mädchen überrascht aus.

„Ich kann mir vorstellen, daß Sie über mein Erscheinen etwas erstaunt sein werden . . .“ Lord Montford musterte das Mädchen wohlgefällig.

„Oh . . .“ begann Aileen, aber sie wußte nicht weiter und wurde rot.

Das Auto fuhr davon und Seine Lordschaft machte Anstalten, sich ihr anzuschließen.

Nun hatte erstens einmal Aileen keine blasse Ahnung, wie man mit einem Lord umzugehen hatte, zweitens war es ihr unbegreiflich, was dieser würdige Peer von ihr haben wollte und überhaupt: hier stand sie einem wildfremden Menschen gegenüber, der mit ihr sprach, als wären sie alte Bekannte.

„Ich fuhr nämlich gerade an Ihnen vorüber,“ erklärte Lord Montford, „und sah Sie auf der Straße gehen. Ein Gesicht, wie das Ihre, merkt man sich.“

Aileen wußte nicht, ob sie das als Kompliment auffassen sollte, und lächelte gezwungen.

„Sie machten gerade ein so trauriges Gesicht und da dachte ich, daß Sie wohl jetzt stellungslos seien,“ fuhr Lord Montford fort. „Habe ich nicht recht?“

Aileen bemerkte, daß sie nicht umhin könne, diese Ansicht zu bestätigen.

„Nun, sehen Sie, daß ich recht habe,“ lachte Lord Montford breit und wohlgefällig. „Ich kann eben einmal Menschen nicht leiden sehen, deren Sinn so eindeutig und international ist, wie die Sprache des Telegraphencodes oder des Morsealphabets. Für Frankreich gilt das Bild als Nationalheiligtum.

Aileen dankte ihm mit großer Herzlichkeit.

„Nichts zu danken,“ lehnte Lord Montford ab. Philanthropie ist mein Spleen. Andere Leute haben den Spleen, zu stehlen, Briefmarken zu sammeln oder ihren Mitmenschen das Leben schwer zu machen. Ich habe den Spleen, zu helfen. Das ist ein Spleen wie alle anderen. Umgekehrter Egoismus, wenn Sie wollen.“

Als sie wieder auf der Straße waren, winkte Lord Montford eine Autotaxe herbei.

„Wo wohnen Sie?“

Aileen nannte ihre Adresse.

Der Wagen knatterte los und Lord Montford verfiel während der Fahrt in Schweigen.

„Miß morgen, bestimmt . . .?“ rief er, als der Wagen vor Aileens Haus hielt. „Auf Wiedersehen, Miß Barton!“

Als Aileen die Stufen zu ihrer Wohnung hinaufstieg, merkte sie, daß ihr Kopf schmerzte. Eine furchtbare Mattigkeit überfiel sie plötzlich, sie war wie zerschlagen. Eine ganze Serie aufregender Ereignisse war mit einmal in ihr bisher so stilles Leben getreten. Zusammengepreßt in den Verlauf von kaum acht Stunden.

Aber das Schicksal hatte noch eine Ueberraschung für sie übrig.

„Ein Herr wartet schon seit einer Viertelstunde auf Sie, Miß Barton,“ sagte die Zimmervermieterin, als sie dem Mädchen öffnete. Und sie maß Aileen mit einem mißtrauischen Blick. Sie liebte Herrenbesuche nicht.

Aileen wunderte sich schon über gar nichts mehr. Und wenn jetzt der Kaiser von Japan in meinem Zimmer sitzen würde, dachte sie, ich würde mich nicht im mindesten wundern, sondern nur ganz gelassen sagen: „Bitte, wollen Sie nicht Platz nehmen?“ Vielleicht ist das alles überhaupt nur ein böser Traum.

Doch in dem Zimmer wartete der allerletzte Mensch, auf den sie gefaßt war: der Bankräuber Dean Creedler.

„Himmel!“ schrie Aileen und ihr Handtäschchen entfiel ihren kraftlosen Händen. „Sie . . .!“ Dann dachte sie plötzlich an den Kaiser von Japan und sagte traumverloren: „Bitte, wollen Sie nicht Platz nehmen?“

„Danke,“ entgegnete Dean Creedler mit großer Gemütsruhe, „ich sitze ohnehin schon. Uebrigens gestatten Sie, daß ich mich vorstelle: Ralph Kennedy von der Newyorker Kriminalpolizei.“

„Ich werde Sie verhaften lassen,“ sagte Aileen tonlos, aber sie rührte sich nicht. Hilflos sank sie in einen Stuhl.

„Ich möchte Ihnen eher raten, das nicht zu tun, denn Sie haben die Londoner Polizei heute schon einmal in große Verlegenheit gebracht. Die Polizei pflegt nämlich immer in große Verlegenheit zu kommen, wenn sie irrtümlich Detektive verhaftet.“ Der junge Mensch zündete sich lachend eine Zigarette an.

„Bitte — —,“ sagte Aileen und reichte ihm ihre Handtasche. „Nehmen Sie, das ist alles, was ich habe.“

Kennedy öffnete die Tasche und zählte das darin enthaltene Geld. „Nicht viel,“ bemerkte er. „Aber halt — was ist das? Wieder Lord Montford . . .?“

Der Detektiv hatte Lord Montfords Visitenkarte entdeckt.

„Wie kommen Sie zu dieser Karte?“ fragte er plötzlich ernst.

„Lord Montford hat sie mir gegeben,“ sagte das Mädchen geduldig. „Aber ich glaube, Sie täten besser, sich aus dem Staube zu machen, statt sich hier mit überflüssigen Fragen aufzuhalten. Die Polizei wird Ihnen schon auf der Spur sein.“

„Spaß beiseite,“ erwiderte Kennedy ärgerlich. „Nachdem ich mein Inkognito ohnehin schon freiwillig lüften mußte — hier meine Legitimation. Ich bin mit der Untersuchung des Falles Goldenstone betraut.“

Aileen sah die Legitimation ungläubig an. „Also wirklich? Sie sind kein Mörder? Gott sei Dank!“

„Warum Gott sei Dank?“

„Es wäre schade um Sie gewesen.“

Kennedy sah ihr gerade in die Augen: „Sie meinen, es hätte Ihnen leid um mich getan?“

Frechheit! dachte Aileen. Und sie sagte ausweichend: „So ist das nicht gemeint. Es ist immer schade um einen Menschen, wenn er Verbrecher wird.“

Der junge Mensch fühlte sich nicht im mindesten betroffen. Ohne weiter um Erlaubnis zu fragen, legte er Hut und Mantel ab und machte es sich bequem.

„Wollen Sie hier übernachten?“ bemerkte Aileen spitz. „Vielleicht kann ich Ihnen noch ein paar Polster zur Verfügung stellen und eine Bettdecke?“

„Danke,“ sagte Kennedy freundlich. „Ich gedenke bloß zwei Stunden hierzubleiben. Bitte, erklären Sie mir jetzt, wie Sie zu Lord Montfords Visitenkarte kamen.“

Aileen kämpfte ihren Aerger nieder und erzählte, wie sie und Henry Watts die Bekanntschaft gemacht hatten und wie Montford plötzlich auf der Straße aufgetaucht war, um ihr Hilfe anzutragen. Vergeblich suchte das Mädchen in den Mienen des Detektivs zu lesen, welchen Eindruck ihre Erzählung auf ihn machte. Kennedy pfiff eine Melodie vor sich hin und schien durch ihren Magen hindurch aufmerksam ein Bild an der gegenüberliegenden Wand zu betrachten.

„Hat Lord Montford zum Kundenkreis Ihrer Bank gehört?“ fragte er, als Aileen ihren Bericht geendet hatte.

„Nein.“

„Wissen Sie das bestimmt?“

„Ganz bestimmt.“

„Können Sie mir dann erklären, wie diese Brieftasche in Ihr Büro kam?“ Kennedy reichte dem Mädchen jene Lederbrieftasche, die er am Morgen in der Bank gefunden hatte.

„Das Ding haben Sie in der Bank gefunden?“ fragte Aileen erstaunt. „Ich habe es nie gesehen . . .“

„Danke!“ Kennedy schloß sekundenlang die Augen.

„Wer wußte davon, daß Goldenstone in den letzten Tagen vor seinem Verschwinden alle Außenstände eingezogen und in leicht transportable Effekten umgesetzt hatte?“

„Niemand wissen Sie, daß Goldenstone eine solche Transaktion vorgenommen hat?“

„Ich habe es mir gedacht. Ist meine Annahme richtig?“

„Ja.“

„Konnte irgend jemand etwas davon wissen?“

„Ich glaube kaum.“

„Glauben Sie das nur, oder wissen Sie es bestimmt?“

„Ich glaube es bestimmt zu wissen . . .“ sagte Aileen vorsichtig.

Kennedy machte eine ärgerliche Bewegung. „Ich wünsche nur klare und eindeutige Antworten.“

Aileen wurde rot. „Sie sind ein sehr unhöflicher Mensch!“

„Das steht augenblicklich nicht zur Diskussion. Darüber können wir später reden.“

„Was haben Sie gegen Lord Montford?“ fragte das Mädchen eingeschüchtert.

„Leider kein Material in der Hand,“ antwortete Ralph Kennedy. „Sind Sie tapfer?“ fragte er dann plötzlich und seine Augen lachten wieder.

Aileen, von dieser unerwarteten Frage verwirrt, sah ihn nur erstaunt an.

„Dann möchte ich Sie bitten . . . wohlgemerkt, ich bitte Sie in meiner Eigenschaft als Detektiv —, auf alles einzugehen, was Ihnen Lord Montford vorschlägt. Es kann für die Untersuchung des Falles Goldenstone unter Umständen von großer Wichtigkeit sein. Als Privatmann, rein persönlich, würde ich Ihnen dringendst raten, diesem Mann aus dem Wege zu gehen.“

„Sonst haben Sie nichts gegen ihn?“ fragte Aileen ratlos.

„Nichts,“ sagte Kennedy ausweichend. „Nur Gefühle . . .“

„Man soll sich nicht allzusehr auf Gefühle verlassen,“ bemerkte Aileen.

„Oh doch, Miß Barton. Prüfen Sie zum Beispiel Ihre Gefühle gegen mich, und Sie werden sehen, daß ich Ihnen eigentlich gar nicht so unsympathisch bin, als Sie glauben.“

Aileen war so viel Unverschämtheit gegenüber vollkommen hilflos. Sie sah den Amerikaner trotzig an und Kennedy mußte sich sagen, daß sie ihm gefiel. Sogar ausnehmend gefiel. Wie sie da stand, schlank, mit blitzenden Augen, den Kopf etwas zurückgeworfen, war sie ein vollendetes Bild strahlender Jugend.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Denkmal für unsere Märchendichter

In dem malerisch auf einem Plateau bei Niederheimbach am Rhein gelegenen Märchenhain, in dem die bekanntesten Märchen der Brüder Grimm plastisch dargestellt sind, ist jetzt dieses, von dem Bildhauer Heilmann geschaffene Denkmal für die beiden Märchendichter enthüllt worden.

Von der Last Gottes

von Ida Friedrike Coudenhove

Im vergangenen Jahr erschien im Buchhandel aus der Feder einer bis dahin unbekannten Autorin ein „Gespräch über die heilige Elisabeth“, das in gewisser Hinsicht Aufsehen erregte und von katholischen und nichtkatholischen Kritikern als die beste Jubiläumsschrift bezeichnet wurde. Inzwischen hat das Bändchen die ansehnliche Auflage von 6000 Exemplaren erreicht.

Heute sind wir in der Lage, mit gütiger Erlaubnis der Verfasserin das Einleitungsgespräch eines demnächst im Verlag der Carolus-Druckerei in Frankfurt a. M. erscheinenden neuen Bändchens „Von der Last Gottes“, ein Gespräch über Menschen und Christen (kart. 1,90 RM, Leinen 3 RM) zu veröffentlichen.

Die Erste:

Gestern ist eine Frage in mir wach geworden, die mich schon lange unklar bedrängt hat. Eine kleine Studentin war den Abend bei mir. Du kennst den Typ: 19 Jahre, erstes Semester, sehr begabt, sehr hungrig nach allem Schönen, Großen, Erfüllenden, — temperamentvoll, eine leidenschaftliche Sportlerin — halt Jahrgang 1912 oder so.

Ein prächtiger Mensch. Wir haben von religiösen Dingen gesprochen. Sie ist auch ein ehemaliger Klosterzögling. Heut sind ihr Gott, Christus, die Kirche, „der Glaube“ fremde, verdämmerte Heimlichkeitsvorstellungen; längst abgetan, nicht mehr störend, nicht mehr beunruhigend. Sie glaubt wohl an irgendein fernes Gottesbild, — so etwas aus dem „Stundenbuch“ — glaubt wenigstens daran zu glauben; an ein eigenwilliges, strenges und empfindliches Gott-ins-Gesetz, wie es ein sauberer, anständiger junger Mensch bekennt . . .

Der Andere:

Was hat euch auf die religiöse Frage geführt?

Die Erste:

Der Zufall. Wir kommen aus dem gleichen Klosterschen Internat. Die unendliche Fremdheit dieser Welt, die uns einst gemeinsam und die einzig vertraute war, ergriff uns beide. Nur, daß mir bloß die bestimmte Form entschwunden war, ihr auch der Inhalt.

„Warum erinnerst du mich daran?“ sagte sie. „Ich habe ja auch einmal eine Zeit der Glaubenskrisen — vielleicht der Gottessehnsucht gehabt. Das ist längst vorbei, ich denke nicht mehr daran. Ich habe kein Bedürfnis nach Religion, wie du meinst . . . ich will nicht, daß man mir „hilft“ . . .“

Der Andere:

Und du?

Die Erste:

Ich sagte ungefähr: Du hast zumindest noch eine Pflicht zur Auseinandersetzung, bevor du dich endgültig dagegen entscheidest — denn das hast du noch in keiner Weise getan. Man kann den Zusammenhang mit einer geschlossenen geistigen Welt von dieser Größe, dieser Tradition und diesem letzten Ernst der Forderung, wie sie eben die Kirche ist, nicht so ohne einen Seitenblick fallen lassen. Rechnetest du denn nie mit der Möglichkeit, daß sie *recht haben könnte* — mit ihrem unheimlichen Anspruch, eine lebendige Offenbarung Gottes an die Welt zu sein? — Seine persönliche Botschaft zu tragen? Du kannst nicht um diese Möglichkeit als solche *wissen* — und sie glatthin ignorieren. Nimm die Herausforderung an — wehr dich, aber drück dich nicht dran vorbei . . .

Und so weiter. Es war lang nach Mitternacht, als ich ihr die Haustüre aufschloß. Die Kerzen auf meinem Schreibtisch waren ganz herabgebrannt. Ich glaube, daß der Pfeil saß. Sie wehrt sich und schüttelt sich, aber sie wird wiederkommen — und sie wird sich auch wohl einmal ergeben, wenn sie ganz ehrlich und ganz tapfer ist.

Der Andere:

Und dann?

Die Erste:

Das ist es ja. — Und dann? Diese Frage lag in so banger Schärfe auf mir, als ich wieder im Zimmer saß, so daß ich lange keinen Schlaf finden konnte.

Der Andere:

Mehr noch: Du weißt jetzt nicht einmal, ob du überhaupt recht getan hast, die Frage anzuschneiden — ist's nicht so? Und du bist im Grund nicht so ganz überzeugt, daß sie wiederkommen muß — deine Stimme zögerte bei diesem Wort — und vielleicht, sei ganz ehrlich: vielleicht hofft sogar etwas in dir, ganz heimlich, ganz tief verborgen, daß sie *nicht* wiederkommt. Vielleicht würde sie etwas in die enttäuschen, wenn du sie besiegst. . . .

Die Erste:

So kennst du das auch? — Ja, es ist eine ungeheure Fraglichkeit an solchem Unterfangen. Wir wachsen mit aller Selbstverständlichkeit mit dem Begriff des „Apostolates“ heran, wir können uns keinen schöneren Beruf denken als den, ein Leben lang wie ein Jagdhund Gottes auf der Fährte edlen Wildes zu sein — bis man eines Tages erschrocken vor der Frage steht:

Weiß ich denn, was ich da tue? Weiß ich, was ich einem jungen Menschen auferlege, den ich in den Kampf um Gott, um die Kirche hineinzage? —

Der Andere:

Die Frage reicht noch weiter. Wir stehen vor der Problematik alles Missionierens.

Warum bringen wir die große Unruhe in die Welt? Wer sind wir, daß wir es tun? — Manches freilich rechtfertigt sich vor sich selber: die „Rettungsversuche“ an den offenkundig „moralisch Ertrinkenden“ — die Arbeit der Heilsarmee, des Guten Hirten, der Gefährdeten- und Gefangenenfürsorge. . . . Aber:

Warum treten wir an die „feinen Menschen“ heran, die wir also noch und drehend kennen, die soviel schöner, echter, gefunder sind, wertvoller als soviel unserer „Frommen“; die doch auch ein Gesetz in sich tragen und es unter Opfern halten, wenn auch ein anderes als wir?

Warum gehen unsere Missionäre hinaus zu den Völkern, die wir mitleidig und herablassend die „armen Heiden“ nennen — trotzdem wir wissen, was für Mächte dem Missionar auf dem Fuße folgen, und daß der Teufel durch die europäische Zivilisation sehr bald mit Beelzebub ausgetrieben wird und mit sieben anderen wiederkommt? — Oder denk an Indien, denk an die ungeheure religiöse Leidenschaft, die heute noch dort brennt, an die geheimnisvollen Wege wirklicher Mystik, die heute noch dort offen sind, und vielen zugänglich — denk an Gandhi und Ramakrishna und sag dann selbst, ob es mitunter nicht fast grotesk wirkt, wenn wir europäischen „Christen“ mit unserer lauen, dürftigen Religiosität vor solche hintreten — als die berufenen Lehrer, um sie aus ihrer heidnischen Finsternis in unser Licht zu führen?

Es ist das alles *eine* einzige Frage. — Und wer sie zu spüren beginnt, der darf nicht anders, als sich ihrer ganzen Unerbittlichkeit stellen.

Die Erste:

Es führt noch viel weiter. — Glauben wir, als an eines unserer kostbarsten, leidenschaftlich neu erlebten und verteidigten Dogmen, an die Wahrheit von den unsichtbaren Gliedern der sichtbaren Kirche — *so wie sie sind* über alle Schranken hinaus — an die erlöste Gemeinschaft *all* derer, die wirklich guten Willens sind — oder glauben wir doch nicht daran?

Der Andere:

Das heißt: fällt für uns die Linie, die den Auserwählten vom Verworfenen trennt — nein sagen wir doch nur, vom schwer Geschädigten, dessen Schicksal wir nicht weiter zu benennen wagen — in eins zusammen mit den Grenzen der sichtbaren Kirche?

Noch schärfer: Sind wir — du und ich und alle, die so spüren und denken wie wir — es sind viele, viele! Sind wir so bis ins Tiefste überzeugt, daß unsere religiöse Welt, in der wir leben, die kirchlich-katholische, eine solche ist, daß man es unbedingt verantworten kann, andere, die bereits bona fide einen menschlich durchaus annehmbaren Weg gehen, mit allen Mitteln zu uns heraberzuholen? Kann man das verantworten vor uns und den anderen? Kann man — können wir — ohne mit der Wimper zu zucken, dafür einstehen, daß dieses unbedingt und fraglos für den anderen das Beste — ja das einzig Mögliche — ja ein ungeheures Glück bedeuten muß — das Höchste, das er auf Erden erreichen kann? — Hast du schon bei Paulus den nicht endenwollenden Jubel über das „Einst wart ihr Finsternis, jetzt seid ihr Licht“ gelesen — ohne ein ganz heimliches, schmerzhaftes Staunen der Beschämung und Frage darüber, daß *wir* diesen unbedingten, absoluten Anspruch kaum mehr vor uns selbst zu erheben wagen — geschweige denn vor anderen? — — — Nein, wir wollen ehrlich sein: bei allem treuen und redlichen Bekenntnis zu dem, was uns auferlegt ist, es ist uns heute eine Frage, oft und oft, daß wir kaum wissen, was wir den „anderen“ auferlegen, was wir an denen *verantworten* müssen, das Wort in seiner ganzen Herausforderung genommen, die wir hineinziehen aus irgendeinem Außenbezirk, sei er „Heidentum“ oder nur unerwachtes Gewohnheitschristentum, in das bewußte Schicksal: katholisch zu sein.

Die Erste:

Ich muß dir recht geben, und ich bin froh, daß wir einmal offen darüber sprechen — aber das heißt, daß wir jetzt schon mitten in dem Anwesenden beiwandern. — Doch halt! — Klein-Elschen bleibt erst einmal sinnend stehen. Wer sitzt denn dort in der ersten Stuhlreihe? Ist das nicht Klein-Hänschen? Will doch mal sehen, ob es nicht Lust hat, an meiner Rundreise teilzunehmen. — Elschen hat diesen Gedanken wohl noch nicht zu Ende gedacht, als es auch schon vor Klein-Hänschen steht, der mit verwundertem Blick mitten in die strahlenden Blauaugen des vor ihm stehenden Mädchens schaut, dessen lachender Blick ihn freundlich zur Mitreise einlädt. Aber Hänschen merkt nichts, oder will nichts merken. Vielleicht denkt es auch, wie das ja so viele kleine Hänfe tun: Och, 'n Mädchen, da kann ich als 'n richtiger Junge doch nicht mit geh'n.

Aber es ist ein Irrtum, nun zu glauben, Elschen wäre darüber traurig geworden. Nein, dafür gibt es ja viel zu viel Neuartiges für so ein vierjähriges Menschenkind zu sehen. Also schaut sich Elschen noch einmal nach Hänschen um, ungefähr so, als wollte es sagen: „Kleiner, dummer Junge, du!“ Und dann, ja dann verschwindet es in den Stuhlreihen auf der linken Seite des Saales. Bald darauf taucht es wieder auf, diesmal vorn am Podium, dort wo zwei breite Freitreppen in das Reich der Musiker hinaufführen. Hier beendet Klein-Elschen seine Rundreise, setzt sich brav auf die unterste Stufe und betrachtet stillzufrieden die vielen erwachsenen Menschen im weiten Saale, die in dichten Reihen auf ihren Stühlen sitzen und nach Art der großen Leute stundenlang, bis eben die Veranstaltung zu Ende ist, still dort sitzen bleiben.

Klein-Elschen hat so etwas nicht nötig, es darf sich hinsetzen, wo es will, und sich alles nach Herzenslust aus nächster Nähe beschauen. Es darf ganz nahe zur Musik hin, wo ihm das Gesicht der blinkenden Instrumente so gefällt. Niemand ist ihm darum böse, und wer nicht gar zu sehr von den Sorgen unserer Tage oder auch durch seine eigene Unzufriedenheit niedergedrückt ist, der freut sich über das natürliche Treiben dieses kleinen Menschenkindes. Er erinnert sich seiner Jugendzeit, wo eine liebe Mutter noch die Sorgen für ihn trug und er noch nichts kannte von dem Hasten und Treiben, der Unruhe und Not des Lebens.

Ein Kind geht glücklich seinen Weg. —

Der Kriegsblinde

von Hermann Schierenberg, Paderborn

„Schwester, Schwester!
Nimm von den Augen mir die Binde,
Damit ich dich und meine Freunde sehe!“
„Geduld, Geduld!
Die Wunde tut dir jetzt noch wehe,
Warte: Zeit heilt – und überwindet“
Die Zeit vergeht!
Die Schmerzen sind verschwunden,
Die Wunden heil, die Augen unverbunden.
Der Krieger flieht:
„Schwester, Schwester,
Nimm von den Augen mir die Binde,
Damit ich dich und meine Freunde sehe,
Mit meinen Augen vor Gottes
Schönheit stehe!“
„Geduld, Geduld!
Dir nahm der Feind Dein Augenlicht;
Sei tapfer und verzweifle nicht!“
„– O Gott, mein Gott!“ –
Mit sich rang lange Zeit der Krieger
Und blieb nach schwerem Kampfe Sieger.
„Gott nimmt mir eins der Binde
Von meinen Augen, daß ich sehe!
Und tut es jetzt auch noch so wehe,
Warte! – Gott heilt! – Ich überwinde!“

Ein Kind geht seinen Weg von Slums

Was mag sich Klein-Elschen wohl denken? Während alle Menschen in dem großen, weiten Raume wie gebannt auf ihren Stühlen sitzen, oben auf dem breiten Podium die Musiker ihre Instrumente stimmen und große Dinge sich vorbereiten, rutscht Klein-Elschen in einem unbewachten Augenblick von ihrem Stuhl an Mutters Seite herunter. Es will sich einmal die Welt, oder besser gesagt das Stückchen Welt im Saale, ganz allein, ohne Mutters Führung, mit seinen großen, verwundert dreinblickenden Kinderaugen näher anschauen. Unbekümmert um die staunenden Gesichter der vielen Erwachsenen, die mit freudiger Neugier dem Beginnen des kleinen Mädchens zuschauen, trippelt es los und zieht erst einmal an der rechten Seite des Saales hinunter. Dabei entschwindet es meinen Blicken.

Inzwischen hat sich der weite Raum immitten der Zuschauermenge mit Turnern bevölkert. Mit den anderen allen verfolge ich nun das Treiben der weißgekleideten Schar. Dadurch vergesse ich für einige Zeit die kleine Entdeckungsreisende. Doch nicht lange, da sehe ich Klein-Elschen wieder auftauchen. In einem rosa-roten Mäntelchen, ein weißes Mützchen über dem lachenden Kindergesichtchen, so kommt es wieder den Gang herauf.

Jetzt bleibt es vor einer Dame stehen und schaut ihr ins Gesicht, als wollte es sagen: „Siehst Du, Tante, wenn Du jetzt auch so ein kleines Mädchen wärest, wie ich, dann könnten wir meine Entdeckungsreise sein gemeinsam machen.“

Weil die Tante aber nicht recht versteht, was die lachenden Kinderaugen da von ihr sagen wollen, weil sie zu sehr in ihren „Erwachsenensorgen“ lebt, macht Klein-Elschen straks kehrt und trippelt fröhlich weiter. Jetzt sehe ich es zwischen den Stuhlreihen verschwinden, aber da kommt das rosafarbene Mäntelchen schon wieder hervor. Nun trippelt Klein-Elschen munter über den großen freien Platz in der Halle und läßt sich dabei verznügt von allen Anwesenden beiwandern. — Doch halt! — Klein-Elschen bleibt erst einmal sinnend stehen. Wer sitzt denn dort in der ersten Stuhlreihe? Ist das nicht Klein-Hänschen? Will doch mal sehen, ob es nicht Lust hat, an meiner Rundreise teilzunehmen. — Elschen hat diesen Gedanken wohl noch nicht zu Ende gedacht, als es auch schon vor Klein-Hänschen steht, der mit verwundertem Blick mitten in die strahlenden Blauaugen des vor ihm stehenden Mädchens schaut, dessen lachender Blick ihn freundlich zur Mitreise einlädt. Aber Hänschen merkt nichts, oder will nichts merken. Vielleicht denkt es auch, wie das ja so viele kleine Hänfe tun: Och, 'n Mädchen, da kann ich als 'n richtiger Junge doch nicht mit geh'n.

Aber es ist ein Irrtum, nun zu glauben, Elschen wäre darüber traurig geworden. Nein, dafür gibt es ja viel zu viel Neuartiges für so ein vierjähriges Menschenkind zu sehen. Also schaut sich Elschen noch einmal nach Hänschen um, ungefähr so, als wollte es sagen: „Kleiner, dummer Junge, du!“ Und dann, ja dann verschwindet es in den Stuhlreihen auf der linken Seite des Saales. Bald darauf taucht es wieder auf, diesmal vorn am Podium, dort wo zwei breite Freitreppen in das Reich der Musiker hinaufführen. Hier beendet Klein-Elschen seine Rundreise, setzt sich brav auf die unterste Stufe und betrachtet stillzufrieden die vielen erwachsenen Menschen im weiten Saale, die in dichten Reihen auf ihren Stühlen sitzen und nach Art der großen Leute stundenlang, bis eben die Veranstaltung zu Ende ist, still dort sitzen bleiben.

Klein-Elschen hat so etwas nicht nötig, es darf sich hinsetzen, wo es will, und sich alles nach Herzenslust aus nächster Nähe beschauen. Es darf ganz nahe zur Musik hin, wo ihm das Gesicht der blinkenden Instrumente so gefällt. Niemand ist ihm darum böse, und wer nicht gar zu sehr von den Sorgen unserer Tage oder auch durch seine eigene Unzufriedenheit niedergedrückt ist, der freut sich über das natürliche Treiben dieses kleinen Menschenkindes. Er erinnert sich seiner Jugendzeit, wo eine liebe Mutter noch die Sorgen für ihn trug und er noch nichts kannte von dem Hasten und Treiben, der Unruhe und Not des Lebens.

Ein Kind geht glücklich seinen Weg. —

Küstenfunkstation Norddeich

Nur wenige Rundfunkhörer denken daran, daß wir in Deutschland außer den Sendern der einzelnen Sendegesellschaften auch noch andere Sender haben, die tagtäglich in Betrieb sind und die ebenso wertvolle — wenn auch anders geartete — Arbeit leisten wie die bekannten Sender. Unter diesen spielt der Sender Norddeich eine besondere Rolle.

Norddeich erreicht man, wenn man von Emden — dem deutschen Hafen am Dollart — mit der Bahn nach Norden fährt und von dort aus die Stichbahn nach Norddeich benutzt. Norddeich, ein ehemals namenloses Fischernest, wurde erst in den Jahren, da dort die deutsche Küstenfunkstation errichtet wurde, bekannt. Und die Ferienreisenden, die von Norddeich heute weiter nach einer der friesischen Inseln fahren — Norderney oder Juist erreicht man von dort am raschesten — sehen abseits, unmittelbar hinter den Deichen, die das Land vor der Nagearbeit der See schützen, eine Reihe verschieden hoher Funktürme: die Küstenfunkstation Norddeich. Und wohl die wenigsten wissen etwas von der Arbeit, die hier geleistet wird.

Diese Funkstation wurde errichtet zur Unterstützung der Seefahrt, der großen Ozeandampfer

Deutsches Papier aus deutschem Holz

Eine bedeutsame Entdeckung ist dem Prof. Dr. Wedekind von der Forstlichen Hochschule in Hann.-Münden gelungen. Er hat eine weitgehende Verbesserung und Verbilligung der Papierherstellung erzielt, so daß es jetzt möglich ist, alle einheimischen Hölzer wie Buchen, Eichen, Fichten und sogar Kiefern zur Papierherstellung zu verwenden, wodurch Deutschland von gewissen, bisher unentbehrlichen ausländischen Holzarten unabhängig wird.

sowohl als auch der Fischer, die Nacht für Nacht auf die Nordsee hinausfahren, ihr schweres Handwerk ausüben. Um den vielfältigen Anforderungen gewachsen zu sein, hat Norddeich selbstverständlich eine hervorragende technische Ausrüstung. Die Funkstation muß sowohl den Nah- und Landverkehr wie auch den Seeverkehr pflegen. Zur Bewältigung so grundverschiedener Aufgaben besitzt die Station eine ganze Reihe verschiedener Senderanlagen mit zugehörigen Sendeantennen. Es werden dort Langwellensender für den Nahverkehr, Langwellensender für den Fernverkehr und Kurzwellensender betrieben. Für die beiden verschiedenen Senderarten werden verschiedene Wellenbänder benötigt.

Für den Langwellenverkehr stehen der Küstenfunkstation drei Wellenlängen zur Verfügung. Für den Langwellennahverkehr — als Fischereifunk — arbeitet die Küstenfunkstation Norddeich auf einer Wellenlänge von 600 Metern, im Langwellenfernverkehr funkt sie sogar auf zwei verschiedenen Wellen. Der langwellige Ozeantelegraphenfunk wird auf einer Wellenlänge von 2290 Meter abgewickelt, während der Teleformverkehr sich hauptsächlich auf der Wellenlänge 1635 Meter abspielt, also der gleichen Wellenlänge, wie sie vom Deutschlandsender benutzt wird. Auch dem Kurzwellensender in Norddeich stehen drei verschiedene Wellen offen. Im allgemeinen arbeitet er auf der Wellenlänge 24,45 Meter. Daneben besteht aber auch noch die Möglichkeit, ihn auf der kürzeren Welle von 18 Metern und auf der längeren Welle von 28 Metern arbeiten zu lassen. Je nach den atmosphärischen Verhältnissen wird die passende Wellenlänge gewählt. Die größte Wellenlänge von 36 Metern wird z. B. zur Hauptsache in der Nacht benutzt. Die eigentliche Senderanlage ist im größten Stationsraum untergebracht. Da der ganze Betrieb automatisch funktioniert, kann die gesamte Senderanlage von diesem zentralen Raum aus in Betrieb gesetzt werden. Alle nötigen Schaltungen und Umschaltungen von einer Wellenlänge auf die andere, von einer Antenne auf die andere können von hier aus angeordnet werden. In sieben Sekunden ist die gesamte Anlage betriebsfertig.

Die zum Betrieb der Senderanlage notwendige elektrische Energie wird durch eine hochgespannte Ueberlandleitung von einem Elektrizitätswerk weit im Festland bezogen. Mit einer Spannung von ungefähr 20 000 Volt kommt der Strom in Norddeich an und wird dann, ehe er zur Speisung der Sender dient, auf 230 Volt Spannung transformiert. Auch für den Fall, daß die Stromzufuhr einmal durch irgendwelche Störungen unterbrochen wird, ist Vorsorge geschaffen. Zur Erzeugung des notwendigen Beleuchtungs- und Betriebsstromes stehen zwei 250 Kilowatt-Dynamos zur Verfügung. So ist ein technisches Versagen der Anlage fast unmöglich gemacht.

Diese Sicherungsmaßnahmen sind bei der Wichtigkeit der Station vollauf berechtigt. Denn zu bestimmten Stunden des Tages, am Morgen, Mittag und späten Nachmittag sendet Norddeich Odde rtelegramme für Fischdampfer und Wetterberichte. Im übrigen ist die Station in fast ununterbrochener Verbindung mit Schiffen auf hoher See, denen sie Nachrichten vom Festland zuspricht.

Den eigenartigsten Eindruck auf den Besucher, auch auf den in der Ferne vorüberfahrenden, machen wohl die zehn Funktürme, deren Höhe zwischen 60 und 120 Metern schwankt. Verbunden sind sie durch die Antennenlitze, die sich von Spitze zu Spitze zieht. So entstehen Antennen bis zu 160 Meter Länge. Einen Nachteil aber haben die Antennenmaste von Norddeich. Da sie — die älteren wenigstens — aus Eisen konstruiert sind, mußte jeder Turm eigens auf doppelten Isolatoren errichtet werden, um ein Abfließen der Sendeenergie zur Erde zu verhindern. Da wegen der Höhe der Türme und wegen der sandigen Fundamente die Gefahr eines Einsturzes groß ist, mußten die Türme auch noch seitlich gestützt werden. Dadurch wird das Bild der Funkstation dem Beschauer noch imposanter und geheimnisvoller.

Blitzgefahr und Blitzschutz

In gewitterreichen Sommern wie dem jetzigen gehört das Kapitel Blitzschutz zu den wichtigsten der Rundfunkpraxis. Man kommelt auf diesem Gebiete immer neue Erfahrungen. Eine Reihe von Unfällen in diesem Sommer haben z. B. gezeigt, daß der Blitz trotz geerdeter Antenne besonders den Netzanschlußgeräten gefährlich werden kann. Der Fall liegt meist dann so: Ein schweres Gewitter geht irgendwo nieder. Der Besitzer eines Netzgerätes will sich und seinen Apparat vor Blitzschaden schützen. Vorschriftsmäßig bindet er seinen Empfänger. Er erdet die Antenne, schaltet das Gerät aus und löscht vielleicht auch noch das elektrische Licht. So glaubt er alles in bester Ordnung. — Aber er hat sich verrechnet. Plötzlich kracht und blitzt es aus der Gegend, in der der Rundfunkempfänger steht, die elektrischen Birnen flammen grell auf, dann ist es wieder still. Nur ein unangenehmer Brandgeruch bleibt zurück. Voll banger Ahnung wird nach dem Wetter der Empfänger wieder eingeschaltet — kein Laut wird hörbar, der Blitz hat das Gerät zerstört. Trotz korrekter Ausführung der Schutzvorrichtungen hat er sich durch den Apparat einen Weg zur Erde gesucht. Beim Oeffnen des Geräts stellt man dann fest, daß der Netzanschlußteil zerstört wurde. Und da taucht dann wieder die Frage auf: ob nicht doch der Rundfunkempfänger den Blitz anzieht? Nein, die Erklärung ist auf einem ganz natürlichen Wege zu finden.

Der Blitz ist durch das Lichtnetz in den Empfänger gelangt. Er ist zuerst in das Ortslichtnetz eingeschlagen und mußte sich von dort einen Weg zur Erde suchen. In dem noch ans Netz angeschlossenen Rundfunkempfänger hat er ihn gefunden. Denn der Widerstand, der dem Empfänger den Netzstrom von vielleicht 220 Volt fernhält, bedeutet für den hochgespannten Blitz kein ernstliches Hindernis. Dem Lichtnetz führte so für ihn der bequemste Weg durch den Apparat über die Erdleitung zur Erde. Eine ganze Reihe solcher Fälle hat sich im Laufe des Sommers ereignet. Der Besitzer eines Netzgerätes sollte daraus die Lehre ziehen, jedesmal vor einem Gewitter oder beim Verlassen der Wohnung das Gerät vom Lichtnetz zu trennen. Diese Vorsichtsmaßregel ist allerdings da unnötig, wo das Ortslichtnetz in Kabeln unter der Erde liegt und die Zuleitung in die Wohnung durch den Keller erfolgt.

Auch die Hochantenne bildet für die Rundfunkgeräte immer noch eine gewisse Gefahr, besonders dann, wenn man im Sommer vergißt, sie zu erden. Wenn auch ein automatischer Blitzschutz vorgeschaltet ist, versichert der Blitz in diesen Fällen das Gerät nicht, da im Falle eines Einschlagens in die Antenne ein Teil des Blitzes häufig den bequemeren Weg durch den Apparat zur Erde wählt, als den über den automatischen Blitzschutz. Durch Einschalten eines kleinen, leicht schmelzbaren Drahtstückes, einer sog. „Lode", kann man die Sicherheit des automatischen Blitzschutzes wesentlich erhöhen. Die „Lode" ist eine einfache Drahtspirale aus etwa 2–4 mm dickem, blanken Kupferdraht mit etwa 5 cm Durchmesser. Sieben bis acht Windungen genügen vollauf. Ihr gegenseitiger Abstand soll ungefähr 8 mm betragen. Diese einfache Spirale schaltet man in das Leitungsstück zwischen Blitzschalter und Empfänger und zwar so, daß die Spirale frei schwebt. Am günstigsten schaltet man, wenn möglich, ein Ende gleich an den Blitzschalter und das andere Ende an die Zuleitungsschnur, auf jeden Fall aber außerhalb der Wohnung. Die Verbindungsstellen verlötet man zweckmäßig, um den Widerstand in den Anschlußstellen nicht unnötig zu erhöhen. Die so angebrachte Lode ist ein wirksamer Blitzschutz. Ist die Antenne nicht geerdet, dann gelangt der einschlagene Blitz zum automatischen Blitzschutz, der ihn vielleicht auch zum Teil richtig zur Erde lenkt. Ein anderer Teil der ungeheuren elektrischen Energie wird den bequemeren Weg über den Apparat zur Erde suchen wollen. Hinter dem Blitzschutz trifft er aber dann auf die Spirale, die dem hochgespannten Strom einen so großen Widerstand bietet, daß ihm der Weg über den automatischen Blitzschutz bedeutend weniger Widerstand entgegensetzt. Der ungebetene Gast wird dann auch stets den Weg einschlagen, das Gerät bleibt verschont.

Der Empfang wird durch die Lode fast nicht beeinträchtigt, da ihr Widerstand für den niedrig gespannten Antennenstrom nur gering ist. Wohlgemerkt hat sie aber auch dann nur Zweck, wenn ein automatischer Blitzschutz vorgeschaltet ist; denn wenn dem Blitz keine andere Möglichkeit geboten ist, zur Erde zu gelangen, bahnt er sich auch über diesen verhaßten Widerstand seinen Weg.

Die Verteilung der Wellenlängen

Im Aether herrscht heute schon ein fast heilloses Durcheinander, nicht nur bei den kurzen Wellen, auch auf dem Gebiete der Langwellen, besonders in dem Intervall zwischen 400 und 600 Meter, in dem für den heutigen Stand der Rundfunktechnik die Ideal wellen liegen, da sie am wenigsten unter Fadingserscheinungen zu leiden haben. Von Beginn des Rundfunkbetriebes an kam ein Land dadurch in den Besitz einer Wellenlänge, daß es sie sich frei wählte und ihr dann dem Büro des Weltfunkvereins bekanntmachte. Der Weltfunkverein, ein Bruder des Weltpostvereins, hat die Aufgabe, internationale Rundfunkfragen zu lösen und die Rundfunkinteressen zu vertreten. Trotzdem hat er auf dem Gebiet der Wellenverteilung keinen entscheidenden Einfluß. In unterschieden ist er vom Weltrundfunkverein, der erst 1925 gegründet wurde und ein Zusammenschluß meist europäischer Rundfunkgesellschaften ist zum Austausch von Erfahrungen und Programmen und zur Erfolgterung der internationalen Funkverhandlungen. Der Weltfunkverein hat dagegen alle Staaten der Erde zu einer Rundfunkinteressengemeinschaft zusammengeschlossen. Trotzdem er wie schon gesagt nicht das Recht der Wellenverteilung hat, ist er seit seinem Gründungsjahr 1906 auf den regelmäßig alle fünf Jahre stattfindenden Weltkonferenzen bemüht gewesen, wenigstens die Wellenanzeigung der verschiedenen Länder in bestimmten Grenzen und Bahnen zu halten. Das ständige Büro des Weltfunkvereins, dem die in Besitz genommenen Wellenlängen angezeigt werden müssen, ist mit dem Büro des Weltelegraphenvereins verbunden und in Bern stationiert.

Bei der Einrichtung des Rundfunks standen den deutschen Rundfunkgesellschaften und denen der anderen Länder nur die Wellenlängen unter 600 Meter zur Verfügung. Die höheren Wellen-Einrichtungen und anderen Gesellschaften reserlängen waren schon der Schiffahrt, staatlichen wert. Natürlich war jedes Land bestrebt, sich unter den noch freien Wellenlängen möglichst viele günstige Rundfunkwellen zu sichern. Dabei waren die Länder sehr im Vorteil, deren Rundfunk sich sehr schnell entwickelte, da bei der Inbesitznahme einer Rundfunkwelle lediglich das Prioritätsprinzip den Ausschlag gab. Die auf diesem neuen Gebiet weniger fortschrittlichen Länder hatten bei diesem Grundsatz das Nachsehen. Und sie mußten sich mit den geeigneten Wellen begnügen, wenn sie es auch zu einem Rundfunksender gebracht hatten. Die Möglichkeit der ungehemmten Entwicklung ihres Rundfunks war ihnen damit meist genommen.

Im Jahre 1926 waren die Verhältnisse unhaltbar geworden. Daher machte der Weltfunkverein einen Vorschlag für die Neuregelung des Wellenbandes unter 600 Meter, die dann auch durchgeführt wurde und eine gerechtere Verteilung der Wellenlängen brachte. Deutschland bekniet seine 12 Wellenlängen, die es sich vorher angeeignet hatte. Grundsätzlich haben sich auch Deutschland und England, die beiden größten europäischen Rundfunkländer, bereit erklärt, eine vielleicht nochmals notwendige Neuordnung des Wellenbandes mitzumachen. Auf der Prager Funkkonferenz 1929 wurden abermals kleine Wellenverschiebungen vorgenommen, die allerdings ganz auf freier Vereinbarung der beteiligten Länder beruhten. Der Weltfunkverein nimmt lediglich dabei die Stelle eines Beraters ein.

Der Wellenplan von 1926 brachte neben der Neuordnung auch noch die Einrichtung der Gemeinschaftswellen, das sind Wellen, die von allen Ländern, aber nur mit schwachen Sendern benutzt werden dürfen. Länder mit größerer Anzahl Einzelwellen sollen darauf verzichten. Auf der Prager Funkkonferenz wurde ihre Zahl von 16 auf 10 herabgesetzt.

Neben seinen 13 (mit Deutschlandsender) festen Wellenlängen benutzt Deutschland noch für Nebensender drei Gemeinschaftswellen und vier Wellenlängen, die es von anderen Ländern geliehen hat. Langsam beginnt aber heute schon wieder die Gefahr des Chaos im Aether geringer zu werden, da mit zunehmendem Großsenderbau die Zahl der Rundfunksender beschränkt wird.

Schallplattenaufnahme im Rundfunk

Im Haus des Rundfunks in Berlin befinden sich in der technischen Betriebsstelle drei Aufnahmemaschinen mit Verstärkern, zwei dynamische Lautsprecher, eine Signallanlage und ein Wachsplatten-Wärmeschrank. Jede Aufnahmemaschine besitzt einen eignen Drehstrommotor, der einen schweren gußeisernen Plattenteller antreibt und die gleichmäßig radiale Führung des sog. Schreibers übernimmt. Dieser Schreiber ist ähnlich gebaut wie ein Tonabnehmer, nur mit dem Unterschied, daß ihm die Sprechströme zugeführt werden, während die Junge sich selbsttätig zwischen den Polen eines starken Magneten bewegt. An Stelle der Grammophonnadel hat der Schreiber einen kleinen scharfgeschliffenen Saphirstift, der an dem freischwingenden Ende der Junge befestigt ist. Als Aufnahmematerial wird eine dicke Wachsplatte verwendet, die durch Abschleifen eine spiegelglatte Oberfläche erhalten hat und im Wärmeschrank ständig auf einer Temperatur gehalten wird, da das Wachs im kalten Zustande zu spröde ist. Bei der Aufnahme schneidet nun der Saphyrstift in das Wachs seine Rillen, deren wellige Formen den von den Schreiber zugeführten Strömen entsprechen. Ein hierbei entstehender Wachsspan wird durch Saugluft abgesaugt. Die radikale Führung des Schreibers erfolgt von innen nach außen. Durch eine Lupe kann man die Rillen beobachten. Mit einem Wachstonadhmer kann man die Wachsplatten wieder abspielen lassen.

Bei der Anfertigung von Schwarzplatten, die durch die Schallplattenindustrie erfolgt, wird von der fertigen Wachsplatte auf galvanischem Wege ein Kupferabdruck hergestellt, auf den also mehr als ein Viertel des Erdumfangs, hinweggflükt. Was kann auf solch einer Reise alles geschehen! Da können Stürme, drei schießen Menschen in die ermatteten Vogelscharen hinein, in Südafrika, dem hauptsächlichsten Winterquartier des Storches, frißt er mit Arsenik vergiftete Heuschrecken und stirbt in Massen. Ein wahrhaft tragischer „Erfolg" der modernen Schädlingsbekämpfung! — Und in der Heimat? Da verschwinden infolge der Trockenlegungen die seichten Altwässer unserer Ströme, die feuchten und moorigen Wiesen werden entwässert, Tümpel und Weiher werden zugeschüttet. Es stirbt das Heer der Frösche, es sterben die Molche und die wasserbedürftigen Nattern, der Storch sieht sich der Hälfte seiner Nahrung beraubt. Heuschrecken findet er zwar noch genug, aber auch Eidechsen und Blindschleichen werden seltener und mitsin immer kleiner die Bissen, die er seinen stets hungrigen Jungen bringen kann. Deshalb ist die Aufzucht des vierten und fünften Jungen oft unmöglich, nicht selten verlassen nur zwei das Nest. Das bedeutet Stillstand der Vermehrung und, wenn man die natürlichen Verluste noch berücksichtigt, Abnahme. — Ein weiterer Grund für den Rückgang der Störche ist vielleicht ihr stetiges Vorrücken nach Norden und Nordosten. Früher waren sie nur in Süd- und Westrußland häufig, jetzt brüten sie schon bei Moskau. Auch Norwegen hat unlängst seine ersten Störche bekommen.

Oft schon im Februar, sicher im März kommen die Störche aus ihren Winterherbergen bei uns an und grüßen mit frohem Geklapper ihre Heimat und ihr Nest, von dem sie gleich wieder Besitz nehmen. Im April legt die Storchin ihre drei bis fünf Eier ab, die einen Monat lang von ihr bebrütet werden, so daß also in den letzten Tagen des Mai oder in den ersten des Juni die jungen klapperstörche schlüpfen. Als den 130 g schweren, weißen Eiern kommen weißschwarze Junge mit kurzen, zofarotten Beinen und schwarzem Schnabel. Sie bekommen schon am ersten Tag Futter vorgelegt und müssen dies vom Nestrand wegnehmen, die Alten stecken ihnen also keine Nahrung in den Schnabel. Zunächst sitzen die Jungen auf den Fersen, in der dritten Woche beginnen sie zu stehen, nach sechs Wochen können sie schon kräftig mit den Flügeln schlagen und machen beinahe einen erwachsenen Eindruck, nach weiteren zwei Wochen wagen sie sich im Nest aufs Dach hinaufzuklettern. Die Sorgfalt, mit der die Storcheltern ihre Jungen betreuen, ist rührend. Sie schleppen eine Unmenge von Nahrung herbei, sie gewähren ihnen Schatten, sie decken sie bei Kälte und Nässe, sie gelehren sie bei den ersten Flügen. Ende Juli sind die Jungstörche so weit, daß sie an den großen Versammlungen teilnehmen können, die der Abreise im August in die Winterquartiere vorangehen.

Der Reiseweg, den die europäischen Störche zurücklegen, ist durch verschiedene Forscher, insbesondere durch Thienemann, den Leiter der Vogelwarte Rossitten, genau ermittelt worden. Um das großartige Phänomen dieser Tierwanderung zu sehen, werden Laufende von Jungstörchen mit leichten Aluminiumringen versehen, die Nummer und Ausgangsstation erkennen lassen. Verunglückt ein solcher Ringvogel irgendwo oder wird er erlegt, so gelangt in nicht wenigen Fällen der Ring oder das ganze Bein mit Angabe der Fundstelle nach Rossitten zurück, und mit Hilfe dieser Rückmeldungen ist es bereits gelungen, die „Zugstraßen" der Störche festzustellen. Die Störche, die östlich der Weser, also im größeren Teil Norddeutschlands, in Polen und den Ostseestaaten nisten und geboren wurden, ziehen über Ungarn, Bulgarien, Konstantinopel, an den Küsten Kleinasiens und Palästinas entlang über den Suezkanal ins Nittal und weiter zum Viktoriasee nach Britisch-Südafrika. Dort finden sie im regenreichen Südsommer Wanderheuschrecken und Lurche genug, sie werden daher gemeinsam als „große Heuschreckenvögel" bezeichnet. Die Störche Süd- und Westdeutschlands, Hollands und Frankreichs gelangen auf ganz anderen Wegen nach Süden, nämlich über Südfrankreich, Spanien und Marokko. Ob dann die Reise über die westliche Sahara zum Nigbee und durch den Kongostaat nach Südafrika weitergeht, ist nicht geklärt, aus jenen entlegenen Ländern sind noch keine Ringe an deutsche Vogelkundige zurückgekommen. Merkwürdig ist, daß die Störche des westlichen Rutgebiets früh, schon Anfang August, von uns ziehen, während die nordostdeutsch-baltischen Störche länger, bis in die zweite Augusthälfte, in ihrer Brutheimat bleiben. — Fast ausnahmslos, das ist durch die Ringversuche auch bewiesen worden, kommen im Frühjahr die Jungstörche wieder in die Gegend ihrer Geburtsstätte zurück, und oft kommt es zu Kämpfen ums alte Nest. Es ist aber auch schon beobachtet worden, daß Störche im Frühjahr an ganz anderen Orten auftauchen, als wo sie im Sommer zuvor beheimatet

Die Bedeutung einer rechtzeitigen Schälfurche

Von Diplomlandwirt Dr. Hubmann

„An den Erntewagen muß der Pflug angehängt sein" ist heute für die Landwirtschaft zum geflügelten Worte geworden. Die Stoppeln sind sofort nach der Getreideernte flach zu stürzen. Die damit verbundenen Vorteile sind von hervorragendem Einfluß auf die Fruchtbarkeit des Bodens. Eine gute Frühjahrsbestellung wird bekanntlich nur dann erzielt, wenn sie durch zweckmäßiges Pflügen im Herbst vorbereitet worden ist. Ebenso kann im Herbst nur dann in günstiger Weise bestellt werden, wenn dem durch eine Schälfurche sofort nach der Getreideernte vorgearbeitet worden ist. Das Schälen der Stoppeln hat drei Vorteile: Unkraut sowie Ausfallgetreide werden zum Keimen gebracht. Der Wasservorrat wird geschont. Die Lockerheit des Bodens sowie der Garezustand werden erhalten und gefördert. In niederschlagsreichen Sommern ist die durch die Schälfurche ermöglichte Unkrautbekämpfung von besonderer Bedeutung. An der seichten, flach gepflügten Erde findet das Unkraut günstigste Keimungs- und Entwicklungsbedingungen und kann dann später leicht vernichtet werden.

Bei nahem Erntewetter gibt es besonders viel Ausfallgetreide. Dieses durch eine sofortige Schälfurche zum Aufkaufen und zur Vernichtung zu bringen, ist von großer Wichtigkeit. Unmittelbar nach der Getreideernte ist auch die günstigste Zeit zur Bekämpfung der Wurzelunkräuter, namentlich der Quecken. Die Quecken wurden in Gebreite mehrere Monate lang nicht gestört und konnten sich während dieser Zeit kräftig entwickeln. Diesen Quecken gilt es nun durch mehrfache Bearbeitung der Getreidestoppeln kräftig auf den Leib zu rücken. Die Wurzelunkräuter werden allerdings am besten bekämpft, wenn man nach der Getreideernte nicht eine Schälfurche, sondern gleich eine tiefere Furche gibt und diese dann mit dem Federzahnkultivator bearbeitet. Insbesondere die Quecke wird dadurch in hervorragender Weise an die Oberfläche gebracht. Niederschlag folgen bei trockenem Wetter während der Sommerwochen sorgt dafür, daß die Queckenwurzeln nicht wieder anwachsen, sondern vertrocknen müssen.

An normalen Sahren und noch mehr in trockenen Sommern ist es die Hauptaufgabe des Schälens, den Wasserhaushalt des Bodens zu schonen. Dadurch, daß die obersten 5 bis 7 Zentimeter losen Schichten gewendet, also gelockert werden, wird die Wasserverdunstung herabgesetzt. Bei geschlossener Oberschicht nämlich, wie sie sich während des Getreidewachstums gebildet hat, steigt das Wasser wie in einem Docht in den feinen Poren, den Haarröhrchen oder Kapillaren an die Oberfläche und verdunstet dort. Lockern wir aber oben durch die Schälfurche, dann vermag das Wasser nur bis zur bearbeiteten Schicht aufzusteigen, kann aber nicht durch diese hindurch. So erhalten wir die untere Feuchtigkeit.

Durch das Schälen der Getreidestoppeln und nachfolgenden Eggen versehen wir den Boden nach einiger Zeit der Lagerung in den Zustand der Gare. Hierbei haben günstige chemische Zersetzungen stattgefunden. Der Boden ist nun in eine Art Gärung eingetreten. Einen ungeheuer wichtigen Anteil an diesem günstigen Zustand hat die in den Boden eingedrungene Luft, was eben durch das Schälen und durch die sonstige Bearbeitung ermöglicht worden ist. Sauerstoff und Kohlensäure der Luft sind die betriebsamsten Kräfte im Haushalte des Bodens. Durch sie werden die Nährstoffe löslich und für die Pflanzen aufnahmefähig gemacht. Die Luft ist auch eine Vorbedingung für das Leben der Bakterien. Eine Bakterienart (Azotobakter) vermag Stickstoff neu zu bilden. Die organischen Bestandteile, wie Düngerreste, Stoppeln, Unkraut usw., gehen bei ausreichendem Luftzutritt in Verwesung über und dienen den nachfolgenden Kulturpflanzen als willkommene Nahrung.

Mit diesen günstigen Erscheinungen sind die Vorteile einer Schälfurche sofort nach der Getreideernte nicht erschöpft. Die Schälfurche hat auch einen günstigen Einfluß auf die Krümelung der Saatfurche. Da der Boden infolge des Schälens nach der Getreideernte nicht verpätet, ist bei gutgeschältem Land im Herbst eine weit bessere Krümelung und Lockerung durch den Pflug zu erzielen. Die Vorbedingungen für die Herrichtung des Saatbettes sind also wesentlich günstiger.

Beim Schälen der Stoppeln, das so feicht wie nur möglich erfolgen kann (5 cm), kommt es mehr auf Schnelligkeit als auf Tiefe der Arbeit an. Das Schälen soll besonders auch deshalb flach erfolgen, damit es schnell vorwärtsgeht. Es darf also unter keinen Umständen vorkommen, daß Getreidestoppeln wochenlang liegenbleiben, wenn sie keine Unterkunft von Mäse, Luzerne oder Serabella haben. Das Schälen muß während der Getreideernte schon zu einem mehr oder weniger großen Teil an den Tagen, an denen nicht eingefahren werden kann, vorgenommen werden. Geschält wird gewöhnlich mit besonderen Mehrschar-Schälpflügen. In neuerer Zeit tritt mehr und mehr die Scheibenegge an Stelle des Schälpfluges. Sie kann aber nur auf steinfreien oder steinarmen Böden angewandt werden. Der Grubber (Kultivator) dagegen ist ein Ersatz des Schälpfluges auf steinigem Boden. Natürlich kann er auch auf anderen Bodenarten angewandt werden. Mit dem Krummer wird zweckmäßig über Kreuz gearbeitet.

Allerlei Neues aus Feld und Garten, Stall und Hof, Haus und Keller, Küche und Blumenzimmer

Zur Beschaffenheit des Saatgutes. Durch das vielfach ungünstige Wetter in der zweiten Sommerhälfte, welches oft Lagergetreide hervorbrachte, und durch Regenfälle während der Ernte hat die Keimkraft des Getreides mancherorts gelitten, teilweise ist es mehr oder weniger stark ausgewachsen. Dem Saatgut ist deshalb sowohl für die bevorstehende Herbstsaat als auch für die Frühjahrssaat größte Beachtung zu schenken. Man wähle möglichst nur große und gleichmäßig ausgebildete Körner mit einem frischen, nicht dumpfen Geruch. Wichtig ist die Keimfähigkeit, die jedermann aufs einfachste selbst nachprüfen kann. Man nehme zweimal je hundert Körner des Saatgutes, lege diese zwischen besonders saubere Filzpapier oder zwei Leinenlappen, schlage die Ränder um und befeuchte dieses Samenpaket kräftig. Darauf wird es zwischen zwei Teller oder Glasplatten gelegt und an einem dunklen, möglichst warmen Ort aufbewahrt. Nach vier bis fünf Tagen, während welcher die Samen genügend feucht gehalten werden müssen, werden die gekeimten Körner gezählt und entfernt (Feststellung der Keimungsenergie). Nach zehn Tagen wird der Rest der gekeimten Körner gezählt und dann die Keimfähigkeit der Samen prozentual festgestellt. Diese soll beim Getreide mindestens 95 % betragen. Zur Bekämpfung von Pilzkrankheiten sowie der Art muß das Saatgut mit einem vom „Deutschen Pflanzenschutzdienst" amtlich anerkannten Beizmittel gebeizt werden, wodurch dem praktischen Landwirt die Gewähr einer erfolgreichen Bekämpfung gegen die üblichen Krankheiten gegeben wird. Dr. L.

Wie und wann soll man Mistbeetkasten entleeren? Die Mistbeetkasten werden am besten in den Monaten Oktober/November entleert. Wer natürlich schon früher seine Kasten entleeren kann, darf auch schon früher die Entleerung vornehmen. Bei der Entleerung verfährt man in der Weise, indem man die obere Schicht Erde erst abschippt und diese auf allem Schutt befreit, sie müssen ganz blau aussehen. Es ist etwas mühsam, doch kann man sich die Arbeit erleichtern, wenn man etwas kochendes Wasser übergießt, dann gleich die Fische herausnimmt, damit nicht die Haut einreißt, und nun den Schleim abkratzt und die Eingeweide entfernt. Dann sind sie noch mals zu waschen, das Blut ist auszuspritzen und die Kiemen auszureißen. Inzwischen hat man Wasser mit Zwiebeln, Pfefferkörnern, einem Lorbeerblatt und Wurzelwerk zum Kochen gebracht, legt nun die gesalzenen und in Stücke geschnittenen Fische hinein und läßt sie auf raschem Feuer in einer Viertelstunde garkochen. In einem Tiegel bereitet man ein Schwitzmehl, rührt mit dem Fischwasser glatt, gibt einige Löffel Sahne oder Milch hinzu, läßt alles aufkochen und gibt feingehackten Dill und Petersilie daran. Auch Hecht und Aal mit Schleim zusammengekocht geben ein Fischgericht von besonders gutem Geschmack.

Schleie und Aal in Bier ist ebenfalls ein beliebtes Gericht. Die Fische werden gereinigt, in Stücke geschnitten und in einem Sud von braunem Bier gekocht. In das Bier gibt man Zwiebeln, Pfefferkörner, Lorbeerblatt, einige Gewürznelken und Salz. In einen Tiegel läßt man Butter brainen, fügt Mehl hinzu und macht davon eine recht dunkle Einbrenne, füllt mit dem Bier auf, fügt den Saft einer Zitrone hinzu, einige Löffel Rahm wein und gießt alles über die Fische die mit dieser Tunke noch durchziehen müssen. Eine Kleinigkeit Kiebermus hinzugefügt, macht die Tunke noch sämiger.

Schleien blau. Die Schleien werden gereinigt, mit etwas Essig übergossen, damit der Fisch blau wird und dann in gesalzenem Wasser mit Zwiebeln und Gewürzen gekocht. Man nimmt dazu am besten die kleinen Portionsfischleien. Es sieht beim Anrichten gut aus, wenn die Fische gekrümmt, wie die Forellen, auf den Tisch kommen. Man verbindet vor dem Kochen den Kopf mit dem Schwanz durch einen Faden. Vor dem Anrichten löst man den Faden und garniert die Schlissel mit Zitronenscheiben und grünem Peterlie.

Zu kalten, abgekochten Schleien schmeckt ganz ausgezeichnet eine Remoladentunke von hartgekochten Eiern. Man hat daran ein ganz vorzügliches Abendbrotgericht. Drei hartgekochte Eigelb reibt man in einem Reibenapf ganz kurz, fügt etwa drei Löffel Olivenöl oder Mohnöl tropfenweise hinzu, bis daß eine dicke Salbe entsteht, die man durch Fischbrühe etwas verdünnt. Dazu gibt may feingehackte Kräuter, wie Estragon, Petersilie, Kerbel, Schnittlauch, und vier feingemixte Sardellen. Eine solche Tunke schmeckt etwas Zitronensaft und auch eine kleine Prise Zucker. Geset.

Waschpeerlen zu reinigen. Nach wie vor hat sich bei unserer Damenwelt Liebe für Waschpeerlen erhalten. Eine solche Kette bleibt, wenn sie nur ein wenig gepflegt wird, lange Zeit in unverminderter Schönheit, wird sie aber einmal unsauber, muß das Reinigen mit Sorgfalt und Peinlichkeit vorgenommen werden. Um besten erlangt eine Perlenkette wieder ihr neues Aussehen zurück, wenn man sie für kurze Zeit in lauwarmes Seifenwasser legt, das man von milder Seife hergestellt hat und dem man einen Milchzusatz gegeben hat. Hat die Kette darin eine Weile gelegen, nimmt man sie heraus, legt sie auf ein sauberes, trockenes Tuch und rollt sie sorgfältig ab, bis sie trocken ist. Dieses Abwischen muß recht sorgfältig vorgenommen werden, denn auch zwischen den aufgereihten Perlen muß getrocknet werden, damit sie keine gelblichen Ränder erhalten, was ein gutes Aussehen der einzelnen Perlen stark beeinträchtigen würde. Dr.

Möbel von Pflegeschmutz zu reinigen. Man macht von gewöhnlicher, möglichst fein gepulverter Stärke mit Olivenöl einen dünnen Teig an, taucht ein umfeßbar eigroßes Stück Watte hinein und reibt die Lack- und Polstermöbel damit ab, bis aller Schmutz gewichen. Dann wird mit allen Wollstücken nachgerieben bis alles blank ist. G. M.

Kleine Anzeigen für West- und Mittel-Deutschland

Anzeigenpreis: Jeder 1 mm hohe, 26 mm breite Raum kostet: bei Geschäftsanzeigen 27 Pf., bei Gelegenheitsanzeigen und Stellenangeboten 20 Pf., Stellengesuchen 15 Pf. Für die Erfüllung von Platzvorschriften wird keine Gewähr übernommen. Erfüllungsort u. Gerichtsstand Paderborn. Telegr.-Adr.: Volksblatt, Paderborn.

Die hohe Auflage und weite Verbreitung in West- u. Mittel-Deutschland gewährleistet volle Inseratenerfolge. Bei Dauerauftrag früh eingehende vorzeitige zahlte Anzeigen erscheinen noch in der nächsten Ausgabe. Postscheckkonto: Westf. Volksblatt, Paderborn, Hannover 1534

Kirchenbau
Schon mehr als 40 Jahre lang sammelt man in Darmstadt, der früheren hessischen Residenz, für die Erbauung einer Liebfrauenkirche, weil schon vor der s. g. Reformation dort eine Liebfrauenkirche stand. Wer hätte da nichts übrig für diese Kirche? Sende deswegen heute noch ein Almosen dorthin an:
Kath. Pfarramt Liebfrauen in Darmstadt
Konto 67535 Postscheckamt Frankfurt

Pensionat Sankt Ursula Weert (Holl. Limburg)
(Bahnstrecke M.-Gladbach - Antwerpen n. Aachen - Maastricht - Roermond - Weert - Eindhoven)
Haushaltungspensionat für Töchter besserer Stände
Gute Verpflegung. - Gründliche hauswirtschaftliche, wissenschaftliche und gesellschaftliche Ausbildung. - Beschränkte Anzahl von Zöglingen. - Prospekte durch die Oberin.

Dasbilligste Kraftfuttermittel
ist zurzeit unbestritten
Baumwollsaatkuchenmehl
deutsches, doppelt gesiebtes und entfaserfes Fabrikat
Carl Hirschberg, Hamburg
Gegründet 1842
Zu beziehen bei allen Händlern und Genossenschaften am dortigen Platze

Regenmäntel
dem Laufe HAVANA QUALITÄT zu 2½ Pfg. Preis ist nur bei Dir. Zeuge ist Fabrik-Ausgabe
H. BRAUN-ZIGARRENFABRIK BRAUNSAL-FORST
VERSAND BEI NACHNAHME UNTER ERSATZ

Strenq verschwiegen Einheirat
bietet mein Neffe, gebild. Landwirt, kath., 31 Jahre, ledes. Rit. ländl. liche, propere Erscheinung. Besitzer eines schuldenfreien Hofes, 220 Morg. heiter. Boden und Wald, alles in musterhaftigstem Zustande. Nähe Paderborn. Kath. tücht. landwirtschaftl. 20—28 Jahre, nur guten Ruf u. Landwirtschaftsfreudig, senden ihre klaren Verhältnisse, Schrift und Bild selbst od. deren Angehörige u. Nr. W. B. 1000 an „Der 7. Tag", Paderb.

Strenq reell!
2 Freunde im Alter v. 28 Jahren suchen, da es ihnen an passender Damenbekanntschaft fehlt, 2 lebensluft. Mädel im Alter von 21 bis 28 Jahr. zwecks **baldiger Heirat**
Etwas Barvermögen erwünscht. Briefe unt. Nr. W. B. 1001 an „Der 7. Tag". Paderborn.

Bauschule Rastede i. Oldb.
Kurse in Vorbereitung auf d. Meisterprüf. 2 Sem. Progr. frei

Bad Harzburg
St. Hildegardisheim: Barmherzige Schwestern. Erholungsheim. Pension ab 4 RM. Auskunft durch Schwester Oberin, Bismarckstr. 46.

Vorbereite. auf d. **Abitur** i. Obersekunda. Förderung f. jede Klasse. Zurückgebl. Schüler werd. beigearbeitet. Vorzügl. Verpflegg. Mäß. Preise. Leitung d. geistl. Stud.-Rat Pädagog. Canisianum Lödingshausen i. W.

Frauen-Erholungsheim St. Josef
Deuna (Eichsfeld)
Station Niederorschel bei Leinefelde
Schöne waldige Gegend, beste Verpflegung, Liegewiese, Bäder im Haus
Pensions-Preis:
Doppel-Zimmer 2.50 RM
Einzel-Zimmer 3.00 RM

Bad Nauheim Kelleiehelm Lindenstr. 5/7
Pensionshaus für Kurgäste. Das ganze Jahr geöffnet. Näh. durch Schwest. Oberin

Erholungsbedürftige Damen
finden liebevolle Aufnahme vorübergehend sowie ständigen Aufenthalt im St. Josefsheim Dalberstadt. Preiswerte 55/57 Pensionspreis pro Tag 8,00 bis 8,50 ℳ. Anmeldungen an die Oberin des Hauses.

Rundfunkprogramme

vom 21. August bis 27. August 1932

Langenberg

Gleichbleibende Wettags-Vorfragsfolge. 6.45: Leibesübungen. ● 7: u. 8: Wetter, Zeit. ● 7.05: Konzert. ● 10: Erste Meldungen, Zeit, Wasserstand. — 11.15 u. 12: Konzert (Mi. 12.20). ● 13.15: Wetter, Meldungen, Zeit. ● 15.30: Konzert. ● 15.30: Wirtschaftsberichte, Zeit. ● 18.45: Wetter, Zeit, Wirtschaftsberichte, Sport. ● 19.55: Abendmeldungen. ● ca. 22: Meldungen. Sport.

Sonntag, 21. August

7.00: Choral: Was Gott tut, das ist wohlgetan.
7.03: Bremer Hafenkonzert.
8.15: Landwirtschaftliche Rundfchau.
9.00: Morgenfeier.
11.00: Salzburg: Achtes Orchesterkonzert der Wiener Philharmonie. Werke von Richard Strauß.
12.50: Hans Ebert: Musik der Woche.
13.00: Mittagskonzert. Leitung: Eisleb.
14.30: Schachfunk.
14.50: 3. Dan: Segelflugen als Volkssport.
15.20: Für den Landwirt.
15.45: Dr. Staub: Natur und Geist in der Dichtung.
16.05: Willy Burkhardt liest aus Hamsun: Landstreicher.
16.30: Stuttgart: Volksrkonzert. Querschnitt durch die Sommeroperette.
18.00: Leipzig: Kleintagbauten: Rundfunk-Feierstunde im Industriegebiet. — Uebertragung aus der Prophetkirche.
19.00: Leipzig: Schwimm-Meisterschaften der DT. (Schallplatten).
19.20: Berne: Deutsche Meisterschaftswettkämpfe des Arbeiter-Turn- und Sportbundes, (Schallplatten)
19.35: Sportvorbericht.
19.45: Eine Minute Kurzwell.
20.30: Königsberg: Großer Zapfenstreich.
21.30: Berlin: Alt-Wiener Singspiel von Leo Fall.
22.15: Lehte Meldungen, Bericht über das geistige Leben, Sport.
22.45: München: Nachtmusik.

Montag, 22. August

9.45: Hilde Bremus: Gymnastik für Frauen.
10.15: Mensch und Welt. Gemeinschaftsempfang für Arbeitslose.
15.50: Kinderstunde.
16.20: Jugendfunk: Aus dem Naturleben ferner Länder.
17.00: Pelperkonzert.
18.20: Frauenstunde: Bunte Tücher. Eine Frau erzählt.
19.00: R. Braun: Die Stadt der Provinz. Erzählung.
19.20: Vom Tage.
19.30: Reichsdahnoberinspektor Klein: Moderne Verkehrsfragen.
20.15: Frankfurt: Feierabend. Hörbild von Paul Laven.
21.15: Frankfurt: Kammermusik für Bläser. Mus.: Kammermusikvereinigung des Frankfurter Opernhaus-Orchesters.
22.45: Stuttgart: Nachtmusik der Stuttgarter Philharmonie.

Dienstag, 23. August

9.45: Hilde Bremus: Gymnastik für Frauen.
10.15: Mensch und Welt. Gemeinschaftsempfang für Arbeitslose.
15.50: Kindestunde.
16.20: Dr. Droop: Durch die Kasubei.
16.40: Ede Schmücker: Essen, die Stadt der Arbeitslinnen.
17.00: Pelperkonzert.
18.20: Rea.-Rat Dr. Geis: Die Buchführungspflicht der freien Berufe.
19.00: Dr Strauß: Natur und Geist in der Dichtung.
19.20: Funkbilde für alle.
19.30: Amtsgerichtsrat Dr. Brah: Wie schützt sich der Schuldner vor Verlust?
20.00: München: Gustav-Adolf-Jahr 1932.
20.45: Ins Land der Freude. Bunter Abend.
22.55: Nachtmusik.
24.00: Meister des Jaz.

Deutsche Welle

Deutsche Welle: Gleichbleibende Wettags-Vorfragsfolge: 5.45: Wetter für die Landwirtschaft. ● 6: Gymnastik. ● 6.15: Wetter für die Landwirtschaft. — anschl.: Frühkonzert. ● 10: Neuste Nachrichten. ● 12: Wetter für den Landwirt. — anschl.: Konzert. — Wiederholung des Wetterberichts. ● 12.55: Bauern Zeit. ● 13.55: Nachrichten. ● 14: Konzert. ● 15.30: Wetter, Börse. ● 18.55: Wetter für die Landwirtschaft.

Deutsche Welle: Sonntag, 21. August

6.00: Funkmannsfist des Frühkonzert.
6.20: Bremer Hafenkonzert.
7.00: Filmabend Tempelhof: Europa-Rundflug (Start).
7.15: Fortsetzung des Wiener Hafenkonzertes.
8.00: Mitteilungen und praktische Winke für den Landwirt.
Anschl. Wochenrückblick auf die Marktlage.
8.20: A. Bergmann: Der heutige Stand der deutschen Hühnerzucht.
8.55: Morgenfeier.
Anschl. Glockengeläut des Berliner Doms.
10.05: Wettervorhersage.
11.00: Aus der Funkausstellung: Große öffentliche Mitglieder-Versammlung des Reichsverbandes Deutscher Funkhändler.
12.00: Zehn Minuten Lurk Maria von Faber du Faur.
12.10: Aus der Funkausstellung: Mittagskonzert des Deutschen Konzertorchesters. Dirigent: P. Schmitz.
14.00: Rektor Hauer: Schutz der Kinder vor den Gefahren des Straßenverkehrs.
14.30: Heinrich Guilerlet liest aus eigenem Schaffen.
15.00: Kinbertheater aus Schallplatten: Rotkäppchen — Schneewittchen.
15.30: Strafen der Welt: Bestrafungen. Restation: Dr. Schirokauer u. B. Schmidt-Bern.
16.00: Karlsruhe: Bunter Nachmittag.
18.00: H. Rähler: Der Wald ruft sich.
18.30: Menschen im Beruf: Landsiedlerhauptmann Niemann: Der Landsiger.
19.00: Erfurt: Schwimm-Meisterschaften der DT. (Schallplatten).
19.20: Münchner Bauerischer Bauernkalender. Von Dreißig bis Kirchweih. Hörfolge von R. Admaier u. W. Feldhütter.
20.30: Königsberg: Großer Zapfenstreich.
21.30: Berlin: Wiederholen sein. Alt-Wiener Singspiel von Leo Fall.
22.15: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
22.30: Curtis Lang: Impf (Schallplatten).
23.00: München. Nachtmusik der Kapelle Ludwig Wörthmüller.

Deutsche Welle: Montag, 22. August

9.30: Wege aus der Not: Die gedändigte Stadt.
10.10: Schulfunk: Deutsche Dichter erzählen aus ihrem Leben. Rudolf G. Binding.
12.05: Schulfunk: Englisch für Handelsschulen.
15.00: Schulfunk: Aus der Arbeit des Kurzgeschäfen.
15.40: B. Bergarbn: Die Jugend und Goethes Jugendgedichte.
16.00: Schulfunk Sächsischer Volksmittelschule und Berufsschule.
16.30: Berlin: Nachmittagskonzert.
17.30: Dr. Traub: Querschnitt durch Zeitschriften.
18.00: Aus Paul Hindemiths „Marienleben" op. 27. Ausf.: Rita Weiß, Hans Schultze-Ritter (Flügel).
19.30: Spanisch für Fortgeschrittene
19.00: Aktuelle Stunde
19.30: Stunde des Landwirts.
Anschl Wetter für die Landwirtschaft.
20.00: Salzburg: Szenone Symone (small Unvollendete) von Franz Schubert Ausf.: Wiener Philharmoniker. Dirigent: Bruno Walter.
20.25: Grenzberichte
20.45: Tages- und Sportnachrichten.
21.00: Hamburg: Kraft und Schicksal der Landschaft.
22.00: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
22.20: Wien: Blasorchester-Konzert.

Deutsche Welle: Dienstag 23. August

10.10: Schulfunk: Was wißt Ihr von Rumänien?
15.00: Jungmädchenstunde. Ein Streifzug durch Webers Leben.
15.40: Jugendstunde Praktisches Naturforschen.
16.00: Pädagogische Bücherstunde
16.30: Leipzig: Nachmittagskonzert
17.30: A. Zahn u. L. Wüthel: Reform des Theaters.
18.00: P. Hermann: Leichte alte Cello-Sonaten.
18.30: Oberstleut. Raab: Was sieferi der deutsche Wald der deutschen Wirtschaft?
19.00: Aktuelle Stunde
19.15: Wissenschaftlicher Vortrag für Tierärzte.
19.35: J. Bimml: Weltmärchen der Erde.
Anschl. Wetter für die Landwirtschaft.
20.00: Aus der Funkausstellung Berlin: Volksinstrumente u. Chöre.
21.00: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
21.15: Frankfurt: Das Frankfurt des jungen Goethe. Hörfolge von A. Brand.
22.30: Wetter-, Tages und Sportnachrichten.
Anschl. Tanzmusik der Kapelle Adalbert Lutter.

Deutsche Welle: Sonnabend, 27. August

10.10: Breslau: Schulfunk: Schlesische Kirmes. Eine Hörfolge.
11.00: Stunde der Unterhaltung
15.00: Kinderbastelstunde
15.45: Dr Elle Nadolny: Die Mutter als Wegbereiterin.
16.00: Konteradmiral a. D Mahrholz: Seemärchen. Meeresspuk und Abergläuben aus See.
16.30: Hamburg: Nachmittagskonzert
17.30: Bierstelstunde für die Gesundheit.
17.50: 48 Std.: Heilliches Bergland
18.05: Prof. Dr. Hellpach: Die heutige Lage der Jugendmusik.
18.30: Dr. Günther: Der ewige Harlekin einst höhlenlichen Beispielen).
19.00: Englisch für Anfänger.
19.30: Dr. Dr Hartmann: Der politische Mensch.
19.50: Gustav Adolf-Jahr 1932 Kundgebung auf dem Hauptmarkt zu Nürnberg.
20.45: Köln: Ins Land der Freude Bunter Abend.
Anschl Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
Anschl Tanzmusik der Kapelle Ludwig Rüth.

Frankfurt

Gleichbleibende Wettags-Vorfragsfolge. 6: Wetter. Gymnastik. ● 6.30: Gymnastik. ● 7: Wetter. Nachrichten. — anschl.: Konzert. ● 8: Wasserstand. ● 11.50: Zeit. Programm, Wirtschaftsmeldungen, Wetter. ● 12: Konzert. ● 13.15: Nachrichten. Wetter. ● 13.30: Konzert. ● 14: Nachrichten. ● 14.10: Werbekonzert. (Sa. 14.40). ● 15: Siehener Wetterbericht (Do. 14.55, Sa. 15.20). ● 15.10: Zeit. Wirtschaftsmeldungen (Do. 16.00, Sa. 15.25). ● 16.50, 18.15: Wirtschaftsmeldungen. ● 19.15: Zeit, Programm, Wetter, Wirtschaftsmeldungen.

Sonntag, 21. August

6.15: Bremer Hafenkonzert.
8.00: Choralblasen
8.15: Evangelische Morgenfeier.
9.15: Stunde des Chorgesangs.
10.00: Freiburg: Hörbericht vom Internationalen Rennen um den MDMW.-Wanderpreis 1932 am Schauninsland.
10.40: Dr. Schulz: Heitere Mosselfahrt.
11.00: Stunde der Bühne: Das neue nassauische Landestheater, Wortau und Wiesbaden.
11.35: Freiburg: Hörbericht vom Internationalen Rennen um den MDMW.-Bergerlord 1932 am Schauninsland.
11.50: Stuttgart: Mittagskonzert des Kurorchesters.
12.50: Freiburg Hörbericht vom Internationalen Rennen um den MDMW.-Bergpreis 1932 am Schauninsland.
13.05: Schallplattentonzert.
14.00: Jehnminutenbericht aus der Landwirtschaftskammer Wiesbaden.
14.10: Freiburg: Hörbericht vom Internationalen Rennen um den MDMW.-Bergrekord 1932 am Schauninsland.
14.30: Dr. Burmeister: Schädlinge des Hausgartens und ihre Bekämpfung.
15.00: Bunte Kinderstunde.
16.00: Nartsruher Konzert Nachmittag.
18.00: R. Zimmermann: Vor einer großen Wanderung.
18.25: Dreißig bunte Minuten.
19.00: Leipzig: Hörbericht von den Schwimm-Meisterschaften der DT. im Erfurt: (Schallplattenbericht)
19.30: Wetter für die Landwirtschaft. — anschl.: Sportnachrichten.
19.30: Kleine Stücke für Violoncello und Klavier. Ausf.: Ferdinand Merten u. Erwin Kübler.
20.10: Bunter Abend
22.20: Zeit. Nachrichten. Wetter, Sport.
22.45: Köln: Deutsche Wasserballmeisterschaften des ATSB. in Herne. (Schallplattenbericht)
23.00: München: Nachtmusik der Kapelle Ludwig Wörthmüller.

Montag, 22. August

15.20: Ein rheinischer Webestuhl erzählt. Improvisationen von Paul Laven.
17.00: Köln: Nachmittagskonzert.
18.25: Stunde der Arbeit.
18.50: Englisch.
19.30: Schlagerstunde. Robert Koppel.
20.15: Feierabend. Hörbild von Paul Laven.
21.15: Kammermusik für Bläser.
22.20: Zeit, Nachrichten, Wetter, Sport.
22.45: Nachtmusik. Ausf.: Stuttgarter Philharmonie.

Dienstag, 23. August

15.20: Hausfrauen-Nachmittag.
17.00: Schlangenbader Nachmittagskonzert des Kurorchesters.
18.25: Dr. Mulver: Die Stuttgarter Graphische Sammlung.
18.50: Reitelehrer Wanderer von J. Heilbut.
19.30: Wo ist Goethe? Ein Hörspiel von Herbert Eulenberg.
20.00: Wien: Aus Wiener Operetten.
21.10: Alois Daxo vor S. Rachmaninoff.
22.10: Zeit, Nachrichten Wetter, Sport.
22.30: Nachtmusik. Tanzkapelle der Stuttgarter Philharmonie.

Mittwoch, 24. August

10.20: Schulfunk: Der Dichter Seume wird Soldat.
15.15: Stunde der Jugend.
17.00: Köln: Nachmittagskonzert.
18.25: Die romantische Melancholie. Dr. Löwenthal: Maler Nolten, von Mörike.
18.50: Dr. Müller: Elsaß von außen und innen.
19.30: Soviate. Signor! Italienische Novellen.
20.00: Berlin: Gr. Unterhaltungskonzert v. d. Funkausstellung.
22.00: Eine Goethe-Feier Novelle von Peter Huchel.
22.20: Zeit. Nachrichten. Wetter. Sport.
22.45: München: Nachtmusik der Kapelle Hugo Weiß.

Donnerstag, 25. August.

9.00: Hamburg: Schulfunk. Wir fahren durch den Hamburger Hafen.
15.00: Stunde der Jugend.
17.00: Nachmittagskonzert des Rundfunkorchesters.
18.25: Stunde des Films. Dr. H. Feld: Wie lerne ich filmen?
18.50: Die deutschen Grohrundfunksender unter besonderer Berücksichtigung der Verhältnisse im südwestdeutschen und süddeutschen Sendebereich.
19.30: Klaviermusik von J. Schütz.
20.35: Rainer Maria Rilke. Eine Viertelstunde Lyrik.
20.50: Köln: Glauben Sie das? Heitere Einakterfolge von Ilzarfft.
22.15: Berlin: Zeitbericht. Die britische Reichskonferenz in Ottawa bearbeitet von Aktuellis.
22.55: Zeitangabe Tagesnachrichten, Wetterbericht, Sportbericht.

Freitag, 26. August.

17.00: Nachmittagskonzert des Rundfunkorchesters.
18.25: Dr. H. Geisow: Goethe und wir.
18.50: Versteovortrag: Wesen, Bekämpfung und Vorbeugung der Fettsucht.
19.30: Zwei Frauen auf den Spuren des Odysseus. Ein Dreigespräch.
20.10: Nationale Tanzweisen gespielt vom Philharmonischen Orchester.
21.15: Das Frankfurt des jungen Goethe. Hörbild von Adalbert Prink.
22.30: Zeitangabe, Tagesnachrichten, Wetterbericht, Sportbericht.
22.45: Berlin: Tanzmusik der Kapelle Adalbert Lutter.

Samstag, 27. August.

10.10: Schulfunk. Englisch.
11.00: Feier des Freien Deutschen Hochstiftes.
13.50: Märsche und Walzer aus Operetten.
14.00: Nachrichtendienst
15.30: Stunde der Jugend.
17.00: München: Nachmittagskonzert der Kapelle Lorenz Jais.
18.25: Jakob Kneip, ein Dichter landschaftlicher Verbundenheit.
18.50: Junge Generation. Dr. Heinrich Buh unterhält sich mit einem jungen Handwerker.
19.30: Mosa, Lander Schleifer. Schwäbische Volksmusik, gespielt vom Rundfunkorchester.
20.00: Kundgebung auf dem Hauptmarkt zu Nürnberg anläßlich des Gustav-Adolf-Jahres 1932. Gustav-Adolf-Feier.
20.50: Berlin: Rabarett von der Funkausstellung.
22.10: Zeit, Nachrichten, Wetter, Sport.
22.45: Köln: Nachtmusik.

Eine Seite Kurzweil

O diese Patienten!

von Peter Purzelbaum

Tante Ida

Tante Ida wurde von Tag zu Tag schwerhöriger.

„Geh doch endlich mal zum Arzt!" brüllten wir ihr mit vereinten Kräften ins Ohr.

Tante Ida nickte und ging auch. Zu einem berühmten Spezialisten. Dort setzte sie sich ins Wartezimmer und fing an zu stricken.

Nach einiger Zeit kam die Frau Doktor und sagte zu Tante Ida, ihr Mann hätte heute keine Sprechstunde.

Tante Ida nickte freundlich und strickte weiter.

Auch dann noch, als die Frau Doktor nach zehn Minuten flockseiser war.

Voll Verzweiflung ergriff diese einen Bogen Papier und schrieb darauf:

„Heute keine Sprechstunde!"

Tante Ida nahm den Zettel, besah ihn und reichte ihn freundlich lächelnd zurück:

„Ach liebe Frau, lesen Sie mir doch das vor — ich habe meine Brille vergessen."

Geiz

An den Ufern der Wjätka wohnte das Volk der Wotjäken, ein Stamm der ebenso interessanten wie buntscheckigen Uralvölker. Die Wotjäken gehören zu jenen Menschen, deren Haupteigenschaft die bekannte Wurzel allen Uebels ist — der Geiz. Kalten Blutes würde sich ein Wotjäke vor Geiz selber auffressen, wenn das nur ginge.

Ein solcher Kerl erschien eines Tages beim Arzt der nächsten Stadt.

„Väterchen", sagte er, „ich habe erfahren, daß du Augen machen kannst. Hier ist meine blinde Frau — wie gut könnte sie arbeiten, wenn sie Augen hätte. Kannst du ihr welche machen?"

Der Arzt untersuchte die Blinde und fand, daß eine leichte Operation genüte, das Uebel zu beseitigen. So erklärte er, daß er die Frau wieder sehend machen wollte.

„Schön. Was kostet denn bei dir das Augenmachen?" fragte der Wotjäke.

„Kannst du mir 10 Rubel geben?" erwiderte der Arzt.

„Nein, Väterchen, das ist zu viel — nimm 6 Rubel."

„Gut — ich will mich auch mit 6 Rubel begnügen."

„Und machst du für die 6 Rubel beide Augen?"

„Gewiß — alle beide."

„Gut, gut," erklärte der Wotjäke, „hier hast du 8 Rubel, Väterchen, mach ihr nur ein Auge, sie hat an einem Auge genug."

Beim Ohrenarzt

Herr Siebenbein ist zu einem Facharzt gegangen. Der hat ihn gründlich untersucht und sagt dann:

„Ich würde ihnen raten, den Winter in Meran zuzubringen."

„In Gera?" Herr Siebenbein wundert sich. „Was soll ich denn da?"

„Ich sage ja auch nicht Gera, sondern Meran!" schreit der Arzt.

„Riviera — nein, das ist mir zu teuer."

„Dann fahren sie nach Venedig!" brüllt der Arzt aus Leibeskräften. Diesmal hat es Siebenbein verstanden.

„Soso, Venedig — ist es dort billiger?"

„Jawoll! Da werden die Tauben auf Staatskosten verpflegt."

Wenn ein Arm gebrochen ist

Urselchen hat den Arm gebrochen.

Als der Arzt den Bruch schient, ist sie tapfer, sehr tapfer.

„Wird er ganz abbrechen?" fragt sie ihn. „Wie bei der Lieselotte?" Lieselotte ist ihre große Puppe.

„Oh nein," beruhigte der Arzt das Bedenken.

„Dann verbinde ihn aber recht sorgfältig, Onkel Doktor," bittet Urselchen, „damit das Sägemehl nicht herausläuft."

Der Kurzsichtige

Zum Augenarzt kommt ein junger Mann und klagt über Kurzsichtigkeit.

„Bitte," sagt der Arzt, ergreift einen Band Schiller, schlägt ihn auf und hält ihn dem Patienten unter die Nase. „Können sie das lesen?"

„Natürlich," antwortet der Patient und beginnt „festgemauert in der Erden . . ."

Um die Sehfähigkeit zu prüfen, schreitet der Arzt mit dem Buch in der Hand rückwärts, und obgleich er sich immer weiter entfernt, liest der junge Mann und hört garnicht damit auf.

„Und da behaupten sie, sie wären kurzsichtig," meint der Arzt.

„Erlauben sie mal," sagte der gekränkte Patient, „als gebildeter Mensch kann ich doch die Glocke auswendig."

Bombenschutz

Höflichkeit

Richter: „Das Gericht verurteilt Sie wegen Falschmünzerei zu drei Jahren Gefängnis. Haben Sie noch etwas zu bemerken?"

Angeklagter: „Ich möchte dem Herrn Sachverständigen, der meine Falsifikate als bewundernswürdige Nachahmungen bezeichnet hat, meinen herzlichsten Dank für die anerkennenden Worte zum Ausdruck bringen."

Er sieht doppelt

Zwei Schotten trafen sich im Wirtshaus. Als der eine merkte, daß der andere etwas angeheitert war, ging er schnell auf ihn zu:

„Hier sind die zwei Zehnmarkscheine, die ich dir schuldete!" — und gab ihm einen Zehnmarkschein.

Chefs und Angestellte

Von Kurt Miethke

„Na", sagte der Chef, „morgen ist wieder ein Pferderennen, Emil. Das vorige Mal hast du behauptet, dein Großvater wäre gestorben und du müßtest zur Beerdigung. Dasselbe kannst du diesmal nicht wieder behaupten."

„Wieso nicht?" fragte Emil mit sehr erstaunter Miene. „Meine Großmutter hat inzwischen wieder geheiratet!"

*

Die Käuferin wühlte stundenlang in den Stoffen herum. Endlich konnte sie etwas: Zwei Meter Stoff für eine Bluse, den Meter für sechzig Pfennig.

Seufzend sprach der Chef, als die Kundin den Laden verlassen hatte:

„Lerne zu kleiden, ohne zu klagen."

*

Die Aufwartung, Frau Schnabel, hatte an Gewicht gewaltig zugenommen. Nur noch schnaufend und pustend konnte sie ihrer Arbeit obliegen.

„Schön zugenommen haben Sie!" sagte ihre Brotgeberin eines Tages zu ihr.

„Ja", gab Frau Schnabel zurück, „ich bin kräftig geworden. Wenn ich daran denke, was ich früher für eine dürre Ziege gewesen bin! Genau so wie Sie!"

„Herr Bürovorsteher, ich brauche Urlaub."

„Wieso?"

„Ich fühle mich nicht wohl. Und Sie sehen ja selbst, ich bin überarbeitet und habe eine ausgesprochene graue Gesichtsfarbe."

„Urlaub können sie nicht haben. Aber ein Stückchen Seife will ich Ihnen spendieren . . ."

*

Der Chef donnert den Verkäufer an:

„Sie haben der Kundin eben zwei Pfennig zurückgegeben statt einen!"

„Nun ja", sagte der Verkäufer, „es war ein Versehen. Es ist ja auch nur ein kleiner Verlust."

„Kleiner Verlust? Na, hören Sie! Sie geben der Dame hundert Prozent zuviel heraus — und das nennen Sie einen kleinen Verlust?"

*

Der Portokassenjüngling wurde gefragt:

„Haben Sie sich da Geld rausgenommen?"

„Jawohl, Herr Direktor."

„Wieviel?"

„Mein Fahrgeld nach Hause."

„Wo wohnen Sie denn? In Hongkong?"

Die Warnung

„Emma", sagt die Dame des Hauses, „damit Sie wissen, ich wünsche, daß Sie sich bescheidener benehmen. Und beim Bedienen der Gäste tragen Sie bitte keinen Schmuck."

„Gott, gnädige Frau, so viel Wertvolles habe ich ja gar nicht — jedenfalls danke schön für die Warnung."

DAS NEUESTE FÜR DEN BRIEFMARKEN-SAMMLER!

Estland

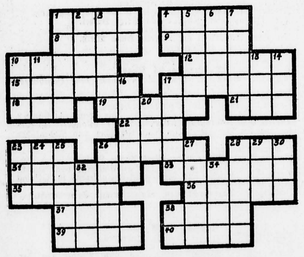
Die Universität Dorpat, das nordische Heidelberg genannt, wurde 1601 als Gymnasium durch König Gustav Adolf gegründet und 1632 zur Universität erhoben. Sie besteht nunmehr 300 Jahre, aus welchem Anlaß eine Jubiläums-Ausgabe zu 5, 10, 12, 15 s mit dem Bilde der Universität erscheint. Bis Ende des 19. Jahrhunderts war sie eine Pflegestätte deutscher Wissenschaft, dann geriet sie ganz unter russische Verwaltung. Die Vorlesungen mußten russisch gelesen werden, statt bisher deutsch.

Uruguay

Die Erinnerungsausgabe an den im November 1931 verstorbenen Dichter Zorrilla wird durch einige weitere Werte zu 1½, 3, 12 cent. vervollständigt. Außerdem sind neue Portomarken erschienen. Vorläufig 4 Werte zu 1, 3, 4, 6 cent. Besonders auffällig bei diesen Marken ist, daß ihr Format außerordentlich klein ist.

Denken Sie nach

Kreuzworträtsel



Die Wörter bezeichnen:

Waagerecht: 1. Südamerikanische Hauptstadt. 4. Trinkgefäß, 8. Bruder Jakobs, 9. Stadt in Thüringen, 10. Teil der kirchlichen Handlung, 12. Wichtigste Figuren beim Schach, 15. Weibliche Gestalt aus „Die Räuber", 17. Treibhausfurcht 18. Tapfere Eigenschaft, 19. Berg in der Schweiz, 21. Weibliches Schwein, 22. Englischer Titel, 23. Papageienart, 26. Reich in Hinterindien, 28. Abessinischer Titel, 31. Salzwerk, 33. Italienischer Nordpolfahrer, 35. Dichterischer Ausdruck für Getränk, 36. Orientalischer Gruß, 37. Holländischer Landschaftsmaler, 38. Betrieb, Fabrik, 39. Buch der Bibel, 40. Aschengefäß. — Senkrecht: 1. Vermächtnis, 2. Berg in Tirol, 3. Krankhafte Sucht, 5. Gezerrte Tierhaut, 6. See in Rußland, 7. Griechische Insel, 10. Amerikanischer Männername, 11. Strauchvogel, 13. Erlöserin von Spanien, 14. Gegenteil von gebraucht. 16. Fluß in Frankreich, 17. Kurort in Tirol, 20. Alkoholisches Getränk, 23. Baumteil, 24. Soviel wie selten. 29. Angehöriger eines Stutzhenstammes, 26. Schiffsteil, 27. Deutscher Lustspieldichter, 28. Dichter der Jetztzeit, 29. Stadt in Mittelitalien, 30. Sohn Noahs, 32. Spanischer Mädchenname, 34. Europäische Hauptstadt.

Domino spielen können Sie sicherlich. Aber haben Sie schon einmal mit Worten — Domino gespielt? Das Prinzip dieses neuen Spieles ist ähnlich. Jeder Stein stellt ein Doppelwort dar, dessen zweiter Teil mit dem ersten Teil eines anderen Steines ein neues Doppelwort bildet. (Z. B. Wohnhaus — Hausfront — Frontsoldat usw.)

Erschwert wird die Aufgabe dadurch, daß auf den Dominosteinen, die wir Ihnen liefern, stets nur ein Teil des Doppelwortes zu finden ist. Die Aufgabe ist richtig gelöst, wenn sich der Ring schließt, d. h. das erste und letzte Wort wieder ein sinnvolles Doppelwort ergeben.

Auflösungen aus Nummer 20

Lösung des Rätsels „Hilfe! Einbrecher!" Dem Kommissar fiel sofort auf daß (wie auf dem Bilde deutlich sichtbar) zwar die Verbindung vom Telephonapparat zum Hörer, nicht aber die vom Apparat zum Amt durchschnitten worden war. Wenn sich der Vorfall so abgespielt hatte, wie ihn der angeblich Beraubte dargestellt hatte, mußte auf dem Amt zu der angegebenen nächtlichen Stunde ein Daueranruf entstanden und, da sich infolge der zerschnittenen Leitung zum Hörer, niemand meldete, eine Störung festgestellt worden sein.

Dem Beamten hatte der Kommissar den Auftrag erteilt, dies festzustellen. Da kein Daueruf erfolgt war, stand fest, daß Müller die Unwahrheit gesagt und den Ueberfall fingiert hatte.

Lösung des Kreuzworträtsels: Waagerecht: 1. Zobel, 4. Kassen, 7. Ofsia, 9. Ire, 10. Rede, 12. Silen, 14. Delta, 16. Egon, 18. Weg, 19. Hieb, 21. Erato, 23. Laden, 26. Orel, 28. Ada, 29. Sarg, 32. Medea, 34. Miami, 36. Emma, 38. Boe, 39. Album, 40. Essen, 41. Stern. — Senkrecht: 1. Zer, 2. Bodega, 3. Eisel, 4. Kai, 5. Sieg, 6. Arno, 8. Ifal, 11. Ader, 13. Leda, 15. Tor, 17. Nana, 18. Wels, 20. Elle, 22. Toga, 24. Daemme, 25. Edam, 27. Emil, 30. Amos, 31. Ries, 33. Deut, 35. Man, 37. Ahn.

Lösung des Vistenkartenrätsels: Buchhalter.

Lösung des Rösselsprungs:

Es rauschen des Baches Wellen,
Es flüstern heimlich im Wald;
Ich wanderte ohne Gesellen,
Und fern von des Liebchens Gestalt.
Ich hörte die Nachtigall schlagen,
Es winkte das Gras mir zu,
Als wollten dies Alles mir sagen:
„Du armer Wand'rer du!"
Da kommt ich nicht länger mich halten
Vor innerm, vor wildem Leid,
Ich mußte die Hände falten
Und beten für uns beid'.

(G. Benedikt.)

Lösung des Figurenrätsels: Pius; Loke; Picus; Locke.

Verantwortlich für den Gesamtinhalt: Chefredakteur Fritz Walter, Paderborn. Druck und Verlag: Westfälisches Volksblatt AG., Paderborn

1. Jahrgang – Blatt Nr. 22 — Sonntag, 28. August 1932
Verlagspostanstalt Paderborn

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Ernte-Symphonie

Der goldene Rausch

Wenn das Korn des Roggens über dem Nagel bricht, dann ist es Zeit zu ernten.

Stark sind die Farben der Felder; gelb das Korn, rot der Mohn, blau sind die Kornblumen.

Rot-Blau-Gelb, das sind auch die Farben der Mähmaschine. Sie umzingelt den Acker, drückt tief die Kränze ihrer Räder in den Boden. Geschliffen sind die dreikantigen, spitzen Zähne ihrer Schneide dicht an der Erde.

Wie ein Schlachtschiff zum Rammen, so wendet sie sich gegen den Saum des Korns. Mit breiten Armen hält der Knecht die Zügel, mit stampfenden Hufen treten die Pferde seitwärts, bis die ganze Breite der Schneide angreift gegen die Mauer der Halme.

Es klatschen die Zügel nieder auf die blanken Pferderücken: die Hinterbacken spannen sich in Striemen, die großen Köpfe nicken: es klappern die Räder, es schlägt das Holzkreuz, das die Garben abteilt wie eine wandernde Windmühle und hinein fritzt sich die Schneide in die gelbe Wand. Es sinken die Halme und rauschend wandern sie über die rollende Leinwand des Transporthandes.

Staub hüllt Pferde und Maschine ein. Nur ein Knecht auf seinem wippenden Eisensitz ragt aus der Wolke, peitschenschwingend, knallend, hühnufend: ein ratternder, prasselnder Donnergott.

Dunkel färbt sich die Haut der Gäule von Schweiß, sie spüren, daß es gilt, alle Kraft herzugeben. Schwer ist die Maschine, heiß ist der Tag. Ernten kommt über Menschen und Tiere wie ein Rausch. Man überfällt den Acker wie ein Feind, verheert ihn mit Wut. Man weckt ihn in sich, diesen schweißigen Rausch.

Seht die Arbeiterinnen

Windenblüten, bewegt im Wind, gleichen sie mit ihren weißen Kopftüchern. Wie geschickt sie die Garben raffen in der Höhlung ihrer Sicheln. Wie sie einen Strang von Halmen wie mit einem Griff zusammendrehen, unterschlingen und die Enden ineinander verdrehen und verstopfen, daß die Garbe sich staucht. Dunkel sind ihre Gesichter in den weißen Tüchern, durchblutet vom Bücken, gebrannt von Sonne. Hell schimmern die feinen Haare an den Wangen, über den Lippen. Hell sind die Augen von Schweiß, blank sprühen Tropfen, wenn sie mit dem Handrücken über ihre Brauen wischen.

Rehe im Bannkreis

Prasselnd klappert die Maschine vorbei: Der Knecht winkt mit der Peitsche und brüllt herüber durch die hohle Hand:

Es ist etwas im Feld.

Ich nehme den Drilling zur Hand, ziehe die Hähne auf: vielleicht ein Fuchs? Schmaler und schmaler wird der Wald der Aehren, immer dichter eingekreist von der Maschine. Unruhig zieht Wild hin und her durch die wehenden Halme, glaubt sich gefangen in dem dröhnenden Zauberkreis, wirft die Köpfe auf, versucht zu spähen, Rehe. Schon schimmert durch das Gelb das Rot ihrer Decke — da brechen sie los: voran der Bock, mit einer weiten Flucht fährt er heraus, die Augen blanke Angst, zurückgelegt das brave Gehörn, seine weißen Ecken glänzen wie Perlen.

Lächelnd, mit guter Freude läßt der Jäger sie eintauchen in den Schutz des Waldes.

Vesperzeit

Kahl ist das Feld; man baut die Mieten auf, die langgestreckten Hütten, ganz Dach, strohsteif, weil sich alle Garben gegeneinanderlehnen.

Dorfkinder fahren einen Handwagen. In die Schattenhöhle einer Miete setzen sie Kannen, Butter, Milch, die Pakete der Brote in alte Zeitungen gewickelt, die sich dunkel färben von schmelzendem Fett, die Kaffeekannen, hellblaue Emaille, abgestoßen vom Gebrauch.

Gut ist Im-Schatten-Sitzen, gelehnt an frisch knisterndes Stroh. Gut ist Durstlöschen mit dem bitteren Korngeschmack von heißem, hellbraunem Getränk, die Flasche hoch am Mund, Kehle glucksend; die Augen dankbar zu den ziehenden Wolkenballen in den Himmel gehoben.

Gut ist das starke Brot, geformt wie ein Mühlstein. Beim Schneiden knistert es vor Frische; weißgepudert ist seine Rinde von Mehl. Gut die kühle Feuchte des Quarks, gut Ausruhen, die Hände verschränkt unterm Nacken.

Pferde am Waldesrande

Im Schatten des Waldrandes stehen die Pferde, die Stangen der Gebisse hängen gelöst von ihren Mäulern. Mit zornigem Mitleid schlage ich mit flacher Hand die Bremsen, die den Bug der Gäule schwarz bedecken. Rot färbt sich meine Hand vom Pferdeblut, das sie sich eingesogen haben. Bös glühern die Regenbogenfarben ihrer Fliegelecken. Unruhig schlagen die Gäule mit den Schweifen und können doch nicht treffen, die sich festgesogen haben, an der nackten, geäderten Haut der Bäuche, an den Schenkeln. Mit einem Laubzweig schlage ich sie herunter, und mit langsamer Hand, damit die Pferde nicht erschrecken, wische ich die Peiniger aus den Winkeln der großen, geduldigen Pferdeaugen.

Sie spüren die Hand, die Füchse, und halten still. Sie schnuppern an meinen Taschen und: Ah, es ist Zucker darin. Sie klirren mit ihren Ketten, Hans und Liese, im Eifer wie ihre samtweichen Schnauzen, ihre vorsichtigen gelben Zähne ihn von der Handfläche schnuppern.

Garben aufladen

Wenn das Wetter sich hält, kann man bald einfahren.

Das ist schöne Arbeit: Garben aufladen, einstechen mit blanken Gabelzinken, die Muskeln des Unterarms spannen, daß die Adern unter der Haut sich bäumen. Hochschwingen mit sicherem Schwung genau zwischen die Hände des Stauers auf dem Wagen. Gleichmäßig im Rhythmus höherer Lust, je höher der Turm wächst auf dem Wagen. Hingerissen wird man von der eigenen Wucht, bezaubert von der eigenen Wut. Unter den Ninnsalen von Schweiß fühlt man sich leicht, man federt, ist unbändig stark. Man spuckt in die Hände und wird ganz verwachsen mit dem blanken, glatten Gabelstiel. Es knarren die Naben der Räder unter den Lasten. Verklungert sind die Zügel, steil steigen sie auf zur Höhe, wo unsichtbar dem Blick der Kutscher sitzt.

Schwarz färben sich Gras und Distel am Weg, vom Fett der Achsen. Es blasen die Pferdenüstern, geht es bergan. Auf den schweißnassen Rücken zucken die Spiegellichter der Sonne. Tief duckt sich der Knecht ins Stroh, wenn Baumkronen rauschend über das Dach des Wagens segnen.

Die schwarze Zauberin

Die wandernde Dreschmaschine kommt. Weit über die Gipfel fremder Forste hört man sie dröhnen. Wenn die weiße Dampfsäule der Lokomobile über die dunklen Wälder steigt, laufen ganze Dörfer ihr entgegen. Unter ihren Eisenrädern zermalmt sie die Waldwege, und die Zweige der jungen Schonung zittern, wie die Erde bebt. Hinter ihr gekoppelt der Wohnwagen des Heizers, schaukelnd wie eine Brautkutsche, der rote Riesenkasten der Dreschmaschine.

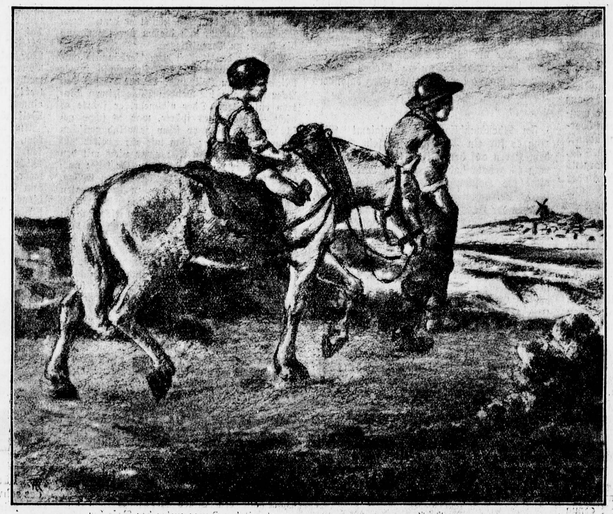
Es dröhnt und scheppert hinter den bebenden Wänden des Dreschkastens. Es rauschen die trockenen Halme und gleiten wie Wogen. Es taumelt der Treibriemen, weit gespannt vom Schwungrad der Lokomobile. Schwindlig wird der Blick, der den Riemen verfolgt, wie er hin und her zuckt.

Es wirbeln die Pleuelstangen, und die Arme des Flieh kraftreglers stehen waagrecht wirbelnd ab. Funken fallen hinter die durchlöcherten Stahlplatten der Feuerbuchse. Süß riecht der Wasserdampf, vermengt mit Dunst aus heißem Oel. Der Maschinist steht mit verschränkten Armen: ein Zauberer. Er beherrscht die Maschine mit ernstem Blick auf die Gläser, die Dampfdruck zeigen und Wasserstand.

Aus rüttelnder Schütte rinnt das gedroschene Korn, füllt die gespannten Säcke. Schwer ist es wie Gold.

Kahl sind die Felder. Erschöpft liegen sie und matt. Millionen Wunden sind die Stoppeln. Aus ihren Wühlgängen blinzeln die Feldmäuse in das zu grelle Licht, benommen wie nach einem Erdbeben. Die Hamster tragen mit prallen Backentaschen ihre Ernte ein. Mit rüttelnden Schwingen hängen in der Luft die Bussarde und Sperber.

Heinrich Hauser.



Feierabend

Bavaria-Verlag; Gauting von München

Ähren lesen

Ein rechtes Erntewetter hat uns der Himmel in den letzten Tagen beschert! Ununterbrochen sendet die Sonne die heißen Strahlen zur Erde, in wenigen Tagen sind die aufgestellten Garben ausgetrocknet. Wohl stöhnen die Städter und suchen Abkühlung auf irgend welche Art, doch der Landmann freut sich ob des prächtigen Erntewetters. Wie ausgestorben sind die Gutshöfe und Bauernhäuser, alle vorfügbaren Kräfte müssen zur Erntezeit helfen. Hochbeladene Erntewagen fahren die reife, trockene Getreidefrucht heim, Scheunen und Speicher sind bald gefüllt bis unter den Hahnenbalken. Schon summen allerorts Dreschmaschinen und die bereitgehängten Säcke füllen sich mit goldgelben Körnern. Gar reichlich wird auch in diesem Jahre Mühe und Arbeit des Landmanns belohnt.

Und jetzt zur Erntezeit singen die Kinder den alten Reim von der klappernden Mühle am rauschenden Bach, jenen alten Reim, den auch wir längst vor unserer Schulzeit kannten. Kinderstimmchen singen das Lied auch heute, und ich summe mit: „Klipp klapp, er mahlet das Korn zu dem kräftigen Brot und haben wir dieses, dann hals keine Not, klipp klapp, klipp klapp, klipp klapp."

***

Das tägliche Brot, Graubrot, Schwarzbrot, Weißbrot, Brötchen — haben wir alle das tägliche Brot? —

Zufrieden betrachtet der Landmann den reichen Erntesegen. Der Winter mag kommen, für uns ist gesorgt, hungern brauchen wir nicht, auch für den Verkauf ist noch genug übrig, auch für den Städter ist gesorgt! — Man könnte den Landmann um das Gefühl des Geschertseins in den langen Wintermonaten beneiden. —

Sechs Millionen Erwerbslose, zum Teil Familienväter sehen trübe in die Zukunft,

ihnen graut vor den langen Wintermonaten. Sommer, ewiger Sommer müßte sein! Werden wir alle das tägliche Brot jeden Tag auf dem Tisch haben?

***

Wenn auch die Bäckerläden jeden Tag mit den schönsten Backwaren in reichster Fülle ausgestattet sind, so ist doch schon das einfache Schwarzbrot für viele Menschen ein rarer Artikel geworden. Erinnern wir uns noch der Kriegsjahre, als die Bäckerläden nichts auszustellen konnten und das tägliche Brot auf Marken zugeteilt wurde? In den Jahren hatte man das Krümchen Brot achten gelernt. Auch heute ist wieder die Not ein Lehrmeister für Viele. Wenn es nicht so unsagbar traurig wäre, Menschen hungern zu sehen, man könnte sich wegen dieser Hochachtung des täglichen Brotes freuen.

Eine Schnitte Brot, weich ein begehrter Artikel! Väter sammeln die Butterbrote, die ihnen an den Türen gereicht werden, nur, um daheim die Kinder satt zu machen. Oft kann man erwerbslose Menschen beobachten, die einst auch bessere Tage gesehen, wie sie ungeniert auf der Straße ein empfangenes Butterbrot mit Heißhunger verzehren. Ganz selten noch findet man auf der Straße weggeworfene Brot- und Brötchenreste von übersatten Kindern. Vor einigen Jahren konnte man sich häufig genug darüber ärgern. Ja, wieviele Kinder kommen jetzt des morgens hungrig zur Schule, ohne ein Butterbrot oder Brötchen. Die Brotbüchse ist leer. Die Unterstützung noch nicht wieder fällig. —

***

Aehren lesen! Was sind das für Scharen von Frauen, Männern und Kindern, die am frühen Morgen aus der Stadt strömen, bepackt mit Körben, Säcken und Beuteln? Was sind das für Scharen von Menschen, die geduldig stundenlang am Feldrain sitzen und auf das Wegfahren der letzten Garbe warten? — Aehrenleser! — Kaum daß die letzte Garbe weggefahren ist, strömen die Scharen der Aehrenleser über das weite Stoppelfeld.

Aehrenleser hat es immer gegeben. Schon vor dem Kriege sammelten sich sparsame Menschen Hühnerfutter und Brotgetreide. Heute zählen die Aehrenleser nach Tausenden. Sehr reichlich ist der Tisch nicht gedeckt. Der sparsame Landmann hat den Acker kreuz und quer abgehackt, erst dann können die Aehrenleser den Acker betreten. Viele Landwirte geben den Acker ungehackt frei. In Deutschland wurden allerdings oft genug Polizei und Flurschutz herbeigerufen, wenn allzu ungeduldige Aehrenleser zu früh begonnen hatten. Wäre ich Landmann, ich hätte in diesem Jahre alle meine Aecker ungehackt freigegeben. Die Erwerbslosen hätten es den Bauern gewiß gedankt.

***

Eine Schar Aehrenleser erinnert mich immer an die wunderbare Brotvermehrung. — „Und sie sammelten die übrig gebliebenen Stücklein, und siehe, sie sammelten 12 Körbe voll." Ist dies nicht ein schöner Vergleich? Wieviel Säckchen und Beutel voll werden nach Hause getragen, Weizen und Roggenkörner, ein kleiner, bescheidener Vorrat für den Winter. Es werden wohl tausende von Zentnern sein, die in diesem Jahre in Deutschland durch Aehrenlesen zusammengetragen werden. Alle die kleinen Vorräte werden im kommenden Winter manchen Hunger stillen.

***

Mit Ehrfurcht hebt das Stadtkind die Aehre vom Boden, kein Körnlein darf verloren gehen. Jedes Körnchen hilft mit, ein Brot zu backen. Ein Laib Brot! Mit welcher Ehrfurcht zeichnete unser Vater vor dem Anschnitt mit dem Messer das Kreuz auf die obere Seite, nie duldete es die Mutter, daß das Brot auf der unrechten Seite, also auf dem Rücken, auf dem Tisch lag. Zur Ehrfurcht vor dem täglichen Brot wurden wir erzogen, auch heute zanken sich unsere Kinder wieder um das Känchen, das Knäpp-chen, oder die Rinde der Großmutter! Ja, auch heute glauben unsere Kinder wieder, daß der Genuß der Brotrinde ganz besonders schöne klare Augen bringt.

***

Im Abendmahlsaal zu Jerusalem! Was mag es für ein Brot gewesen sein, das vor dem Herrn auf dem Tische lag, welche Form mag es gehabt haben? Gewiß war es noch nicht die Hostienform. Mit welcher Ehrfurcht betrachteten die Apostel das Brot, welches der Herr soeben gesegnet und wunderbare Worte darüber gesprochen hatte! Doch nicht mehr Brot, — sondern Leib des Herrn! „Herr, Deine Rede ist hart!" Und doch, wenn es auch heute Tausende und Abertausende wieder nicht glauben wollen, die Rede ist noch heute wahr, — Leib des Herrn! Nach der hl. Wandlung nicht mehr Brot, sondern Leib des Herrn, nicht mehr eine natürliche Opfergabe, sondern Christus als Opfer!

Mit welcher Ehrfurcht nimmt der Priester die hl. Hostie in die Hände! Wieviele Weizenkörnchen sind wohl nötig, für den Teig einer kleinen Gläubigenhostie? Sind es 12 bis 15 Weizenkörnchen? 15 Weizenkörnchen oder mehr, eine reine und unbefleckte Gabe, gewachsen auf Gottes Erde, bestimmt zur heiligsten Verwandlung, und deshalb Gott so wohlgefällig. Begreifen wir jetzt die Ehrfurcht vor dem Weizenkörnchen, vor dem täglichen Brot? Ich kann das Weizenkörnchen nicht verachten, dessen Schwester vielleicht zur hl. Opferhandlung bestimmt ist.

***

Herr Gott! Der Du durch Deine große Güte uns wieder so reichen Erntesegen beschert hast, mache auch die fast, welche die übrig gebliebenen Stücklein sammeln. Erhalte aber alle Deine Gläubigen stets hungrig nach der Seelenspeise, nach den Weizenkörnchen und doch nicht Weizenkörnchen, nach Brot und doch nicht Brot, sondern nach Christus selbst! Laß uns Aehrenleser sein für die Scheunen des Himmels, unser tägliches Brot gib uns heute. Amen. T.

Ein Tippelbruder hängt im Baum

Von Josef Kamp

Um die Zeit der reifen Aepfel war es. Ein Tag, an dem Sonne und Wolken und Wind ihr wechselndes Spiel treiben. Ueber die Landstraße wandert Michel Krautkopf, der Waltzbruder, den schlaffen Rucksack auf dem Rücken, die verbogene Eisenbrille auf dem Nasenzipfen, das kurze Pfeifchen zwischen den gelben Zähnen und den dicken Wachholderknüppel in der braunen Faust. Er war mit Gott und der Welt zufrieden, der Michel Krautkopf. Wohl machte es ihm ein wenig Sorge, daß fern der Winter lauerte, aber immerhin war sein Tisch vorläufig noch an jedem Kartoffelfeld, an jedem Rübenacker und unter jedem Apfelbaum reichlich gedeckt.

Als er das schützende Dorfgehölz im Rücken hatte und auf die offene Landstraße kam, sprang ihm wütend der Sturm entgegen. Er schritt zwar kräftig dagegen an, aber nach einer guten Stunde hatte er sich so abgearbeitet, daß er im Straßengraben Rast nehmen mußte. Auch peinigte ihn ein Hühneraug' dermaßen, da er es im Vergleich zu seiner Qual für vorteilhafter hielt, ein Stück seines Stiefels zu opfern, damit d. kleine Zeh Luft bekomme.

Mit dieser Prozedur noch emsig beschäftigt, sah er vom Dorfe her einen Kraftwagen herankommen. Sofort hatte Michael Krautkopf seinen Plan gefaßt. Er zog schleunigst den Schuh über, sprang auf die Straße, schwenkte sein Filzhütchen und schrie dem Wagen entgegen: „Hola! Einhalt! Hola! Halt!"

Tatsächlich hielt der Wagen, wie er es gewünscht hatte. Und er faltete mit einem frommen Augenaufschlag die Hände und betzelte: „Herr Baron, nehmen Sie mich mit!"

Der Kraftwagenführer schien anfangs nicht geneigt zu sein; dann aber sprang ihm plötzlich der Schelm aus den Augen. „Ja", sagte er, „mein lieber Mann, ich will dich schon mitnehmen, aber kannst du das bezahlen?"

Michel Krautkopf kratzte sich hinter den Ohren.

„Ich will dir einen Vorschlag machen", erminterte ihn jener und lenkte Michels Aufmerksamkeit mit einem bedeutsamen Blick den Obstbäumen zu, die an der Landstraße standen. „Sieh mal, die Aepfel sind reif! Alle Aeste biegen sich! — Was liegt an einem Korb voll Aepfel? Kannst hinten aufsteigen und es soll dich garnichts kosten. Nur hast du hin und wieder einen Apfel vom Baum zu reißen und für mich aufzuheben. Das geht bequem, ich hab den Wagen hochgepackt mit vollen Säcken. Da legst du dich also hinten drauf und streckst nur dann und wann den Arm aus. Es kräht kein Hahn danach."

Michel Krautkopf hatte längst begriffen; er thronte oben auf den Säcken, ehe jener seine Erklärung beendet hatte.

„Nicht zu schnell fahren!" schrie er noch, da fuhr der Wagen auch schon los. Sakra! wie das ging! Michel Krautkopf wälzte sich auf seinen Säcken, die mit Mehl oder Gott weiß was gefüllt waren, und stieß die Beine vor Vergnügen in den Himmel. Nebenbei war er fleißig bemüht, seinem Wohltäter den zur Bedingung gestellten Dank einzuernten; er häufte den köstlichen Mundraub zwischen den Säcken zu einem stattlichen Berg.

Sie waren noch nicht lange gefahren, da sah Michel vor sich auf dem Felde, neben der Straße, eine Erntekolonne. Frauen lagen mit krummem Rücken langreihig in der Furche, während ein biederes Bäuerchen die Pferde trieb und mit dem Pflug die braunen Knollen aus der Erde brach.

Als Michel den Pflüger gewahrte, hatte der das Pferd schon angehalten und fuchtelte nun drohend den Pflugbengel durch die Luft. „Du Räuber!" schrie er, „was fällt dir ein! Das Straßenobst ist mein! Ich hab's vom Kreisfiskus gepachtet!"

In Fetzen trug der Wind die Worte dem Michel zu. Den Sinn verstand er sehr genau. Da er sich aber in seiner augenblicklichen Lage seiner Sicherheit wohl bewußt war, ließ er keineswegs ab von seinem räuberischen Werk, sondern beeilte sich einer noch emsigeren Wirksamkeit. Obendrein schnitt er dem Bäuerlein noch Fratzen, daß diesem vor Empörung die Haare zu Berge stiegen.

Was nun den Anstoß zum Verhängnis gab, mag der Himmel wissen. Jedenfalls spürte Michel in dem Zeitpunkt, da der Wagen den Acker überholte, die weichen Säcke seinem Hintern entgleiten. Oder vielmehr, er spürte es nicht — als er es spürte, war es schon geschehen. Da hing er schon zappelnd zwischen Himmel und Erde; hing wie ein zweiter Absalom baumelnd am Ast; zwar nicht mit den Haaren, aber mit den Händen. Er hatte nach einer besonders schönen Frucht greifen wollen, war mit seinem Griff aber zu hoch geraten und hatte so statt des Apfels den Ast erwischt.

Nun hing er da! Das Auto verschwand in der Ferne. Unter ihm aber entstand ein wilder Tumult. Als erster war der Hund des Bauern da, eine gefährliche Wolfsrasse. Wäre die nicht gewesen, er hätte immer noch Zeit gefunden, sich fallen zu lassen und zu flüchten. Aber so wie er seiner Sinne Herr wurde, stand auch schon das Vieh da unten und fletschte mit den Zähnen.

Dann war der Bauer da mit seinem Pflugbengel. Fast zu gleicher Zeit hatten die Buben die bei jeder Ernte zu finden sind, den Baum umringt. Und nach einer gar nicht langen Weile war auch das letzte Weiblein zur Stelle und starrte zu der baumelnden Menschenfrucht empor. „So", lachte das Bäuerlein schadenfroh und schwang verheißungsvoll den Pflugbengel. „So, Bürschchen, nun laß dich man sacken! Wolf paß auf! Faß ihn!" Heulend stellte sich das Hundevieh auf die Hinterbeine. Die Buben sprangen hin und her und konnten garnicht schnell genug einen Knüppel finden. Mit gierigen Augen standen sie dann im Kreise, sahen vom Bauer auf das Opfer, vom Opfer auf den Bauer und schmälerten aufgeregt mit der Zunge unter der Nase her.

Michel Krautkopf baumelte.

Aber er konnte nicht ewig baumeln, es mußte was geschehen! Wäre bloß der Hund nicht gewesen, zum Deubel auch, er hätte sich kalten Blutes fallen lassen! Aber nun war der Hund da, dieses Vieh!

So legte Michel Krautkopf sich aufs Bitten. „Sehr geehrter Herr Gutsbesitzer", winselte er, „wollen Sie die Güte haben, mich laufen zu lassen! Sie werden doch keinen armen Tippelbruder quälen! Ich hatte Hunger zum Erbarmen, und ein paar Aepfel machen Sie nicht ärmer. Bester Herr, lassen Sie mich laufen."

Der Bauer war nun keiner von den Schlimmsten; aber eine Lehre sollte der Bursche doch bekommen, das nahm er sich vor. „Ja nu, behalten will ich dich schon nicht, du Galgenstrick. Aber gänzlich ohne Strafe geht das nun ja auch nicht. Da wollen wir mal erst verhandeln!"

Also „verhandelten" sie. Der rächende Bauer von unten, der baumelnde Michel von oben. Etliche Buben schlugen vor: „Er soll sich von jedem eins hinten vorzimmern lassen!"

Leider wollte der Bauer das nicht. „Nein", sagte er, „ich weiß schon was Vernünftiges. Ich will dir was sagen, du Aepfelräuber, du Lausebengel! Zur Strafe hilfst du hier diesen Nachmittag bei der Kartoffelernte. Weiter soll dir dann nichts geschehen."

Nun flehte aber der baumelnde Michel Konzessionen zu erlangen. „Gut", rief er von oben, „einverstanden — aber mit einem Abendbrot nach Feierabend!"

„Angenommen!" erklärte das Bäuerlein.

„Den Hund fort!" forderte Michel.

Der Bauer besänftigte das Tier, und dann kam Michel Krautkopf mit einem weichen Plumps in Gnade.

Es geschah ihm nichts. Nur der Bauer sagte: „So! Also nun man los!" Und er wies ihm seine Arbeit an, die darin bestand, daß er die aufgelesenen Kartoffeln aus den Körben auf einen Sturzkarren kippen mußte. Das war ja keine große Kunst, und Michel wurde alsbald damit fertig.

Am Abend bekam er einen Berg Pfannkuchen vorgesetzt, und dann sagte der Bauer: „Kerl, ich mach dir einen Vorschlag: Weil das heute so gut gegangen hat, bleibe doch bis morgen. Ich kann dich noch verwenden. Und für die Nacht hast dann ein Bett und für morgen einen gedeckten Tisch."

Michel Krautkopf ließ sich das nicht zweimal sagen, er willigte gleich ein. Und der Bauer wies ihn in einer alten Mühlkammer ein Bett an, da könne er sich schlafen legen. Er solle sich aber ja nicht aus der Behausung wagen, denn der Hund beherrsche über Nacht unumschränkt den Hof.

Michel Krautkopf schlief wie ein Graf. Und am folgenden Morgen ging das wieder wie am Tage vorher. Nach dem Abendessen schlich Michel um die Pfosten wie ein anhängliches Hündchen; und als der Bauer nur den Mund verzog, da nickte er schon Einwilligung.

Und so kamen und gingen Tage und Wochen. Der Winter brach ins Land, Michel Krautkopf fühlte sich mollig wie ein Dachs im Bau. Der Bauer hielt ihn gern. Er hatte so allerhand Knüfelarbeiten, an denen sich sonst keiner vergriff, und die wurden nun alle fertig. Und so lebten sie beide, Bauer und Michel, in gegenseitiger Heimlichkeit von der schaffensfrohen Genugtuung, der größere Nutznießer zu sein.

Das ging so eine lange Zeit. So lange, bis die Stare in den Pappelbäumen hüpften und die Spatzen es von allen Dächern pfiffen, daß es Frühling werden wolle. Da blies Michel Krautkopf eines Morgens zu ersten Morgensuppe aus. Knurrend kapste der Bauer zum Mühlschafe, um den Siebenschläfer wachzutrommeln. Aber sieh — das Nest war leer! Und Wolf, das Hundevieh, hatte nicht einmal Protest gebellt — weit Michel und Wolf längst dicke Freunde geworden waren.

Als der Bauer dann aber auf den Acker kam, hätte ihn der Schlag bald lang hingeworfen. In dem Baum des Schicksals baumelte Michel! Oder nein, er baumelte schon nicht mehr, er hing schon ganz still, rührte schon kein Glied mehr! Schnaufend lief der Bauer hinzu, um den Unglücklichen abzuschneiden.

Aber da war der Michel nur ein Strohkerl!

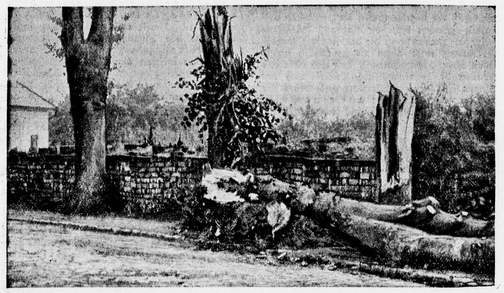
Streifzug durch die Woche

Bienenvater und Regierung — Berufsständische Ordnung — Philosophie der Hitze — Straßen führen auf und ab — Ein kluger Mann

Dieser Bienenvater hatte die Ruhe weg, wie man so sagt. Die Königin der ausschwärmenden Tierchen hatte sich ihm auf den Rücken gesetzt; es ist ein tolles Summen um ihn herum, und die Leute sind erschrocken, als wäre ein Unglück geschehen. Mein Bienenvater aber zieht sich seelenruhig den Rock aus und birgt die kostbare Traube des goldenen Schwarmes in den honigsüßen Korb. Wer ist dieser Bienenvater? Es könnte eine Regierung sein, der sich die gelieblen Tiere auf den Rücken gesetzt haben. Sie summen gefährlich, sie haben Stacheln, sie sind äußerst radikal. Wird es gelingen, sie in den Korb zu bringen, wo diese wilden Gesellen endlich anfangen müssen, schöne Zellen zu bauen, einen vorbildlichen Staat zu entwickeln und tüchtig Honig heimzubringen? Oder werden sie den Rücken des Bienenvaters zerstechen, so daß ihm alle Lust vergeht, sich weiter mit so stacheligen Schwärmen einzulassen?

Was im Vordergrund der Politik geschieht, ist gewiß wichtig, viel wichtiger aber, was sich im Hintergrunde vollzieht. Schließlich werden doch Gleichgesinnte zu Gleichgesinnten stoßen. Gewisse Sozialisierungsprogramme tauchen gefährlich am Horizont auf. Nun ist gewiß Verstaatlichung noch keine Sozialisierung. Denn nicht jede Verstaatlichung braucht sich auf dem Boden sozialistischer Programme zu vollziehen. Es kann sogar sein, daß sehr ernste Gründe für die Verstaatlichung gewisser Industrien sprechen; man denke nur an den Bergbau im Ruhrgebiet. Nur glaube ich nicht, daß hier das Hauptproblem liegt. Das ist vielmehr zu suchen in der Richtung der berufsständischen Wirtschaftsordnung. Die wieder setzt einen Gesinnungswandel voraus, der schließlich entscheidend ist. Spannungen zwischen der Arbeitnehmerschaft, bzw. Angestelltenschaft und Arbeitgeberschaft und Kapital wird es immer geben, auch in der berufsständischen Ordnung. Aber diese natürlichen Spannungen werden geringer werden, wenn einmal ein Zustand geschaffen worden ist, der beide Partner förmlich zueinander zwingt, wie die Natur es selbst will. In Wirklichkeit ist doch da eine Werksgemeinschaft, und in Wirklichkeit leidet unter der Krise der Besitzer nicht weniger als der Abhängige. Vom Staate gut kontrollierte Selbstverwaltung ist der Verstaatlichung auch in der Kohlenförderung vorzuziehen, aber das freundschaftliche Verhältnis von Arbeiter und Arbeitgeber ist unbedingte Voraussetzung dafür. Der Arbeiter sieht das leichter ein als sein Herr; den Herren aber muß man darum gerade heute nahelegen, daß der Zustand, wie er jetzt ist, unter gar keinen Umständen so bleiben wird. Warum erlebt man von jener Seite her so wenig Förderung jener berufsständischen Ordnung, die doch unter solchen Umständen durchaus das geringere Uebel auch für den Menschen wäre, der nur noch aus Profitgier bestände — was wir keineswegs ganz allgemein von der genannten Menschenklasse behaupten möchten. Wie gut wirkte es, als vor einiger Zeit sich die Katholischen Gesellenvereine in aller Oeffentlichkeit für die Förderung einer Ordnung einsetzten, die nach dem Bankerott aller anderen Systeme der einzige Ausweg bleibt.

★



Das Unwetter in Norddeutschland

Große Teile der Nord- und Ostseeküste, sowie des Weser- und Unterelbegebietes sind von einem folgenschweren Unwetter heimgesucht worden, das im Anschluß an die drückende Hitze der letzten Tage ausbrach. Eine mächtige Windhose deckte zahlreiche Häuser ab und sperrte ganze Chausseezüge durch umgestürzte Bäume. Besonders schwer hauste das Unwetter in Hitfeld. Hier wurden in wenigen Sekunden 40 Häuser vollkommen abgedeckt und, wie unser Bild zeigt, mehr als mannsdicke Bäume wie Streichhölzer geknickt.

Der neue italienische Botschafter

Der italienische Botschafter in Berlin, Orsini Baroni, wird in Kürze abberufen. Zu seinem Nachfolger wird der gegenwärtige Botschafter in Rio de Janeiro, Vittorio Cerruti, ernannt werden.

Rücktritt des schwedischen Ministerpräsidenten

Der schwedische Ministerpräsident Ekmann hat seinen Rücktritt erklärt, der vom König angenommen wurde. Die übrigen Mitglieder der Regierung bleiben noch im Amt.

Wochenrundschau

Donnerstag, 18. August: Prof. Piccard unternimmt von Düsendorf (Schweiz) aus einen neuen Stratosphärenflug, der ihn in Höhen bis 16 000 Meter bringt und erfolgreich verläuft. — Der Reichstag wird auf den 30. August einberufen. — Deutsche Funkausstellung in Berlin eröffnet. —

Freitag, 19. August: Reichsregierung und Reichsbank einigen sich über das neue Arbeitsbeschaffungsprogramm, das bei 200—250 Millionen RM Finanzierung für 150 000 Arbeit bringen wird. — Dr. Goereke wird Reichskommissar für Arbeitsbeschaffung. — In Beuthen beginnt der Mordprozeß gegen Potempaer Nationalsozialisten.

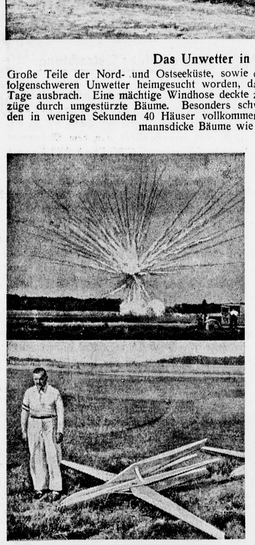
Samstag, 20. August: Der preußische Landtag wird auf den 1. Sept. zusammenberufen. — In Ottawa unterzeichnen die Partner das wichtige Abkommen zwischen England und Kanada, das letzteren bedeutende Vorzugszölle einräumt. — Der frühere Bundeskanzler Dr. Schober in Wien gestorben. — Paul Keller in Breslau entschlafen.

Sonntag, 21. August: In Berlin spricht man von einem „Kabinett der Generalstäbler" unter Führung des Generals von Schleicher. — Die Hebung der „Niobe" schreitet voran. Das Schiff ist schwimmfähig, dreißig Tote werden geborgen. — Die Nachwuchsspiele in Chikago bringt den Deutschen große Erfolge.

Montag, 22. August: Fünf Nationalsozialisten werden wegen Ermordung eines Kommunisten zum Tode verurteilt. Die Presse und Leitung der NSDAP protestiert und droht. — Im Oldauer Aufruhrprozeß erhalten Reichsbannerleute schwere Zuchthausstrafen. — In Ottawa wird ein Abkommen zwischen England und Südafrika unterzeichnet, das der Union Präferenzen einräumt.

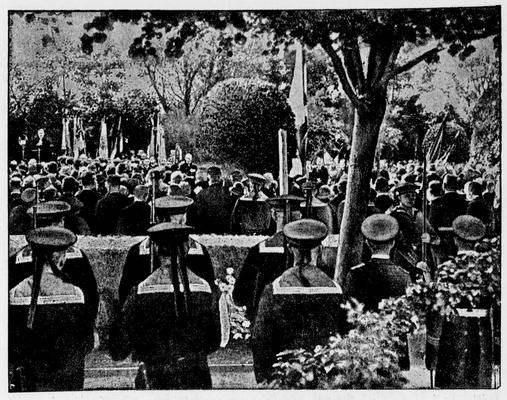
Dienstag, 23. August: Sympathiekundgebungen Hitlers an die in Beuthen zum Tode Verurteilten. Die Reichsregierung warnt die NSDAP vor Aufschwung. — In Kiel werden 22 Opfer der „Niobe" in ergreifender Feier bestattet. — Dr. Schober in Wien beigesetzt. — In Zoppot wird eine schwere Kommunistische Bluttat aufgedeckt.

Mittwoch, 24. August: Dr. Luther spricht in Dortmund auf dem Genossenschaftstag über die Währungsfragen. — Im ganzen Reiche Urteile der neuen Sondergerichte mit schweren Zuchthausstrafen. — Große Erfolge Deutschlands beim Europarundflug.



Die neuen Raketenversuche bei Osnabrück

Der durch seine Raketenversuche bekannte Ingenieur Tilling führte bei Osnabrück neue Versuche durch mit Raketen, die eine Kombination mit dem Flugzeug darstellen. Die Raketen steigen wie alle anderen Raketen auf und kehren, nachdem die Treibladung verbraucht ist, vermöge ihrer Flügel im Gleitflug zur Erde zurück. — Unser Bild zeigt oben eine vorzeitig explodierende Rakete, unten den Ingenieur mit einem Raketenmodell.



Der Niobe-Tragödie letzter Akt

Auf dem Garnisonfriedhof in Kiel fand jetzt die feierliche Beisetzung der aus dem Schiffsrumpf geborgenen Niobe-Toten statt.

Der Schwur am Yserkreuz

Am sogenannten Yserkreuz bei Dixmuiden fand eine gewaltige Flamenkundgebung statt, zu der sich etwa 120 000 Flamen eingefunden hatten. Im Mittelpunkt der Feier stand die Ueberführung der Leichen von sieben flämischen Frontkämpfern, die nach flämischer Sitte auf Planwagen aufgebahrt waren, von denen unser Bild einen zeigt. Im Hintergrund das gewaltige Yserkreuz. Während der Ueberführung der Toten sprach die Menge mit erhobenen Händen den Schwur von Flandern.

Gefangenen, eines Familienvaters mit vielen Kindern, einer Mutter, die nicht mehr weiß, wie sie die kleinen Schnäbleln alle füllt und wie sie die Rechnungen für Kleider und Schuhe bezahlt, alles das weiß man erst, wenn man wenigstens ein Stücklein davon erlebt hat. Dann ist man nicht erstaunt, daß Menschen klagen. Dann bewundert man am Ende die, die nicht klagen.

Ich lese da eben in einem Buch von Georg Schäfer „Straßen führen auf und ab", das im Gildeverlag erschienen ist. Der Autor erzählt ganz schlicht von seinem schweren Schicksal. Er kennt die Qualen einer Liebe, die leidvoll warten muß, bis sie am Ziel ist. Er weiß, wie schnell eine Handlung in der Leidenschaft geschieht, für die man nachher lange büßen muß. Er ist wirklich die Straßen auf und ab gegangen, um Arbeit zu suchen. Und darum glaubt man auch, wenn er nun erzählt, wie er sich dennoch durchgerungen hat. Er hat der Wirklichkeit tatsächlich ins Auge geschaut und Stirn gegen Stirn sie überwunden. Wie sagt doch der alte kluge Freund zu ihm: „Der Mensch steht immer vor der Wirklichkeit, wenn sie ihm unangenehm ist. Wenn schlechte Zeiten kommen, sucht er den Schuldigen. Das ist das Merkwürdige, er findet ihn auch.

Früher war das einfacher. War die Kuh krank, so hatte sie eine böse Nachbarin verhext. Gab es Mißernten, Hagel, Seuchen, Kriege, so trug der Teufel die Schuld. Wer trägt denn die Schuld an unserm Unglück? Einige sagen, es wäre das System. Sie meinen damit die Regierung. An Gott glauben sie nicht. Dafür soll die Obrigkeit alles geben: dem Mieter niedrigen Mietzins, dem Hausbesitzer hohe Einkünfte, dem Bauern erdenkliche Preise, dem Leidter billige Lebensmittel, dem Arbeitslosen Arbeit und dem Rentner sichere Renten. Und weil sie das nicht kann, so machen sie es wie der Neger, der seinen Gott, der ihn nicht erhört, in die Ecke schmeißt und seinen Zauberer tötet: das System muß beseitigt werden . . .

Noch einmal. Ich höre, man will die Hohenzollern zurückrufen. Ob etwas Wahres daran ist, weiß ich nicht. Aber mich erinnert das an ein Wort, das mir einmal ein ungarischer Ministerpräsident sagte, als ich nach der Rückkehr der Habsburger fragte. Er sagte: Wir rufen unsern König wieder, wenn den Tag nach seiner Krönung das Brot um die Hälfte billiger werden kann . . . Das schien mir ein kluger Mann zu sein.

Der Mann im Monde.

Italiens Unglückssträhne beim Europa-Rundflug

Der italienische Europaflieger Suster ist mit seiner Bredamaschine unweit Albenga (Italien) abgestürzt. Der Pilot, den unser Bild zeigt, erlitt so schwere Verletzungen, daß für sein Leben gefürchtet wird. Sein Begleiter, der Sportredakteur Bono, wurde auf der Stelle getötet. Dieser Unfall ist auf einen Flügelbruch zurückzuführen.

Der schnellste Europaflieger

Mit einer sensationellen Leistung wartete beim Europarundflug der deutsche Flieger Seidemann auf. Die 2500 km lange Etappe Rom—Paris bewältigte er in einem Tage, so daß er mit gewaltigem Vorsprung in der französischen Hauptstadt als Erster eintraf. Der Stundendurchschnitt seiner Heinkelmaschine betrug etwa 250 km.

§ Im Labyrinth der Rechtsfälle §

Teppichkauf mit Hindernissen

Von

Amtsgerichtsrat Heidemann

Der Doktor Kräuter kommt freudig und eifrig nach Hause. „Heute habe ich einen wundervollen Fang getan!" So begrüßt er seine junge Frau; und er beeilt sich, ihr umständlich zu erzählen, daß er durch einen fabelhaften Gelegenheitskauf einen kleineren orientalischen Teppich erworben habe. „Solch ein Stück hat uns lange gefehlt. — Ich weiß nicht, ob er besser vor Deiner Chaiselongue oder unter dem Klubsessel an der Rauchtischecke liegen wird. — Wundervolle Muster, herrliche Farben und vor allem lächerlich billig." Er reibt sich befriedigt die Hände. „Einen Kelim dieser mittleren Größe können wir wirklich gebrauchen. Teppiche, sagt man, sind auch eine gute Kapitalsanlage", verwollständigt die junge Frau seine Lobsprüche. „Das habe ich gut gemacht? Nicht wahr? — Nun lobe mich doch gebührend." Noch kann hat die Frau Doktor dies ausgiebig getan, da läutet es auch bereits, und der Geschäftsbote rollt den Teppich vor den erstaunten Augen der Hausfrau auf. Er erhält seinen kleinen freudig hingegebenen Botenlohn und entfernt sich. Die Entscheidung über den Platz des neuen Wertstücks der Wirtschaft ist bald getroffen. Diesmal ist es die Rauchtischecke des Hausherrn; für die Vorlage vor die Chaiselongue ist der Teppich etwas zu groß. Am Nachmittag erscheint der Assessor Fachmann, ein vertrauter Freund des Doktors, zur Tasse Kaffee. Wie gewohnt, wird der Kaffee am Rauchtisch gereicht. Kaum hat man sich hier niedergelassen, als der Assessor, ein gewiegter Kunstkenner, auch sofort das neue Stück entdeckt. Man erzeht sich noch einmal, um genau zu schauen und zu werten. Die kritischen Blicke des Gastes begleitet der Hausherr mit Ausdrücken der Befriedigung und der Freude. — „Wie gefällt er Dir? Aber bitte, ganz offen. Ich weiß, Du verstehst etwas von diesem Kunstgewerbe." Auch die Hausfrau bittet um ein offenes Urteil: „Bitte, ohne Scheu, wie gefällt er Ihnen? Sie brauchen uns nicht zu schonen. Es bringt uns nicht aus der Fassung, wenn er vor Ihnen nicht unbedingt bestehen sann."

Der Assessor stellt sich noch einmal mit Kennermiene ihn und schaut unverwandt auf den Teppich. „Was hast Du für den Teppich bezahlt?" — „Ich habe ihn sehr billig bekommen. — Er kostet nur 68 Mark. Ich sah ihn im Schaufenster hängen; er war als „günstiges Angebot" bezeichnet. — Ich war schon vorbeigegangen, kehrte aber doch zurück: mir gefallen die Farben sehr." Nach eine kurze Betrachtungspause. „Nach dem Augenmaß berechnet, handelt es sich um 2 Quadratmeter Teppich. Und es ist auch zweifellos ein orientalisches Stück." Hierbei schüttelt der Assessor die eine Ecke des Teppichs zurück, um das Gewebe von der Rückseite zu betrachten. „Die Bezeichnung „günstiges Angebot" ist nicht gerade unrecht. Sie werden böse sein, gnädige Frau, wenn ich den Teppich nicht unbedingt lobe." „Ich möchte Ihr aufrichtiges Urteil hören. Herr Assessor." — „Der Teppich hat mehrere in die Augen springende Webefehler und an verschiedenen Stellen sind Farbstarben festzustellen, die bei näherer Betrachtung unbedingt auffallen." — „Wie ärgerlich", sagte der Doktor, „ich gebe den Teppich zurück." „Das kannst Du nicht; der Teppich ist nicht gerade billig, er ist aber auch nicht zu teuer bezahlt. Du bist mit dem Preis keinesfalls betrogen." „Ich wollte eine Kapitalsanlage in ihm haben. — Aergerlich!" „Das ist er bestimmt nicht in besonderem Maße. Der Wert ist durch die Fehler immerhin bedingt." —

Sie hatten sich inzwischen wieder niedergesetzt. — „Behalte den Teppich und laß Dir die Freude an ihm nicht verkümmern. Du würdest eine Rücknahme des Teppichs durch den Verkäufer niemals durchsetzen können. Es handelt sich um Fehler, welche der Verkäufer Dir nicht arglistig verschwiegen hat; er hat Dir ja die Möglichkeit den Teppich genau zu prüfen nicht beschränkt. Du hättest ihn genau ansehen müssen. In solchem Falle besteht keine Verpflichtung, Dich noch, zumal bei dem Preise, auf die Fehler besonders hinzuweisen. Die Fehler beschränken das Stück auch nicht in der Tauglichkeit zum Gebrauch. Du wirst mich sogleich verstehen, wenn ich Dir noch zwei andere Fälle vortrage. Du kaufst ein Buch und stellst zu Hause fest, daß mittendrin 16 Seiten fehlen; verschentlich also ein Druckbogen ausgelassen ist. Das Buch ist niemals zum Gebrauch geeignet. Der Verkäufer muß es zurücknehmen. Die Verstümmelung einer Rolle, das Buch von Anfang bis zu Ende durchzublättern, ob nicht etwa einige Seiten fehlen, kann Dir keiner vorwerfen. Und der andere Fall: Du kaufst einen Sack mit Aepfeln, der bereits fertiggemacht Dir vorgewiesen wird, und nimmst ihn sofort im Wagen mit. Oben wundervolle Aepfel, in der Mitte aber und unten vorwiegend minderwertige. Offensichtlicher Betrug! Niemand wird von Dir verlangen, daß Du den Sack noch einmal hättest ausschütten lassen müssen, ob auch im ganzen Sack Aepfel gleicher Art wie obenauf enthalten sind. Dies konntest Du vielmehr nach der Sachlage auf Treu und Glauben annehmen. In diesen beiden Fällen besteht keine verkehrsübliche Pflicht der Prüfung; wohl aber bei dem Kauf Deines Teppichs." — Werdie Augen nicht auftut, tut den Beutel auf.

Verschollen und für tot erklärt

Von

Justizinspektor Nagelsbieck, Essen

Häufig liest man in der Zeitung, daß Personen spurlos verschwunden sind, sei es, daß sie einem Verbrechen zum Opfer gefallen sind oder daß sie sich freiwillig entfernt haben, ohne ein Lebenszeichen zu hinterlassen. Es ist klar, daß man diese Leute nicht sofort als tot ansehen kann. Andererseits kann man nach Ablauf einer längeren Frist, wenn keinerlei Kunde von dem Leben einer Person zu erlangen ist, vermuten, daß sie gestorben sei. Nicht selten haben auch bestimmte Personen ein Interesse daran, daß amtlich festgestellt wird, ob eine verschollene Person noch lebt. So z. B. die Ehefrau, die sich wieder verheiraten will, oder die Erben usw.

Das Gesetz läßt darum die Todeserklärung Verschollener unter gewissen Voraussetzungen zu. Die Todeserklärung selbst erfolgt im Wege des Aufgebotsverfahrens durch die Amtsgerichte. Sie hat die Wirkung, daß der für tot Erklärte als in dem Zeitpunkt verstorben gilt, den das Urteil als Todestag feststellt. Es treten damit die gesetzlichen Rechtsfolgen ein. So kann z. B. die Ehefrau wieder heiraten. Allerdings gilt die frühere Ehe nicht bereits mit der Todeserklärung, sondern erst mit der Schließung der neuen Ehe als aufgelöst. Lebt der für tot erklärte Ehegatte noch, kommt also z. B. ein für tot erklärter Kriegsteilnehmer zurück, so bleibt die neue Ehe gültig, es sei denn, daß beide Ehegatten bei der Eheschließung von seinem Leben gewußt haben. Der Zurückgekehrte kann also nicht die Wiederherstellung seiner früheren Ehe verlangen; wohl aber kann er die Herausgabe seines Vermögens von den Erbschaftsbesitzern fordern.

Den Antrag auf Todeserklärung kann der gesetzliche Vertreter des Verschollenen, z. B. der Vater, ein gerichtlich bestellter Abwesenheitspfleger, sowie jeder bestellen, der ein rechtliches Interesse an der Todeserklärung hat, z. B. die Ehefrau, ein Erbe, ein Gläubiger. Der Antrag kann privatschriftlich eingereicht oder auch vor den Urkundsbeamten des Antragsrichts zu Protokoll erklärt werden; dabei sind die zur Begründung des Antrages erforderlichen Tatsachen glaubhaft zu machen.

Allgemein ist die Todeserklärung zulässig, wenn seit zehn Jahren keine Nachricht von dem Leben des Verschollenen eingegangen ist. Sie darf jedoch nicht vor dem Schluß des Jahres erfolgen, in welchem der Verschollene das 31. Lebensjahr vollendet haben würde. Ein am 9. Dezember 1900 Geborener kann also frühestens zum 1. Januar 1932 für tot erklärt werden. Bei über 70 Jahre alten verschollenen Personen ist jedoch nur eine fünfjährige Frist des Verschollenseins erforderlich. Das Verschollensein rechnet von dem Schlusse des Jahres ab, in dem der Verschollene nach den vorhandenen Nachrichten noch gelebt hat. Z. B. konnte die Todeserklärung eines am 9. Dezember 1850 geborenen Ausgewanderten, von dessen Leben im Februar 1916 die letzte Nachricht vorlag, frühestens am 1. Januar 1922 (über 70 Jahre alt) erfolgen, während, wenn der Verschollene am 9. Dezember 1860 geboren wäre, in diesem Falle frühestens zum 1. Januar 1927 die Todeserklärung ausgesprochen werden konnte.

Erleichtert ist die Todeserklärung in Fällen der Kriegs- und Seeverschollenheit sowie bei Unglücksfällen.

Personen, die als Angehörige einer bewaffneten Macht an einem Kriege teilgenommen haben, während des Krieges vermißt worden und seit dem verschollen sind, können bereits drei Jahre nach dem Friedensschluß ohne Rücksicht auf ihr Alter für tot erklärt werden. Ist ein Friedensschluß nicht erfolgt, so beginnt die dreijährige Frist mit dem Schlusse des Jahres, in welchem der Krieg beendet worden ist. Als Todestag gilt der Tag des Friedensschlusses bzw. der Schluß des Jahres, in welchem der Krieg beendet worden ist.

Besondere Bestimmungen gelten für die verschollenen Kriegsteilnehmer aus dem Weltkriege. Hier ist die Verschollenheitsfrist auf ein Jahr abgekürzt. Als Todestag ist im allgemeinen der 10. Januar 1920 anzunehmen.

Bei Seeverschollenheit, wenn jemand bei einer Seefahrt auf einem während der Fahrt untergegangenen Fahrzeug sich befunden hat und seitdem verschollen ist, ist die Todeserklärung schon nach Ablauf eines Jahres nach dem Untergang zulässig. Steht der Untergang des Schiffes nicht fest, so wird derselbe vermutet, wenn das Schiff an seinem Bestimmungsort nicht eingetroffen ist oder in Ermangelung eines festen Reisezieles nicht zurückgekehrt ist.

Ist aber das Schiff selbst nicht untergegangen, jemand aber über Bord gegangen und sieht sein Tod nicht mit Sicherheit fest, so kann er nur nach den allgemeinen Bestimmungen, also nach Ablauf von zehn bzw. fünf Jahren für tot erklärt werden.

Wenn jemand sich sonst in Lebensgefahr befunden hat und seitdem verschollen ist, so kann er für tot erklärt werden, wenn seit dem Ereignis drei Jahre verstrichen sind. Ist also jemand z. B. bei einem Erdbeben, einer Ueberschwemmung, einem Eisenbahnunglück verschollen, so kann er frühestens drei Jahre nach dem Ereignis für tot erklärt werden. Als Todestag ist dann der Tag des Ereignisses auszusprechen.

Sind mehrere bei einer gemeinsamen Gefahr umgekommen, so wird vermutet, daß sie gleichzeitig gestorben sind. Sind also z. B. Vater und Sohn bei einem Schiffsunglück umgekommen, so sollen, falls nichts anderes ermittelt wird, beide als gleichzeitig gestorben. Diese Feststellung kann z. B. für die Erbfolge sein. Denn der Vater würde dann so beerbt, als ob der Sohn, der Sohn dagegen so, als ob der Vater nicht mehr gelebt hätte.

Wer bekommt noch das Armenrecht?

Die Prozesse im Armenrecht kosten den Staat jährlich erhebliche Summen. Die hierfür maßgebliche Notverordnung vom 6. Okt. 1931 hat nun, um eine Ersparnis zu erzielen, Einschränkungen gemacht.

Bisher bestimmte die Zivilprozeßordnung in § 114: „Wer außerstande ist, ohne Beeinträchtigung des für ihn und seine Familie notwendigen Unterhalts die Kosten des Prozesses zu bestreiten, hat auf Bewilligung des Armenrechts Anspruch, wenn die beabsichtigte Rechtsverfolgung oder Rechtsverteidigung nicht mutwillig oder aussichtslos erscheint." —

Mutwillig ist die Rechtsverfolgung z. B. bei einer Klage, für die gar kein Anlaß gegeben worden ist: ein Kaufmann verklagt einen Kunden auf Zahlung des Kaufpreises, ohne daß der Käufer bisher im geringsten Anderes hätte geltend gemacht hat, die Zahlung hinauszuschieben. Nunmehr ist die beabsichtigte Rechtsverfolgung auch dann als mutwillig anzusehen, wenn anzunehmen ist, daß eine nicht das Armenrecht beanspruchende Partei nach der ganzen Sachlage, insbesondere auch wegen der geringen Aussicht auf eine Vollstreckung, den Prozeß nicht führen würde.

Künftig genügt es nicht mehr, daß die Rechtsverfolgung nicht aussichtslos erscheint, vielmehr muß die beabsichtigte Rechtsverfolgung Aussicht auf Erfolg bieten. Das ist natürlich ein großer Unterschied, wenigstens in der Theorie. Sehr wohlwollend gehandhabt, erscheine jedoch diese neue Bestimmung in der Praxis nicht von so großem Unterschied zu sein. Was nicht aussichtslos erscheint, braucht nicht immer Aussicht auf Erfolg zu haben. Das gilt für alle Fälle, in denen sich bei an sich berechtigtem Vorbringen des Klägers in tatsächlicher Hinsicht Beweisfragen des Klägers und Beklagten gegenüberstehen und es schließlich auf die Beweiswürdigung ankommt. Aber „Aussicht" ist ein recht dehnbarer Begriff.

Nach Möglichkeit sollen vor der Entscheidung über das Armenrechtsgesuch die Angaben des Gesuchstellers nachgeprüft werden. Besonders soll der Gegner grundsätzlich gehört werden. Das Gericht kann die Glaubhaftmachung der tatsächlichen Angaben seitens des Gesuchstellers verlangen, auch Urkunden oder, daß er eventuell auch eine eidesstattliche Versicherung abgibt. Unter diesen Umständen dürfte sich mancher hüten, das Armenrecht zu beantragen, was besonders auf dem Gebiete der Vollstreckungsklagen und Drittwiderspruchsklagen der §§ 767, 771 ZPO. zu begrüßen ist. Versteht es doch mancher faule Schuldner, die Zwangsvollstreckung dadurch über Gebühr hinauszuschieben, daß er unter Angabe von falschen Tatsachen, insbesondere durch Vernichtung unrichtiger aber lückenhafter Aufstellungen, mit dem Armenrecht Vollstreckungsgegenklage betreibt.

Wenn in vermögensrechtlichen Streitigkeiten (Zahlungsansprüchen) die arme Partei imstande ist, die Prozeßkosten zum Teil zu bestreiten, so wird das Armenrecht nur mit der entsprechenden Einschränkung bewilligt. Wegen des Bruchteils tritt dann die Befreiung von der Berichtigung der Gerichts- und Anwaltskosten nicht ein. — Nach der Notverordnung ist nun auch in nichtvermögensrechtlichen Streitigkeiten (z. B. Ehesachen, insbesondere Scheidungsprozessen) eine nur teilweise Bewilligung des Armenrechts zulässig.

H. Miltrup

Gefundene Sachen

Eine rechtliche Betrachtung

Wer eine verlorene Sache findet und an sich nimmt, übernimmt mit der Besitzergreifung neben den Rechten auch die Pflichten eines Finders. Der Finder hat dem Verlierer, — d. i. der Besitzer, dem die Sache abhanden gekommen ist, ohne daß dieser weiß, wo sie sich befindet, — dem Eigentümer oder sonstigen Empfangsberechtigten sofort Mitteilung zu machen. Sind die Empfangsberechtigten der Person oder dem Aufenthalt nach unbekannt, so ist bei Werten von über 3 RM der Polizeibehörde sofort Nachricht zu geben. Der Finder ist zur Aufbewahrung der Fundsache verpflichtet und haftet bei event. Beschädigung oder Verminderung der Sache für Vorsatz und grobe Fahrlässigkeit. Er ist jedoch berechtigt und auf Verlangen auch verpflichtet, die Fundsache der Polizeibehörde zur Aufbewahrung zu übergeben. Bei Herausgabe des Fundes muß sich der Finder Gewißheit darüber verschaffen, daß er die Sache auch einer zur Empfangnahme befugten Person herausgibt. Dem Verlierer darf er sie jedoch immer aushändigen, selbst wenn sie diesem nicht gehört. Leichtverderbliche Sachen und solche, deren Aufbewahrung unverhältnismäßig hohe Kosten verursacht, hat der Finder öffentlich versteigern zu lassen und hiervon der Polizeibehörde vorher Mitteilung zu machen. Die öffentlichen Versteigerungen können nur von einem Gerichtsvollzieher oder einem sonstigen dazu befugten Beamten erfolgen. Die notwendig entstehenden Unkosten für Verwahrung und Erhaltung der Sache sowie für Ermittelung der Empfangsberechtigten kann der Finder ersetzt verlangen. Ein Anspruch auf den gesetzlich festgesetzten Finderlohn sowie bis zur Bezahlung des Finderlohnes zu verweigern. Der gesetzliche Finderlohn beträgt von dem Werte der Sache bis zu 500 RM fünf vom Hundert, von dem Mehrwerte eins vom Hundert, bei Tieren stets eins v. H. Verheimlicht der Finder den Fund auf Nachfrage oder meldet er den Fund nicht, obwohl er dazu in der Lage und (bei Werten über drei Mark) auch dazu verpflichtet ist, so hat er keinen Anspruch auf Finderlohn. Die Fundsache bzw. der Barerlös hierfür geht ein Jahr nach gemachter Anzeige, und falls diese nicht erforderlich war, nach dem Finden in das Eigentum des Finders über, selbst wenn die Sache der Polizeibehörde zur Aufbewahrung übergeben wurde (vorausgesetzt, daß der Verlierer nicht bekannt geworden ist). Nach Ablauf dieses Jahres, nachdem das Eigentum an der Fundsache bereits auf den Finder übergegangen ist, kann der Verlierer oder der Geschädigte binnen dreier Jahre immer noch Wertersatz von dem Finder insoweit verlangen, als dieser ungerechtfertigt bereichert ist.

Wer eine Sache in den Geschäftsräumen oder den Beförderungsmitteln einer öffentlichen Behörde (Eisenbahn, Straßenbahn usw.) oder in einer dem öffentlichen Verkehr dienenden Verkehrsanstalt (Postamt usw.) findet und an sich nimmt, hat den Fundgegenstand sofort an die betreffende Behörde oder Verkehrsanstalt oder an einen ihrer Angestellten abzuliefern. Wenn solche Fundsachen nicht abgeholt werden, wird die Behörde bzw. die Verkehrsanstalt nicht dagegen der Finder Eigentümer der Sache. Insbesondere entsteht bei solchen Funden auch kein Anspruch auf den gesetzlich festgesetzten Finderlohn

Timmermann

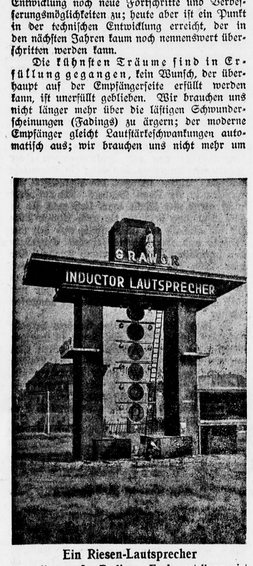
Im Zeichen des Empfängers

Automatische Trennschärfe, selbsttätiger Fadingausgleich, regelbarer Klangcharakter. Der Superhet regiert. Optischer Stationsmelder erleichtert Einstellung

Von Willi Schmoller

Die diesjährige Funkausstellung, die in diesen Tagen zu Berlin ihre Tore öffnete, bedeutet in der technischen Entwicklung des Empfängerbaus einen Markstein, der zweifellos eine neue Epoche des Rundfunkempfangswesens einleitet. Wir haben in der Entwicklung des Rundfunkes mehrere deutlich sich abhebende Etappen erlebt: den Uebergang vom Detektor zum Röhrengerät, den Uebergang vom Batterie-Empfänger zum Netz-Empfänger usw. Keiner dieser Entwicklungsstufen kommt die Bedeutung zu, welche der jetzt erreichte Grad der technischen Durchbildung des Rundfunkempfängers für sich in Anspruch nehmen darf; denn ständig ließ die Entwicklung noch neue Fortschritte und Verbesserungsmöglichkeiten zu; heute aber ist ein Punkt in der technischen Entwicklung erreicht, der in den nächsten Jahren kaum noch nennenswert überschritten werden kann.

Die kühnsten Träume sind in Erfüllung gegangen, kein Wunsch, der überhaupt auf der Empfängerseite erfüllt werden kann, ist unerfüllt geblieben. Wir brauchen uns nicht länger mehr über die lästigen Schwunderscheinungen (Fadings) zu ärgern; der moderne Empfänger gleicht Lautstärkeschwankungen automatisch aus; wir brauchen uns nicht mehr um



Ein Riesen-Lautsprecher

Für die große Berliner Funkausstellung ist dieser Lautsprecher erbaut worden, der mit seinen Ausmaßen alles bisherige in den Schatten stellt. Einen Eindruck von der Größe vermittelt der Vergleich mit den Arbeitern.

die Trennung benachbarter Sender zu bemühen; der moderne Empfänger trennt sie völlig selbsttätig voneinander; wir brauchen keine Rückkopplung, keine Antennenkopplung mehr zu bedienen; der moderne Empfänger besitzt beides nicht mehr; wir brauchen die Kreise unseres Mehrkreisempfängers nicht mehr einzeln auseinander abzustimmen: der moderne Empfänger trägt die Abstimmkondensatoren aller variablen Kreise auf einer Welle, so daß sie durch einen einzigen Abstimmknopf ohne Nachstimmung (Korrektur) bedient werden können. Wenn man noch hinzufügt, daß eine Tonblende die Möglichkeit gibt, den Klangcharakter der Wiedergabe den individuellen Ansprüchen anzupassen und Störungen in den hohen Frequenzen wegzunehmen, und daß die Abstimmskala natürlich auf Kilohertz oder die Stationsnamen geeicht ist, so daß das Aufsuchen eines bestimmten Senders gar keine Schwierigkeiten mehr bereitet, so dürfte ohne weiteres klar sein, daß der moderne Rundfunkempfänger tatsächlich keinen Wunsch mehr unerfüllt läßt.

Der hochwertige Empfänger der neuen Epoche steht im Zeichen zweier technischer Errungenschaften, die ihn grundlegend vor seinen Vorgängern auszeichnen: Bandfilter und Fadingausgleich.

Die Notwendigkeit einer scharfen Trennung der Frequenzen benachbarter Sender hat zunächst dazu geführt, daß breit und eifrig nach Mitteln gesucht wurde, um eine Verschärfung der Abstimmkreise zu erreichen, ohne daß aber damit nicht recht weitergekommen, weil diese Maßnahme nicht die zur völligen Abschneidung der unerwünschten Frequenzen erforderliche rechteckartige Resonanzkurve liefert. Um zu diesem Ziel zu gelangen, benutzt man jetzt sogenannte Bandfilter, das heißt zwei ziemlich fest gekoppelte Abstimmkreise, welche die sonst spitze Resonanzkurve verbreitern. Die Wirkung des Bandfilters kann aber nur dann voll ausgeschöpft werden, wenn man eine besondersartige Schaltung des Gerätes verwendet, die sogenannte Superheterodyn-Schaltung. Das ist der Grund, warum heute im Zusammenhang mit der Forderung nach hoher Trennschärfe der Superhet-Empfänger an die erste Stelle gerückt ist. Allerdings ist er wegen des größeren Aufwandes an Röhren usw. teurer als der gewöhnliche Mehrkreis-Empfänger. Im allgemeinen liegt der moderne Superhet mit eingebautem dynamischem Lautsprecher in der Preislage von rund 400 RM.

Ein zweites Kennzeichen des modernen Empfängers ist der selbsttätige Ausgleich der Lautstärkeschwankungen, die durch Schwankungen der Feldstärke des empfangenen Senders hervorgerufen sind (Fadings). Das Prinzip, auf dem er beruht, besteht darin, daß man den Verstärkungsgrad der Feldstärke umgekehrt proportional macht. Dann wächst die Verstärkung an, wenn die Feldstärke abnimmt, sie nimmt ab, wenn die Verstärkung wächst. Für eine derartige selbsttätige Regulierung der Verstärkung sind die alten Röhren aber nicht brauchbar. Es mußten vielmehr neue Röhrenarten entwickelt werden, die sich durch eine sogenannte exponentiale Charakteristik kennzeichnen. Erst die Schaffung dieser Exponentialröhre machte den automatischen Fadingausgleich und in dieser technisch einfachen Form möglich. Empfänger mit automatischem Fadingausgleich haben noch einen weiteren Vorteil: sie bringen jeden Sender, sei es den Ortssender, sei es ferne Sender, stets mit der gleichen, einmal vom Hörer eingestellten Lautstärke. Ein Ueberschreien des Lautsprechers ist unmöglich gemacht, eine weitere Regelung der Lautstärke wird überflüssig.

Ein weiteres Kennzeichen des modernen Empfängers ist die sogenannte Tonblende, die vielfach auch als Schwingdämpfer, Tonmodulator, Tonsiebe u. ä. bezeichnet wird. Sie bringt die Möglichkeit, den oberen Teil des Frequenzbandes mehr oder weniger stark abzuschneiden und dadurch das Klangbild je nach Geschmack und Art der Darbietungen härter oder weicher zu machen. Beschneidet man den oberen Frequenzteil, so werden aber auch alle Störgeräusche, die hier liegen (Ueberlagerungspfeifen, Nadelgeräusche bei der Schallplattenwiedergabe usw.), weitgehend unterdrückt; der Tonmodulator wirkt also — wenigstens für die höheren Frequenzen — als Stördämpfer.

In seiner Bedienung ist der moderne Empfänger erheblich vereinfacht worden. Mit dem Einschalter ist zugleich der Umschalter für lange und kurze Welle und den Tonabnehmer verbunden; indem man den Apparat einschaltet, schaltet man ihn zugleich auf eine der drei Stellungen. Für die Abstimmung, d. h. das Einstellen der Stationen, ist nur noch ein einziger Knopf vorhanden. Zwei weitere Knöpfe, von denen der eine die Lautstärke, der andere den Klangcharakter regelt, brauchen nur gelegentlich bedient zu werden. Ist das Gerät einmal auf die günstigste Lautstärke und Klangfarbe eingestellt, so genügt zur Einstellung verschiedener Sender allein der Abstimmknopf: man ist dem Ideal der Einknopfbedienung erheblich nahegerückt.

Die Abstimmskalen sind überall groß und breit durchgebildet und geben den ganzen Wellenbereich und damit alle Stationsnamen — mögen sie ein für allemal auf der Skala aufgetragen oder durch Vorsatzschildchen nachträglich aufgesetzt sein — immer völlig überdeckbar wieder. Bei der Betätigung des Abstimmknopfes wandert nicht mehr die Skala, sondern es bewegt sich ein Zeiger oder Faden über die Skala hin. In besonders eleganter und praktischer Weise hat die Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft bei ihren neuen, großen Empfängern das Problem der Einstellung gelöst. Diese Empfänger besitzen ein ungewöhnlich großes, aus zwei Doppelsensitern bestehendes Ablesefeld, auf dem die Lage derjenigen Sender, die regelmäßig empfangen werden sollen, ein für allemal festgehalten wird, indem der Hörer Schildchen mit den Stationsnamen an den entsprechenden Stellen einsetzt. Bedient man den Abstimmknopf, so wandert ein schmaler Lichtstreifen über die transparente Skala und man braucht nun nur den Abstimmknopf solange zu drehen, bis dieser Lichtstreifen das Stationsschildchen des gewünschten Senders deckt, um diesen Sender einzustellen und zu hören. Durch eine technisch sehr simreiche Konstruktion ist erreicht, daß der Lichtstreifen, nachdem er die eine Hälfte des Doppelsensters bestrichen hat, beim Weiterdrehen auf die andere Hälfte übergeht und auch diese bestreckt. Dieser sogenannte optische Stationsmelder ermöglicht sodenfalls eine bequemere Einstellung der Stationen, als alle bisherigen Skalen.

Europas größte Funkschau

Der größte Ultrakurzwellensender der Welt. — Was Reichspost, Reichsrundfunkgesellschaft und Heinrich-Hertz-Institut zeigen. — Fernstationen, die sich selbst melden

Es ist nicht immer vorteilhaft, bevorstehende Ereignisse mit großen Versprechungen anzukündigen, denn meist wird man — infolge übergroßer Versprechungen — enttäuscht, wenn das Ereignis zur Wirklichkeit wird. Anders aber ist es bei der 9. Deutschen Funkausstellung, die soeben ihre Pforten eröffnet hat. Schon wochenlang vorher machte man die Besucher auf die Wunder, die ihrer harren würden, neugierig. Es will schon etwas heißen, wenn man sagen kann, daß selbst die hochgespannten Erwartungen nicht enttäuscht werden. Alles in dieser Ausstellung ist großzügig. Angefangen von der ungeheuren Hallenfläche — es sind 25 000 Quadratmeter — bis zu dem größten Ultrakurzwellensender der Welt, bemüht man sich, diese Ausstellung mit Superlativen auszustatten. Man hat eine Sendehalle mit 10 000 Sitzplätzen eingerichtet, man hat den tauersten neben den billigsten Apparat gestellt, kurzum, man hat sich bemüht, eine Ausstellung zu schaffen, die man mit Recht die größte Europas nennen kann. Reichspost, Reichsrundfunk und Heinrich-Hertz-Institut haben ihrerseits Sonderausstellungen veranstaltet, die die größte Anziehungskraft auf das Publikum ausüben dürften.

Die Reichsrundfunk-Gesellschaft zeigt unter anderem ein eigenes Tonfilm-Theater, in dem während der Dauer der Ausstellung jeweils neue Rundfunk-Tonfilme vorgeführt werden. Man sieht dort in einem geschickt zusammengestellten Film, mit welchen Fehlern die Rundfunkübertragungen früher behaftet waren, und wie man es verstanden hat, fast alle diese Fehler auszumerzen. Man gewinnt einen Ueberblick über den ungeheuren Fortschritt, den die Rundfunkübertragung in neun Jahren gemacht hat. Kein Wunder, daß dies Kinotheater, zu dem der Eintritt frei ist, ständig überfüllt ist. Ebenso interessant ist das Schallplattenarchiv der Reichsrundfunk-Gesellschaft. Auf langen Holztafeln sindet man die Namen all jener Prominenten verzeichnet, von denen Stimmaufnahmen vorhanden sind, und man kann ebenso die Stimme eines berühmten Sängers hören, wie die temperamentvolle Rede eines Politikers. Sehr instruktiv ist auch die große Ausstellung der Störschutzgeräte. Da sieht man in der Praxis alle Mittel, die zu Entstörung elektrischer Apparate verwandt werden. Man findet dort eine Reihe von Geräten, die entstört und nicht entstört im Betriebe vorgeführt werden. Für diese Vorführungen hat man einen besonderen, elektrisch abgeschirmten Raum geschaffen, damit die anderen Abteilungen nicht unter Störungen zu leiden haben. Ebenso gibt es eine wertvolle Uebersicht über das gesamte Rundfunkschrifttum. Dagegen ist die Abteilung, die die Beziehungen des Rundfunks zur bildenden Kunst kennzeichnen soll, weniger geglückt.

Am meisten umfangert ist die Sonderausstellung der Reichspost, die sür das Fernsehen eingerichtet ist. Man hat zu diesem Zweck einen Ultrakurzwellensender in Betrieb gesetzt, der der größte der Welt sein dürfte. Auch bei den Fernsehempfängern sind neue Modelle ausgestellt, daneben sieht man sogenannte Fernseh-Abtastgeräte. Einige Konstruktionen weisen eine neuartige Lösung auf. Man hat nämlich einen Film zwischengeschaltet, um das Fernsehen von Personen und Objekten zu erleichtern.

Nicht minder interessant ist die Sonderschau des Heinrich-Hertz-Instituts. Dort findet man eine Zusammenstellung elektrischer Musikinstrumente. Zahlreiche bekannte Instrumente weisen elektrische Zusätze auf, daneben gibt es wieder andere, neuartige Apparate, unter anderem diejenigen sür Theremin-Musik. Man sieht eine elektrische Orgel, eine elektrische Geige und ein elektrisches Cello. Bei letzteren Instrumenten wird die schwingende Saite mit Hilfe magnetischer Abnahme zur Erzeugung von elektrischen Strömen herangezogen.

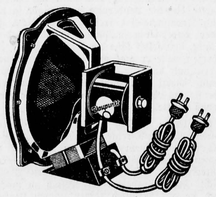
Was nun die Apparate betrifft, so ist zweifellos eine weitgehende technische Vervollkommnung bei erheblicher Senkung der Preise zu verzeichnen. Die teueren Apparate weisen meist die sogenannte Einknopfbedienung auf. Vermittels wandernder Lichtstreifen kann man mühelos erkennen, welche Station man gerade gefunden hat. Man kann dann diese Station durch bestimmte Merkmale auf der Skala kennzeichnen und braucht später nicht wieder mühevoll danach zu suchen. Für ältere Empfänger gibt es Vorsatzgeräte. Auch bei kleineren Apparaten hat man die Bedienung so einfach wie möglich gestaltet. Eine große Firma nennt ihre Skala der Fernstationen „optische Stationsmelder".

Ein besonderes interessantes Experiment kann man noch in der Ausstellung bewundern, die den stärksten Ultrakurzwellensender der Welt zeigt. Mit Hilfe dieser Kurzwellen und einer Kohle wird dort ein Lichtbogen erzeugt, der so heiß ist, daß der umgebende Luftschichtort verbrennt, so daß die helle Flamme mit einem braunroten Ring verlosen ist. So kann man denn mit Recht behaupten, daß die 9. Deutsche Funkausstellung jedem Interessenten eine Fülle des Sehenswerten bietet.

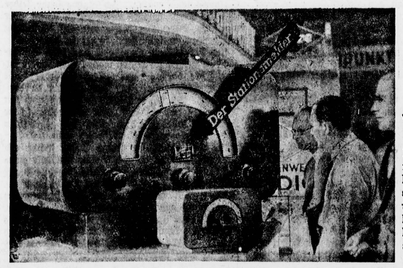
Die große Sensation

Auf der diesjährigen Funkausstellung, die im Zeichen der Exponentialröhre steht, spielt der Blaupunkt 4000 — bereits in vielen tausend Exemplaren verbreitet — eine führende Rolle. Der Empfänger Blaupunkt DW 4000 ist

ein Dreikreis — Wechselstrom — Vollnetzempfänger, der mit 4 Mehrgitterröhren ausgerüstet ist. Die beiden ersten Schirmgitterröhren arbeiten als Hochfrequenz — Verstärkerröhren in Drosselkopplung auf das dritte Rohr, das als Detektor in Anodengleichrichtung geschaltet ist und in reiner Widerstandsverstärkung das Endrohr, eine moderne Pentode, aussteuert. Als Hochfrequenzverstärker finden die modernen Exponentialröhren Rens 1214 Verwendung, als Detektorrohr das bewährte Schirmgitterrohr Rens 1204 und als Endrohr die moderne Pentode Res 374. Die Lautstärke-Regelung erfolgt unter Ausnutzung der Eigenschaften der neuen Exponentialröhren in einfachter Weise durch Regulierung der Gittervorspannung.



Der neue dynamische Blaupunkt-Lautsprecher „M"



Ein bemerkenswertes Stück der Funkausstellung

Ein Riesenapparat mit eingebautem Lautsprecher und selbständigem Stationsmelder, der in Leuchtschrift den Namen der Station angibt, die man zur Zeit hört.

Die neue Pfarrei

Von Hans Adalbert Berger

Das geschieht manchmal, wenn der aufgedunsene Leib einer Großstadt mehr und mehr Raum für sich beansprucht und sich ihn von dorther nimmt, wo es bisher nur braune Aecker und grüne Wiesen gab: daß eines Tages auch Kirchtürme aus der neu bebauten Erde wachsen. Eine neue Pfarrgemeinde ist gleichzeitig entstanden, die nun wie eine blühende Schar von Kindern unter den wachsamen Augen der Mutter Kirche sich tummelt. Aber nicht nur die frisch Zugezogenen gehören ihr an; es ist mitunter ein gewaltsamer Schnitt durch die angrenzende alte Pfarrgemeinde erforderlich, eine Verwaltungsmaßnahme, die die Außenbezirke des alten Kirchspiels an das neue angliedert. Verdankt doch die neue Pfarrei gerade dem Umstand ihr Entstehen, daß die Seelsorge einer schnell zunehmenden Menschenzahl nicht mehr gewachsen und eine Entlastung der überbürdeten Geistlichen deshalb unumgänglich war.

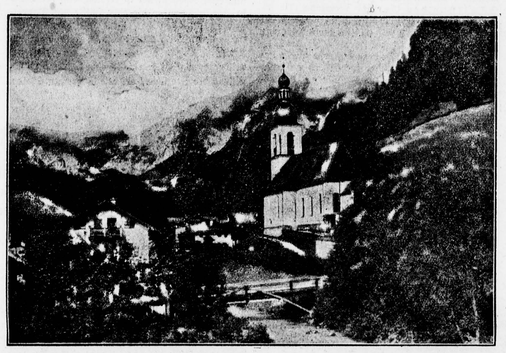
Eine alte Frau traf diese Neuerung wie ein schwerer Schlag. Frau Grabow, eine Witwe in den hohen Sechzigern, wohnte in einer Straße, durch die gerade mittendurch die Trennungslinie ging, derart, daß die westliche Straßenhälfte noch zur alten, die östliche jedoch schon zur neuen Pfarrei zählte. Und eben auf dieser östlichen Seite stand ihr Haus: wie die Reihen zweier feindlicher Heere standen sie jetzt links und recht gegenüber, vor kurzem noch in Friede und Eintracht verbunden.

Dieses Haus hatte Frau Grabow gleich nach ihrer Hochzeit bezogen, hier hatte sie ihre Kinder geboren und alle die vielen glücklichen Jahre ihrer Ehe verlebt, bis eine tückische Krankheit ihr den Mann von der Seite riß. Inzwischen waren auch die Kinder ihre eigenen Wege gegangen, das eine dahin, das andere dorthin, und nur der älteste Sohn hielt ihr und seiner Vaterstadt die Treue. Dieser Sohn besaß selbst schon mehrere Kinder, denen zulieb er ein kleines Siedlungshaus draußen vor der Stadt erworben hatte, wo Sonne, Luft und Licht eine vollkommene und dazu ganz kostenlose Dreingabe waren. Das Haus, am äußersten Rand des Stadtteils gelegen, gehörte nun ebenfalls zu der neuen Pfarrei, die sich stadtwärts bis zu der bewußten Straße mit dem Haus der Witwe Grabow erstreckte.

So war also ein Weg vorhanden, der es der vereinsamten Witwe hätte erleichtern müssen, den Anschluß nicht nur an die Familie ihres Sohnes, sondern auch an die neue Kirche und den neuen Seelsorger zu finden. Aber von ihrer Schwiegertochter trennte sie eine zu verschiedene Denkweise in Erziehungs- und überhaupt in wichtigen Lebensfragen, als daß sie sich zu einem regelmäßigen Besuch hätte bereitfinden können. Nur die Kinder, sobald sie größer waren, fanden sich gern bei ihrer Großmutter ein — schon weil sie niemals mit leeren Händen von ihr gingen. Mit der neuen Kirche aber verhielt es sich ähnlich wie mit den Anschauungen ihrer neuen Tochter: sie stammten beide aus einer anderen Zeit, deren strenge Sachlichkeit und nüchterne Gefühlsarmut ihrem eigenen Wesen schärfstens widersprachen. Welcher Gegensatz zwischen diesem Notkirchlein, dessen kahle Wände getüncht waren und wo auf der Empore statt einer brausenden Orgel nur ein armseliges Harmonium quiekte — und dem feierlichen, altehrwürdigen Gotteshaus, das schon durch seinen Anblick zum Gebet stimmte!

Frau Grabow war sich der Ungerechtigkeit ihres Verhaltens zwar dunkel bewußt, aber mehr noch, als sie es von sich aus getan hätte, wurde sie durch die Vorhaltungen ihres Sohnes, der von verschrobenen und altertümlichen Ansichten sprach, in ihrem wunderlichen Eigensinn bestärkt. Sie vermochte nicht einzusehen, warum ihr bisheriges Leben, in rechtschaffener Arbeit und Gottesfurcht verbracht, für die paar Jährlein, die sie noch zu leben hatte, noch einmal eine andere Wendung bekommen sollte. Denn nichts anderes war es doch, wenn man sie aus ihrem angestammten Kirchspiel vertrieb — wie aus dem Paradies, ergänzte sie für sich. In dieser Kirche hatte sie ihre Kinder über die Taufe gehoben, hier durfte sie die erhebende Feier des Weißen Sonntags mit ihnen begehen, hier war die einzige Tochter zum Traualtar geschritten und war schließlich das feierliche Requiem für ihren seligen Mann gehalten worden. Und wo gab es zum zweiten Mal einen Seelsorger wie den guten alten Pastor Börsig, der ihre geheimsten Sorgen und Anliegen ganz zu den seinigen machte und noch in den schwierigsten Fällen ein tröstendes Wort, einen praktischen Rat hatte? Wie Undank und Verrat erschien es, was man ihr da zumutete.

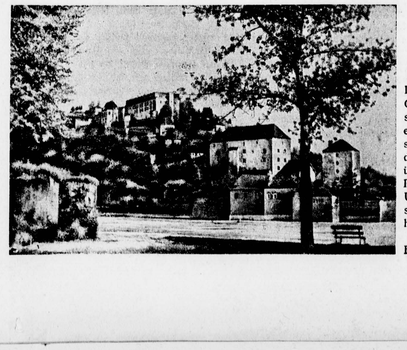
Nein, sie dachte nicht daran, auf ihre alten Tage noch umzulernen und einem bürokratischen Beschluß zu Willen zu sein! Wo blieben da die dämmrigen Andachtsstunden vor Sankt Antonius, dem Altar ihres Lieblingsheiligen. In die winters nur schwach erleuchtete Kirche warfen die ihm zu Ehren brennenden Kerzen während der Frühmesse einen flackernden Schein zurück, zusammen mit den Priesterworten beim heiligen Opfer jene traute Atmosphäre bildend, in der sie sich wie zum Himmel emporgetragen fühlte. Hier hatte sie ihr überkommenes Plätzchen, das wußten die übrigen Beter und räumten es ihr bereitwilligst ein. Sie betete aber nicht nur, sie handelte auch im Sinne ihres Heiligen,



wenn sie dem Pastor ihre regelmäßigen Gaben für die Armen der Pfarrei — so wenig sie auch von ihrer schmalen Witwenrente dafür erübrigte — oder die Tränen verschämter Armut selber trocknen half. Dies alles sollte sie aufgeben oder, wenn nicht aufgeben, so doch heimlich und gewissermaßen nur geduldet fortsehen?

Pastor Börsig, mit dem sie darüber sprach, hatte durchaus Verständnis für die Unmöglichkeit, daß die Altersmutter, die in der Nähe ihrer Pfarrei für Frau Grabow bedeutete. Sein Gotteshaus wie sein Pfarrhaus stehe ihr ja genau so wie früher jederzeit offen, hatte er ihr gesagt, aber umsonst ließe sich der Beschluß der Kirchenbehörde nun einmal nicht. Er sprach ihr auch sonst gut zu, bemerkte, daß die Aenderung im Grunde ja nur eine Formsache sei, freilich eine solche, die jeder respektieren müsse. Und ob sie denn glaube, ihm selbst säße die Sache so glatt? Im übrigen wolle er mal mit seinem Amtsbruder reden und den für sie so schwierigen Uebergang, soweit überhaupt etwas zu tun war, für sie ins Reine bringen, ohne daß sie etwas davon merkte.

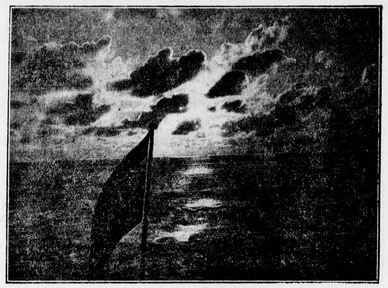
Sie hatte wirklich nichts davon gemerkt, keinen Ruck und keine irdische Erschütterung, als sie von einem bestimmten Tage an zur neuen Pfarrei zählte. Der neue Seelsorger unterließ es im Laufe der nächsten Wochen nicht, Frau Grabow einen Besuch zu machen und sie als Mitglied seiner jungen Kirchengemeinde besonders herzlich willkommen zu



Von der Bergfeste zum Heimatmuseum

Die alte Bergfeste Oberhaus in Passau ist jetzt, zu einem Heimat-Museum umgestaltet, der Oeffentlichkeit übergeben worden. Passau und seine Umgebung sind besonders reich an historischen und prähistorischen Funden aller Art.

Sonnenuntergang auf der Nordsee



Von einem Borkum-Dampfer aus aufgenommen von Ad. Hentschke, Paderborn.

kirchgang einige Male wirklich die Richtung nach dem nunmehr zuständigen Gotteshaus ein. Aber immer wieder langte sie schließlich in ihrer alten Kirche an, kniete und betete sie dann nur umso inbrünstiger vor ihrem heiligen Antonius, Pastor Börsig schüttelte, wenn er die Beterin sah, nur mit einem heimlichen Lächeln den Kopf, als wollte er sagen: Man muß die alten Leute lassen, wie sie sind!

★

An einem Wintermorgen, als eben in der Kirche zu St. Anton die Frühmesse ihrem Ende zu ging, gab es plötzlich einen erregenden Zwischenfall: eine alte Frau war in ihrer Bank mit dumpfem Aufschlag in Ohnmacht gefallen. Einige Männer, die hinzueilten, erkannten in ihr Frau Grabow. Da ein Arzt nicht gleich zur Stelle war, ließ man sie in ihre Wohnung bringen, wo auch Pastor Börsig sich alsbald um sie bemühte und der nur flüchtig aus ihrer Bewußtlosigkeit Erwachenden ungesäumt die letzte Oelung spendete. Sie war schon für immer hinübergeschlummert, als ihr neuer Seelsorger ebenfalls eintraf und ihr gemeinsam mit seinem Amtsbruder nur noch ein Vaterunser in die Ewigkeit nachrufen konnte.

So schlich sich die Witwe Grabow beinahe heimlich aus der Welt, noch bevor in wenigen Wochen ihr ältestes Enkelkind zum ersten Mal an den Tisch des Herrn trat — am Weißen Sonntag, auf den der junge Pfarrherr alle Hoffnung gesetzt und alle Anstrengung verwandt hatte, um Frau Grabows starren Sinn vielleicht doch noch für sein verkanntes Notkirchlein zu gewinnen

Die Statuenmörder von Meran

Aus den Jugenderinnerungen des Ameisenpaters E. Wasmann S. I.

P. Wasmann, der berühmte, vor einiger Zeit verstorbene Ameisenpater, der Sohn des erst auf der Jahrhundertausstellung deutscher Kunst 1900 wieder entdeckten Malers Wasmann hat seine Lebenserinnerungen der Nachwelt hinterlassen, in denen viele schöne und interessante Episoden aus seinem Elternhause enthalten sind. Diese Erinnerungen erscheinen gegenwärtig in den „Stimmen der Zeit", der bekannten von Jesuiten geleiteten Zeitschrift, die einen der lebendigsten Beiträge der deutschen Katholiken zum geistigen Ringen unseres Volkes um die Bewältigung seiner Lebensprobleme darstellt.

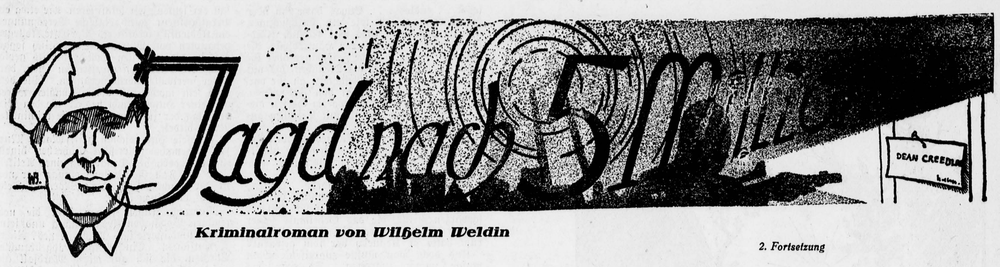
Als ich etwa sieben Jahre alt war, hatte die Kurverwaltung von Meran auf den „Anlagen" an der Passer unterhalb der Stelle, wo der damalige „kleinerne Steg" nahe bei der Lenosburg über die Passer führte, in einem Rondell einige Mitglieder des griechischen Olymps als Statuen aufgestellt, die an hochgradiger Kleiderarmut litten. Man wollte damit dem modernen Geschmack eines gewissen Kurpublikums entgegenkommen. Täglich gingen die Schuljungen, die von Obermais nach Meran in die Schule mußten, über den steinernen Steg und blieben dann vor den Statuen stehen, um sie als Attitüden zu betrachten. Das tat aber ihrem sittlichen Empfinden nicht gut. Zumal ein Tiroler Bauernkind nicht gewöhnt ist, nackte Statuen als „bloße Kunstfiguren" à la Brentano zu tarieren. Die Eltern verschiedener Kinder merkten das bald an ihrem Benehmen, und es wurde beschlossen, im Notfall den Uebelstand nach guter alter Tiroler Sitte durch Selbsthilfe zu beheben. Keine offizielle Eingabe an die „hohe Kurverwaltung", kein Versuch, bei Nacht und Nebel die Statuen von ihren Sockeln einfach in die reißende Passer zu stürzen, wo sie in tausend Scherben gegangen wären. Nachher hätte man ja sagen können: Das haben „wir" nicht getan — und es wäre vielleicht schwer gewesen, die Täter herauszufinden. Nein, das war ihnen zu einfach. Und vielleicht auch zu diplomatisch. Eines schönen Mittags zwischen 11 und 12 Uhr kam der Bauer Gasthofer mit einigen seiner Knechte ganz gemütlich von Obermais her den steinernen Steg, als die Anlagen von zahlreichen Kurgästen belebt waren. Sie trugen Steinhämmer auf der Achsel. Die Kurgäste meinten wahrscheinlich, die Bauern wollten am Rande der Passer Steine klopfen gehen. Und sie hatten sich nicht getäuscht. Gasthofer und Genossen stellten sich in aller Ruhe, ohne ein Wort zu sagen, um die kleidernackten Statuen herum und begannen, sie mit mächtigen Hammerschlägen zu zerkleinern. So ruhig und geschäftsmäßig, als ob sie von der Kurverwaltung dafür gut bezahlt wären. Die herumstehenden Kurgäste sperrten zwar Augen und Mund weit auf ob dieser Barbarei. Aber sie wagten keinen Widerspruch. Das war auch das Klügste, was sie tun konnten. Sonst wären am Ende ihre Köpfe mit denen einer Venus oder eines Apollo unangenehm verwechselt worden. Als die Bauern mit den Steinklopfen fertig waren, nahmen sie ihre schweren Hämmer wieder über die Achsel und zogen ab. Ebenso wortkarg wie sie gekommen waren.

Sofort wurde natürlich wegen dieses „Statuenmordes" gerichtliche Anzeige durch die Kurverwaltung erstattet. Und Gasthofer mußte einige Wochen nach Bozen, um dort zu „brummen". Aber die Meraner Kurverwaltung hatte doch vorläufig die Lust verloren, derartige Statuen auf den Anlagen wieder aufzustellen. Wenigstens bis zum Jahre 1875, wo ich Meran verließ, erschienen sie nicht mehr. Die hammerfeste, allerdings um das Eigentumsrecht zu wenig bekümmerte Bauernlogik der vollendeten Tatsachen hatte das beste zustande gebracht als hundert Zeitungsartikel gegen die „skandalösen Nuditäten".

Mein Vater und ich hatten herzliche Freude an diesem Statuenmord. Er führte mich später noch öfters an die Stelle des Mordtat am steinernen Steg und erzählte sie wieder, obwohl ich sie längst schon wußte. Ich glaube sogar selber aus der Ferne damals zugesehen zu haben, eher ohne die Bedeutung dieser wie auf Bestellung erfolgenden Steinklopferei sofort zu begreifen.

Als der biedere Gasthofer aus dem Gefängnis von Bozen kam, machte mein Vater sich eine Ehre daraus, den „Statuenmörder" mit seinem Steinhammer auf dem Rücken zu porträtieren. Ich sah das Bild später oft noch mit Vergnügen an; es war aber nur eine schöne Zeichnung ohne Farben. Wo das eigentliche Bild hingekommen ist, weiß ich nicht.

Als der Gasthofer einige Jahre später mit anderen Tirolern in Rom eine Audienz beim Heiligen Vater Pius IX. hatte, bezeigte dieser ihm seine Huld, als er von der Geschichte hörte. Aber er soll doch zu einem ihn begleitenden Monsignore ganz still gesagt haben: „Dio mio, laß mir den nur nicht in mein vatikanisches Museum! Sonst schlägt er mir alles kurz und klein!" — Für die Echtheit dieser Anekdote vermag ich mich allerdings nicht zu verbürgen.



Kriminalroman von Wilhelm Weldin

2. Fortsetzung

„Habe ich nicht recht?" fragte der Detektiv, als er ihre Hand in der seinen hielt (ein paar Sekunden zu lang) und ihre schmalen Finger den Druck der seinen leicht erwiderten.

„Vielleicht . . ." sagte Aileen und dachte wider ihr besseres Ich: wenn er mich jetzt küssen würde, so würde ich ihm erst eine Ohrfeige geben und dann um den Hals fallen.

Ralph Kennedy dachte gar nicht daran. Er stand schon in der Türe und sagte halb zu ihr gewendet: „Ich werde täglich um diese Zeit kommen, damit Sie mir über Ihre Erfahrungen mit Lord Montford Bericht erstatten können. Und wenn Ihnen Gefahr drohen sollte," fügte der Detektiv sehr ernst hinzu, „so rufen Sie mich augenblicklich an."

Halb beängstigt durch diese letzten Worte, halb erfreut über die Aussicht, mit diesem gar nicht so unsympathischen jungen Mann wieder zusammenzukommen, blieb Aileen zurück. Noch lange überdachte sie im Bett die Ereignisse dieses Tages. Dann übermannte sie eine grenzenlose Müdigkeit und sie versiel in einen unruhigen Schlummer.

4.

Als Ralph Kennedy die Straße betrat, war es bereits dunkel. Er war sehr lange bei Aileen geblieben.

Kaum hatte der Detektiv den Schlag seines Wagens geöffnet, als etwas dicht an seinem Ohr vorbeipfiff.

Ein anderer hätte sich über dieses Pfeifen keine Gedanken gemacht. Aber Kennedy kannte sich in solchen Dingen aus. Er wußte, daß das eine Kugel gewesen war.

Blitzschnell schloß er die Tür des Coupés hinter sich. Im Dunkel des Innenlenkers bot er ein schlechteres Ziel als draußen auf der hell beleuchteten Straße. Sein Gehirn arbeitete mit jener unbegreiflichen Schnelligkeit, die ihn zu einem der besten Detektive seiner Zeit prädestiniert hatte. Mit einem Blick hatte er die Lage erfaßt.

Vom jenseitigen Trottoir löste sich eine große, dunkelblaue Limousine. Mit ungewöhnlicher Geschwindigkeit schoß sie in die Mitte der Straße.

Als Kennedy bemerkte, daß die Deckklichter des Wagens abgeblendet waren, war er seiner Sache sicher.

Kostbare Sekunden gingen verloren, ehe der Detektiv seinen Wagen gewendet hatte. Der Attentäter war klug gewesen, seine Limousine in umgekehrter Fahrtrichtung zu dem Innenlenker des Detektivs zu stellen.

Es gab nur eine größere Kreuzung in diesem verpfuschten Stadtteil, und diese Kreuzung war die große Chance. Gelang es Kennedy, die Limousine zu erreichen, bevor die Durchfahrt freigegeben wurde, hatte er seinen Mann. Wenn er aber in die Sperre kam, mußte er das Rennen verlieren.

Mehrmals krachte die Limousine im Gewühl des Verkehrs unter, war für Augenblicke verschwunden . . .

Mit zusammengebissenen Zähnen schlüpfte Kennedy durch das Verkehrschaos. Immer wieder mußte er halten, ausweichen, hinter einem langsamen Omnibus einherzotteln. Der Vorsprung der Limousine vergrößerte sich mehr und mehr. Er mußte schon mindestens verbündert Meter betragen.

Aber dann gab es plötzlich auf dreihundert Meter eine Verkehrslockerung, die Bahn war frei. Die Limousine kam in Sicht.

Fern an der Kreuzung hob der Verkehrspolizist die Hand: Frei!

Die Limousine gab Vollgas.

Immer noch dreihundert Meter zwischen ihr und ihrem Verfolger. Kennedy hoffte aus seinem Wagen heraus, was herauszuholen war.

Da, der Polizist sperrte die Durchfahrt.

Mit unverminderter Geschwindigkeit schoß die Limousine auf die Kreuzung los. Schon preschte, wie aus einem Kanonenrohr geschossen, die Salve der Fahrzeuge aus der Mündung der Querstraße los, wurde zu einer Wand, die nicht zu durchbrechen war . . .

Die Limousine verringerte ihre Geschwindigkeit, der Vorsprung sank rapide auf zweihundert Meter.

In diesem Augenblick gab der Fahrer der Limousine Vollgas, und der schwere Wagen schoß pfeilschnell durch eine Verkehrslücke hindurch.

Als Kennedy die Kreuzung erreichte, war die Durchfahrt wieder blockiert. Der Verkehrspolizist, durch das regelwidrige Verhalten des einen Autos irritiert, setzte den schnell herankommenden Wagen des Detektivs scharf ins Auge. Als er sah, daß er mit fast unverminderter Geschwindigkeit auf die Kreuzung losfuhr, stellte er sich ihm in den Weg.

Da vollbrachte Kennedy das größte automobilistische Kunststück seines Lebens. Er riß den Wagen dicht vor dem Polizisten auf die Seite, rannte auf gut Glück ein Stück in die Querstraße, fuhr sekundenlang in der Richtung der Querstraße durcheinander. Fahrzeuge, hoch dicht vor dem riesenhaften Kühler eines Omnibusses nach rechts, jonglierte einen Augenblick zwischen Fahrzeugen aller Schattierungen und Kaliber, gewann mit bloß einem verbeulten Kotflügel das jenseitige Ufer und damit freie Bahn. Mit sechzig Kilometer Stundengeschwindigkeit schoß er in die leere Straße hinein. Vier Häuserblocks weiter bog eben die blaue Limousine um die Ecke. Kennedy erreichte diese noch rechtzeitig, um die Limousine wieder um eine Ecke verschwinden zu sehen. Noch ein paarmal wiederholte sich dieses Spiel, bis Kennedy endlich den blauen Wagen auf einer langen, dunklen Radialstraße in gerader Linie vor sich hatte. Nun nahm er das Rennen wieder in vollem Umfange auf.

Aber die Distanz zwischen den beiden Wagen verminderte sich nicht. Die blaue Limousine hatte einen ausgezeichneten Motor, und der Mann am Steuer konnte fahren, wie nicht leicht jemand.

Schon schoben sich in die dunklen Häuserblocks einzelne Lücken, nur selten begegnete den beiden rasenden Wagen noch ein Fahrwerk. Bis sich allmählich die ersten Telegraphenstangen in den Nachthimmel reckten und die letzten Häuser im Nebel versanken.

Verderblich krachte Kennedy die Limousine in Schußweite zu bekommen. Es war aussichtslos. Der schwere Wagen begann im Gegenteil seinen Vorsprung mit einem Mal zu vergrößern.

Fern zeichneten sich aus dem Nebel die Umrisse des finsteren Gebäudes ab. Die Limousine begann ihre Geschwindigkeit zu vermindern, schon schöpfte Kennedy neue Hoffnung, da bog der Wagen mit einer jähen Wendung von der Straße ab und verschwand hinter einem Gebäude.

Eine halbe Minute später war Kennedy zur Stelle. Laut kreischten die Bremsen seines Wagens auf, als er um die Ecke bog.

Sommernacht

Des bunten Tages letzte Märchenpracht
verloht im Westen wie ein Feuerbrand,
und von den Bergen fließt die Sommernacht
auf leichten Nebeln über stilles Land.

Der kleinen Grillen heller Nachtgesang
weht tausendstimmig über Berg und Tal,
und voll erklingt vom Teich und Wiesenhang
der Frösche feierlicher Nachtchoral.

Die Engel schweben leis vom Himmelszelt
und geben müden Menschen Rast und Ruh,
und alles Weh und Leid auf dieser Welt
deckt Mutter Nacht mit ihrem Mantel zu.

Heinz Küting, Schwaney

Hier, hinter dem finsteren Haus, stand die Limousine.

Kennedy riß seinen Wagen nochmals herum, so daß er nahezu kippte. Dann drehte sich das Fahrzeug wie in aufschäumender Wut einmal halb um sich selbst herum und stand.

Rechts war freies Feld. Hier konnte sich niemand verstecken. Kennedy suchte Deckung hinter seinem Wagen und tastete mit dem dünnen Lichtkegel seiner Taschenlampe die Limousine ab. Der Kegel wanderte weiter, betastete die Hinterfront des finsteren Hauses. Staubverklebte Fensterscheiben . . . feuchte Flecken . . . ein vermorschter Fensterladen . . . dann schob sich eine Tür in den Lichtkegel der Lampe.

Die Tür war offen.

Vorsichtig schlich sich Kennedy heran. Es war ein verfluchtes Wagnis. Aus jedem finsteren, toten Auge dieses Hauses konnte er beobachtet werden. Jeden Augenblick konnte ein Schuß aus dem Hinterhalt fallen. Kennedy fühlte, daß seine Lage nicht die vorteilhafteste war. Lautlos betrat er den dunklen Hausflur. Dann blitzte seine Taschenlampe auf und bestrich die Wände mit kalkweißem Licht.

Rechts war eine Doppeltür, weiter hinten löste sich eine Treppe aus dem Dunkel.

Einen Augenblick überlegte der Detektiv. Dann untersuchte er genau die Türe rechter Hand. Die Türspalten waren mit Staub verklebt, ein Spinnengewebe hing an der Klinke. Diese Tür mußte seit Monaten nicht mehr geöffnet worden sein.

Sehr langsam, jede Möglichkeit der Deckung voll ausnützend, schlich Kennedy die Treppe hinauf. Im ersten Stock mündete sie in einem langen Korridor. Der Korridor war stockfinster, es roch nach Feuchtigkeit und Moder.

Plötzlich neigte sich Kennedy vor und sah angespannt ins Dunkel. Zwischen den Ritzen einer Türspalte schimmerte ein dünner Lichtstreifen.

Wenn Ralph Kennedy einen Fehler hatte, so war es der, daß er zu impulsiv war. Seine Vermögenheit kannte keine Grenzen.

Er ging auf den Zehenspitzen bis zu der Tür und lauschte. Einen Augenblick krachte der alte Parkettboden unter seinen Füßen. In diesem Augenblick bewegte sich jemand in dem Zimmer.

Mit einem Griff riß Kennedy die Tür auf und trat, den Revolver in der Rechten, ein. Den Bruchteil einer Sekunde lang blendete helles Licht seine an die Dunkelheit gewöhnten Augen.

Dann sah er in der einen Ecke des Zimmers einen maskierten Mann. Der Mann stand mit verschränkten Armen da und seine Augen funkelten aus der schwarzen Binde.

„Hände hoch!" sagte Kennedy. Ganz ruhig, ohne jene Theatralik, zu der dieser Ausruf gewöhnlich verleitet.

Der Mann leistete dem Befehl Folge.

Ralph Kennedy trat einen Schritt vor. „Wer sind Sie?"

„Ihr Feind!"

Kennedy schritt auf den Mann in der Maske zu, und darauf schien dieser nur gewartet zu haben. Denn plötzlich verzerrte ein höhnisches Lächeln der Befriedung seine Lippen.

Ehe Kennedy den Sinn dieses Lächelns erraten hatte, fühlte er, daß der Teppich unter ihm nachgab.

Ein Aufschrei, ein kurzes, hilfloses Tasten nach einem Halt — dann sauste der Detektiv in die grundlose Tiefe eines stockfinsteren Schachtes. Seine letzten Gedanken galten seiner Taschenlampe. Er suchte sie noch im Fallen zu schützen, dann prallte er auf nasse Steinfliesen auf, ein Feuerwerk entflammte vor seinen Augen und er verlor die Besinnung.

Eine halbe Stunde später rollte die blaue Limousine Lord Montfords auf der einsamen Straße durch die sich mehr und mehr verdichtenden Nebelschwaden wieder der Stadt zu.

5.

Lord Montford bewohnte drei elegant möblierte Zimmer mit Telephon und separatem Eingang im Westen Londons. Außerdem hatte seine Hausfrau die vage Idee, daß er ein Schloß in Suffex besitze. Seine Lordschaft pflegte stets auswärts zu essen, und kein Unbefugter durfte die Wohnung betreten. Wie sie zum Beispiel aufgeräumt wurde, war Frau Hackitt ein vollkommenes Rätsel. Aber sie wurde aufgeräumt, das war eben das Sonderbare. Lord Montford hatte keine Bedienteten im Hause und das hatte seine ehrenwerten Frau Hackitt in den Mietspreis einkalkulierte Stubenmädchen hatte Lord Montford abgelehnt.

Auch sonst war Lord Montford ein etwas merkwürdiger Herr. Oft blieb er Tage, ja Wochen aus, dann wieder verbrachte er sich längere Zeit in seiner Wohnung. Auch Besuche empfing er fast nie. Außerdem wohnte er erst seit einem halben Jahr hier und war in diesem halben Jahr alles in allem höchstens einen Monat überhaupt anwesend gewesen. Frau Hackitt aber tat jedenfalls ihr Bestes, das Rätsel „Montford" zu lösen . . .

So wußte sie gleich an diesem Morgen die seltsame Bemerkung, daß Lord Montford einen einfach phänomenal schnellen Bartwuchs hatte. Und das geschah so:

Frau Hackitt bekand sich auf Besuch im Haus vis-à-vis. Ob es ein Zufall war, daß sie bei diesem Besuch gerade ein Opernglas bei sich hatte — es war 10 Uhr vormittags, also eine Zeit, da Operngläser nicht besonders schnell sind —, bleibt dahingestellt. Jedenfalls sah Frau Hackitt durch dieses Opernglas in Lord Montfords Schlafzimmer einen ihr unbekannten Herrn, der seine Wangen mit einem Gilette-Apparat bearbeitete. Der fremde Herr hatte sein Gesicht dem Fenster halb abgewendet, so daß sie es nicht genau sehen konnte. Doch plötzlich wandte er sich dem Fenster zu und siehe, er hatte die schwarze Brille auf, die für Lord Montford charakteristisch war. Dann zog sich dieser Herr, der zweifellos Lord Montford höchst persönlich war, in die Tiefen des Zimmers zurück und ward nicht mehr gesehen. Frau Hackitt wunderte sich, daß Lord Montford seinen Backenbart wegrasiert hatte — so ein-

Heimkehr vom Felde

Holzschnitt von L. Meilleur

gehend können die Interessen einer Hausfrau sein — und wüßte es so einzurichten, daß sie eine Stunde später wegen der Verrechnung eines Geldbetrages Seine Lordschaft aufsuchte.

Wie groß war ihr Erstaunen, als Lord Montfords Gesicht in der Tür erschien — bärtig wie eh und je.

Als Frau Hackitt in sein Arbeitszimmer folgte, mußte sie auch die Feststellung machen, daß er allein in der Wohnung war. Wie **war also das Phänomen mit dem Bart zu erklären?**

Jene **unwiderstehliche Neugier, die eine der Haupteigenschaften Frau Hackitts war,** verleitete sie zu einer sehr großen Dummheit.

„Ich dachte, Mylord hätten sich heute rasiert?" fragte Frau Hackitt, ohne daran zu denken, daß sie das eigentlich gar nicht wissen konnte, nicht wissen durfte, da es ja durchaus nicht üblich ist, Operngläser zu diesem Zwecke zu verwenden, um anderer Leute Toilette zu beobachten.

Kaum waren diese Wort entschlüpft, als sie auch schon bereute.

Lord Montfords Gesicht wurde plötzlich grau, aschgrau. Dann hefteten sich die schwarzen Brillengläser gerade auf Frau Hackitt, und Lord Montford fragte mit einer Schärfe, die sie bis jetzt nicht an ihm beobachtet hatte: „Möchten Sie mir erklären, wieso Sie das eigentlich wissen können?"

Frau Hackitt wurde **purpurrot.** „Ach," stammelte sie, „ich war zufällig . . . Sie werden doch nicht von mir glauben . . ."

„Ich wünsche nicht beobachtet zu werden."

„O Gott, o Gott, es war wirklich nur ein Zufall!" jog Frau Hackitt sehr begossen ab.

„Und im übrigen," rief ihr Lord Montford noch, „damit Sie es wissen, mein Bruder war bei mir. Aber ich wünsche nicht, daß man davon spricht."

***

Als Aileen Barton in dem gleichen Fauteuil neben dem massigen mahagonipolierten Schreibtisch saß, war Lord Montford wieder ein strahlend liebenswürdiger älterer Herr.

„Ich habe etwas für Sie in Aussicht, liebe Miß Barton . . ."

„Ach, wie soll ich Ihnen danken," sagte Aileen.

„Gemach . . . Nur kein voreiliger Enthusiasmus. Es ist ein Haken an der Sache . . ."

Aileens Gesicht zog sich in die Länge.

„Nun, so böse ist es wieder nicht . . ." bemerkte Lord Montford beschwichtigend. „Die Sache ist nämlich die: Hätten Sie eine spezielle Abneigung gegen Südamerika?"

„Ja und nein . . . Ich weiß wirklich nicht . . ."

„Ein Freund von mir, ein sehr reicher Industrieller in Buenos Aires, braucht eine Sekretärin, eine durchaus selbständige englische Korrespondentin. Die Stellung müßte sofort angetreten werden . . . Gehalt übrigens, warten Sie . . . fünfhundert . . . nein tausend Dollar monatlich."

Tausend Dollar! Niemals noch hatte Aileen eine solche Summe besessen. Ihre Wangen röteten sich fiebrig. Forschend ruhten die schwarzen Brillengläser auf ihrem Gesicht. Undurchdringlich, dachte Aileen plötzlich. Wie mögen die Augen hinter diesen schwarzen Gläsern aussehen? Es war ihr mit einem Male, als hinge ihr Schicksal von dem Ausdruck dieser Augen ab.

„Wann müßte ich abreisen?" fragte sie stockend.

„Morgen abend."

Keine Zeit zur Ueberlegung. Und sie hätte so gern Ralph Kennedy um Rat gefragt. Wann hatte er gesagt, daß er kommen würde? Jeden Tag gegen zwei Uhr. Und schließlich hatte sie ja auch seine Telephonnummer.

„Darf ich . . ." stotterte Aileen, von allen guten Geistern verlassen.

„Gewiß, Miß Barton."

„Wie soll ich Ihnen danken, Mylord," sagte Aileen beim Abschied, mehr der **Konvention** halber, als aus wirklicher Begeisterung.

„Vorläufig — gar nicht," erwiderte Lord Montford. Es zitterte ein Unterton in diesen Worten mit, der Aileen, wäre sie weniger verwirrt gewesen, unbedingt hätte stutzig machen müssen. Aber es schwirrten so viele Gedanken durch ihren Kopf. Auch ihr diese seltsame Färbung von Lord Montfords Tonfall kaum zum Bewußtsein kam.

Auf der Straße angekommen, suchte sie fieberhaft einen Telephonautomaten. Aber wie immer, wenn man einen Telephonautomaten sucht, war weit und breit keiner zu finden. Erst in der Mayberry Avenue stieß sie auf eine Telephonzelle.

Auf Aileens Anruf meldete sich das Mtz.

„Mr. Kennedy — einen Augenblick . . ."

Es rauschte im Hörer, wie ferne Brandung. Irgendwo in dem geheimnisvollen Drahtnetz, an das sie angeschlossen war, rief eine Stimme, die kein Echo fand. Es war wie ein hilfloses Rufen ins Nichts, das allmählich erstarb und in ein merkwürdig verzerrtes Wimmern ausklang. Dann pochte sekundenlang wieder der Pulsschlag der Millionenstadt im Hörer, bis eine Stimme laut und klar die Gespenster des elektrischen Drahtes verscheuchte.

„Mr. Kennedy ist seit gestern mittag nicht mehr ins Hotel zurückgekehrt, bitte vielleicht später nochmals anzurufen . . ."

„Ist Mr. Kennedy verreist?" Angst schnürte plötzlich Aileens Kehle zu.

„Kaum . . . er hätte sonst Nachricht hinterlassen . . . aber bitte, fragen sie vielleicht in Scotland Yard an, es ist nicht ausgeschlossen, daß man Ihnen dort Bescheid sagen kann . . ."

Scotland Yard, natürlich!

„Danke!" Aileen drückte auf den Nickelknopf. Wieder summte der Hörer. Gesprächsfetzen brandeten an Aileens Ohr, dann . . .

„Einen Augenblick, wir verbinden Sie mit Inspektor Watts . ."

Nach einigen Minuten ertönte Henry Watts Stimme im Hörer: „Miß Barton. Freut mich sehr. Sie wollen wissen, wo Ralph Kennedy zu finden ist . . . Da haben Sie sich gerade an die richtige Adresse gewandt — wir wissen es nämlich auch nicht. Seit gestern mittag fehlt jede Spur von ihm — kriminalistisch gesprochen."

„Wird Mr. Kennedy vermißt?" Aileens Stimme klang ängstlich.

„Vermißt . . .!" Watts lachte. „Wenn Sie es so wollen . . . ja, er wird vermißt."

„Liebe Miß . . . oh . . . Miß Barton. Sie machen sich wirklich unnötige Sorgen. Daß ein Detektiv auf ein bis zwei Tage verschwindet, kommt bei uns alle Augenblicke vor. Mr. Kennedy verfolgt jedenfalls eine Fährte und wird sich bald wieder zeigen. Rufen Sie vielleicht morgen wieder an. Hat mich sehr gefreut . . . Auf Wiedersehen . ."

Blitzend schoß die dichte Reihe der Automobile an Aileen vorüber, wie ein Strom. Endlos . . . endlos . . . Etwas hatte sich über die Straße gelegt, wie ein durchsichtiger, grauer Schleier. Alles war plötzlich feindlich geworden, die finsteren Häuserblocks, die sich wie schwere, lastende Felswände über ihr türmten, die Straße, die Menschen, die mit fremden, abweisenden Gesichtern an ihr vorbeihasteten, gehetzt, gejagt von Fadenwesen, einem Kobold, der irgendwo im Herzen dieser Stadt lauerte und sie mit Peitschen antrieb, im ewigen Kreislauf . . .

Geld! schrien grelle Reklamebuchstaben von den Häusern. Geld! spotteten die Preistäfelchen in den verführerisch lockenden Auslagen der Geschäfte.

„Geld!" sagte Lord Montford. „Tausend Dollar . . ." Sein Gesicht wuchs vor ihr empor, dieses unenträtselbare Gesicht mit der schwarzen Brille, die das Geheimnis seiner Augen barg. Wer war dieser Mann? Warum hatte sie Kennedy vor ihm gewarnt?

Und doch, man mußte zugreifen. Man mußte immer zugreifen. So war das Leben . . .

Stunden wartete Aileen in ihrer Wohnung, aber Kennedy kam nicht. Zehnmal rief sie Scotland Yard und das Ritz an. Kennedy war nicht da.

Um fünf Uhr war Aileen bei Lord Montford.

„Ich warte seit einer Stunde auf Sie . . ."

„Ich mußte erst meine Dokumente in Ordnung bringen", log Aileen. Sie sah sehr blaß und abgespannt aus.

„Sie nehmen also die Stelle an? Sehr brav! Sie sind ein tapferes Mädchen. Alle Achtung!"

Lord Montford ergoß einen plätschernden Strom von Wohlwollen über Aileen, doch ihr erschien sein Gehabe unecht und falsch. es war eine bloß instinktive Regung.

„Ihr künftiger Chef wird übrigens gleich da sein. Er hat sich für fünf Uhr bei mir angesagt."

In diesem Augenblick schrillte die Klingel. Lord Montford ging hinaus, um zu öffnen, und kehrte mit einem schlanken Herrn wieder, an dem alles schwarz war: die Augen, die Haare, der Schnurrbart, sogar die Ränder seiner Fingernägel.

„Mein Freund Pawel Iwanowitsch Kolzow", stellte Lord Montford vor. „Ihr Chef . . ."

Der Russe verneigte sich leicht. „Es freut mich sehr, Miß . . . wie bitte?" „Barton . . ."

Aileen war von vielen zweifelhaften Vorstellungen her gewohnt, daß man sie genau auf Sie aufmerksam gemacht, was er sagen, ist so gut, als wenn ich es gesagt haben . . . Sie sind engagiert, Miß Barton . ."

Aileen war von vielen zweifelhaften Vorstellungen her gewohnt, daß man sie genau um ihre Genuinität fragte und Ausweise verlangte — die nonchalante Art des Herrn Pawel Iwanowitsch war ihr neu. Etwas stimmte da nicht. Das sagte ihr ein bestimmtes Gefühl. Aber was konnte schließlich viel geschehen? Sie hatte ja nichts zu verlieren . . .

„Also, nicht wahr, Mademoiselle, Sie besorgen morgen früh Ihre Passeport und richten alle Ihr Gepäck her. Lord Montford bringt uns beide im Auto nach Southampton, von wo wir mit die Dampfer „Monte Sarmiento" abreisen. Sie erwarten uns morgen in ihre Wohnung, wo wir Sie werden abholen im Auto . . ."

Als Aileen wieder auf der Straße stand, rief sie nochmals Scotland Yard an. Von Kennedy fehlte noch immer jede Spur.

Lord Montfords schwarze Brillengläser hefteten sich auf das salglatte Gesicht des Russen. „All right", sagte er. „So weit wäre alles in Ordnung. Sind Sie jetzt über alles genau im Bilde?"

Pawel Iwanowitsch Kolzow grinste: „Vollkommen."

„Und haben Sie alle notwendigen Dispositionen getroffen?"

„Oh, Sie können sich ganz auf mir verlassen. Mademoiselle Barton wird niemals in ihr Leben nach Buenos Aires kommen!"

6.

Mac Murray ließ sich vollkommen aufgelöst in seinen Drehsessel fallen und starrte einen Augenblick lang hilflos das niederschmetternde Chaos auf seinem Redaktionsschreibtisch an. Aus einer Flut von Manuskripten, Kuverts, Bürstenabzügen und engbeschriebenen Zetteln unbestimmbarer Provenienz ragten hie und da wie einsame Klippen im Ozean einzelne Gegenstände hervor: eine grüne Tischlampe, ein Tintenfaß, ein verstellbarer Kalender. Alles andere war unter einer dicken Humusschicht begraben. Denn Murrays Schreibtisch hatte seine eigene Geologie. Trieb man von irgendeinem Punkt einen Stollen abwärts, so konnte man die Entdeckung machen, daß die Unordnung auf diesem Schreibtisch keine zufällige, sinnlose war, sondern eine organisch gewachsene Unordnung. Wer mit der Geologie dieses Schreibtisches vertraut war, konnte mit unfehlbarer Sicherheit an einer bestimmten Stelle in einer bestimmten Tiefe einen bestimmten Kriminalfall der letzten Zeit lokalisieren, wie etwa ein Vergingenieur durch einfache Berechnungen ein Kohlenflöz lokalisiert. Boshafte Kollegen behaupten von Murrays Schreibtisch sogar, daß in der untersten Schicht bereits geologische Neubildungen anzutreffen seien, darunter wertvolle Versteinerungen. Wie dem auch sein mochte, all diese Schichten waren von einer Humusschicht bedeckt, die den Niederschlag der jüngsten Ereignisse krimineller Natur bildete.

In diese Humusschicht griff Madox Murray mit nachwandlerischer Sicherheit hinein und beförderte den Druckabzug eines Artikels über den Fall Goldenstone zutage, der noch in der Nachtausgabe des „Morning Telegraph" erscheinen sollte.

Murrays Augen flogen über die noch feuchten Buchstabenreihen hinweg und seine Miene umdüsterte sich. Nichts Neues? Nichts Wesentliches! Ein Aufguß abgebrauchter Phrasen, die sich auf jeden Mordfall anwenden ließen . . . Aergerlich warf der Reporter das Blatt Papier auf die Humusschicht seines Schreibtisches zurück, wo es im Laufe der nächsten Stunden langsam niedersinken begann, um schließlich in der ersten geologischen Formation zum Stillstand zu kommen.

Wieder, wie schon den ganzen Tag lang, bohrten sich Murrays Gedanken mit fanatischer Besessenheit in jene unbegreifliche Lücke, welche die Kette der Ereignisse, die Kette der Logik zerriß. Wie war es erklärlich, daß ein Mensch vor den Augen von vier Polizisten spurlos aus einem verschlossenen Zimmer verschwand, wie ein Geist? Ein Mensch, der noch dazu allem Anschein nach, im Augenblick seines Verschwindens eine Leiche war! Und dann, der zweite völlig unaufgeklärte Punkt im Falle Goldenstone: der geheimnisvolle Schuß, der von niemand gehört worden war. Wo gab es da eine Lösung? Madox Murrays Hirn arbeitete mit höchster Intensität, aber immer wieder drehten sich die Gedanken im Kreis, sprang die Kette der Logik jäh entzwei.

Aber ein Gedanke, der immer nur an der Peripherie der Erklärungen gekreist war, wuchs plötzlich empor, schob sich mitten in das zentrale Blickfeld des Bewußtseins.

Madox Murray stocherte in der Drehscheibe seines automatischen Telephons. „Hallo, Gilpin, geben Sie mal schnell noch unter meinen heutigen Bericht folgenden Satz in Fettdruck ins Abendblatt: „Morgen Veröffentlichung einer sensationellen neuen Theorie unseres Kriminalberichterstatters."

„Was haben Sie da ausgeknobelt, Murray?"

„Das werden Sie schon noch sehen", Murray liebte es nicht, über eine Sache zu sprechen, bevor sie nicht fix und fertig war.

„Auch gut. Werde den Kohl noch früh genug verdauen müssen."

Murray schmiß den Hörer hin und machte sich über seine Schreibmaschine her. Er schrieb sich alles selbst, denn er behauptete, daß Stenotypistinnen seine Gedankenkreise störten.

Wie toll knatterten die Typen auf das weiße Papier, verstummten minutenlang, setzten wieder mit ihrem Schnellfeuer ein . . .

Dann blieb Murray eine volle Stunde lang in seinem eigenen Gedankennetz hängen. Noch nie war ihm das passiert.

Es war halb acht, als er aufatmend die losen Blätter zusammenlegte.

Da schrillte dünn und hell das Telephon.

Behaglich blies Murray den Rauch seiner Zigarette in die Luft und freute sich diebisch, wie das Ding vor ihm hilflos winselte. Dann ergriff er gnädig den Hörer.

„Hallo — — ?"

„Hier Ralph Kennedy von der New-Yorker Kriminalpolizei. Guten Abend, Mr. Murray. Ich lese da gerade in ihrem Abendblatt etwas von einer neuen Theorie. Darf man wissen, ob Sie schon jemand Eröffnungen über diese Theorie gemacht haben?"

„Kein Mensch ahnt etwas von ihr", sagte Murray pathetisch. „Sie ist die Sensation des morgigen Tages."

„Well — ich will Sie hier am Telephon nicht näher ausfragen . . . Sie wissen . . . vielleicht werden von irgendeiner Seite meine Gespräche abgehört . . . aber vielleicht können Sie einen Sprung zu mir ins Ritz machen. Haben Sie die Theorie schon im Manuskript niedergelegt?"

„Allerdings — — —, sagte Murray gedehnt. „Aber offen gestanden — das Ritz ist weit und ich bin schläfrig. Im übrigen, werter Herr, soll sich die Polizei selbst den Kopf zerbrechen!"

„Ihr Verdienst soll nicht geschmälert werden, Mr. Murray. Aber sie verstehen, daß für mich die Theorie von größter Wichtigkeit ist . . . Ich bin jetzt mit der Untersuchung des Falles betraut . . . Ich werde Ihnen etwas sagen; ich schicke Ihnen meinen Wagen hinüber . . . Also, Sie kommen doch?"

„In Gottes Namen", brummte Murray faul.

„Und bringen Sie das Manuskript mit . . . Schwarz auf weiß sieht alles klarer und verständlicher aus . . . Sie können die Sache ja immer noch später in Druck geben . . ."

„Wenn es Ihnen lieber ist . . ."

Aergerlich schmiß Murray den Hörer hin. Unwillig quietschte der Drehsessel unter einer heftigen Bewegung des Reporters.

(Fortsetzung folgt)

Neue Gesichter auf der Leinwand

Die Filmsaison 1931/32 ist beendet. Ueber 100 deutsche Tonfilme haben in dieser Zeit ihre Premiere erlebt, viele neue Namen und Gesichter sind zum erstenmal auf der Leinwand aufgetaucht. Kommt man in diesen Tagen in Berlin oder in München in das Büro einer großen Filmgesellschaft, so hört man immer wieder die

Photo: Ufa

„Der gesungene Beweis". **Jan Kiepura,** der weltberühmte Tenor der Mailänder Scala, spielt die Hauptrolle in dem Cine-Allianz-Film der Ufa „Das Lied einer Nacht".

Frage: Wer von diesen Neuen hat sich bewährt, wer wird bleiben, um in der kommenden Saison vor noch größere Aufgaben gestellt zu werden?

Zu den neuen Staren, die unbedingt zu der Zahl der Bleibenden zu rechnen sind, gehören Dorothea Wieck, Ellen Schwannecke und Rose Barsony. Ein eigenartiger Zufall will es, daß sie, die ihrem Wesen nach so verschieden sind, von der Ufa, die stets danach strebt, junge Talente zu fördern und zur Entfaltung zu bringen, in einem einzigen Film herausgebracht sind. Ich meine den Film „Ein toller Einfall", in dem Kurt Gerron, der selbst vor nicht allzu langer Zeit vom Spiel zur Regie überging, den Regisseur gestalten hat.

Eine der Hauptrollen in diesem Filmlustspiel bot Kurt Gerron der Berliner Bühnenfoubrette Rose Barsony an, die zuvor erst einmal im Film erschienen war, und zwar nur in einer Tanzeinlage. Rose nahm die Rolle an und erspielte und ertanzte sich einen so großen Erfolg, daß sie schon einige Tage nach der Premiere einen festen Vertrag von der Ufa erhielt.

Bei Dorothea Wieck darf man von einem Debüt nur insofern sprechen, als es sich um den Tonfilm handelt, hat sie doch vor einigen Jahren bereits in mehreren stummen Filmen gespielt. Viele Kinobesucher erinnern sich sicherlich noch an die blonde Hauptdarstellerin des Films „Ich hab' mein Herz in Heidelberg verloren". Diese Darstellerin war Dorothea Wieck, aber — mit einer blonden Perücke. Und diese Perücke ist symbolisch für ihre ganze damalige Filmtätigkeit. Die Rollen, die man sie spielen ließ, paßten gar nicht zu dem Wesen dieser ebenso scharmanten wie intelligenten Darstellerin. Enttäuscht zog sie sich vom Film zurück und beschränkte sich auf ihre Bühnentätigkeit in Frankfurt a. M. Gerade ihrem Typ der wirklichen Dame, die jeder Situation gewachsen ist, begegnet man auf der Leinwand viel zu selten. Hoffentlich werden wir in der neuen Saison noch oft Gelegenheit haben, uns an der herben Schönheit ihres so bildwirksamen Gesichtes zu erfreuen.

Ellen Schwannecke hat von ihrem Vater, dem kürzlich verstorbenen Schauspieler Victor Schwannecke, das Talent geerbt, das Charakteristische an ihrer Rolle mit vollendeter Sicherheit zum Ausdruck zu bringen. Daher erscheint sie uns so natürlich und lebensnahe. Durch ihren Humor und ihre Frische unterscheidet sie sich außerordentlich von den üblichen Filmliebhaberinnen. Sie verkörpert auf der Leinwand das selbstbewußte Mädchen unserer Zeit, das mit offenen Augen, flott und unbekümmert, durch das Leben geht.

Wie Dorothea Wieck, ist auch Hertha Thiele eine Neuerscheinung aus „Mädchen in Uniform". Diese aparte junge Künstlerin nimmt ihre schauspielerische Arbeit außerordentlich ernst. Sie erzählt mir, wie glücklich sie darüber sei, bei der Ufa an der Seite ihrer großen Bühnenkollegen Werner Krauß, Helene Thimig und Maria Bard spielen zu dürfen. Ihr Ideal ist es, lebenswahre Menschen darzustellen, ganz gleich, ob es sich um ein adliges Fräulein oder ein Proletariermädel handelt. Heute das Kläre chen im „Lamont" und morgen eine von „Frau Lehmanns Töchtern", sie spielt jede Rolle mit gleicher Freude und mit großem Einfühlungsvermögen.

Noch einer jungen Schauspielerin hat die vorige Saison das große Glück gebracht: Magda Schneider. Ihre Karriere ist geradezu märchenhaft. Man sieht sie in Straßburg, wo

Photo: Ufa

So kann er auch aussehen. **Willy Fritsch** in dem Ufa-Tonfilm „Ein toller Einfall". Regie: Kurt Gerron. — Prod.-Leitung: Bruno-Duday.

sie in einer Operette mitwirkt, und gibt ihr die Hauptrolle des Films „Zwei in einem Auto", dessen französische Version die berühmte Annabella spielt. Noch vor der Premiere dieses ihres ersten Films erhält sie schon zwei weitere Hauptrollen, findet immer größeren Beifall und wird schließlich die Partnerin des berühmten Tenors Jan Kiepura in dem außerordentlich erfolgreichen Cine-Allianz-Film der Ufa „Das Lied einer Nacht". Heute zählt sie bereits zu den ersten Stars des deutschen Films und hat viele Pläne für die kommende Saison. Fürwahr, ein Werdegang, wie er wohl häufig im Film geschildert wird, aber im Leben nur selten vorkommt.

Unter den Filmdebütanten der vorigen Saison ist natürlich auch das männliche Geschlecht vertreten. Ein neuer Ufastar, den wir in Zukunft oft auf der Leinwand sehen werden, ist Wolf Albach-Retty. Dieser aus Wien stammende junge Darsteller wurde von seiner Mutter, der bekannten Burgschauspielerin, für die Bühne ausgebildet und hat auch selbst dem Ensemble des Burgtheaters angehört.

Freilich, steht man diesem übermütigen Jungen gegenüber, so merkt man nichts von der ehrwürdigen Tradition der Wiener Burg. Er strahlt, wenn man ihn über seine Arbeit in Neubabelsberg befragt.

Spricht man von den neuen Schauspielern der letzten Filmsaison, so darf man einen nicht vergessen, auch wenn er nicht zu den jungen gehört: Leo Slezak. Mit der gleichen Grandezza, mit welcher der gefeierte Tenor über die Opernbühne schreitet, bewegt er sich auch im Film. Die Gunst der Zuschauer ist ihm sicher, schon bevor er seine mächtige Stimme erschallen läßt; denn kaum sehen sie seine theatralisch-aufrechte Haltung und sein damit so stark kontrastierendes gemütliches Gesicht, so ertönt schallendes Gelächter. Slezak freut sich selbst nicht wenig über diese Wirkung und nennt sich stolz: „Deutschlands jüngsten Filmkomiker". Irene Parker.

Verschiedenes

Die Gletscher Norwegens aus 5000 Meter Höhe gefilmt

Im Rahmen der in Norwegen vorgesehenen Fjord- und Schären-Aufnahmen hat die Nordland-Expedition der Ufa die gewaltigen Firnfelder Norwegens, den Folgefonn und Jostedalsbre für Filmaufnahmen überflogen.

Der fast 100 Kilometer lange Jostedalsbre, der größte Gletscher des festländischen Europas, ist bei diesem Filmflug zum ersten Mal aus der Luft „bezwungen" worden.

Obwohl der Ufa-Kameramann Mahla und der Pilot, Premierleutnant Mansbaus, in 5000 Meter Höhe unter der Kälte schwer zu leiden hatten, gelangen Aufnahmen von überwältigender Schönheit.

Nordgermanische Bauernhochzeit im Film

Wie überall in Europa, so verschwinden auch in Norwegen nach und nach die kleidsamen Volkstrachten und hübschen Hochzeitsbräuche.

Eine Ausnahme ist die Landschaft Voß, eine der ältesten Gegenden Westnorwegens. Dort hat das fast völlige Fehlen von Zufahrtsstraßen dazu geführt, daß die alte nordgermanische Bauernkultur in Sitten, Volksmusik und Trachten bis in die heutige Zeit erhalten wurde.

Dr. Ulrich K. T. Schulz hat dort mit seinem Kameramann Stanke für die Nordlandfilme der Ufa eine große Bauernhochzeit, bei der mehr als 80 Teilnehmer zu Pferde zur Kirche zogen, mit allen Einzelheiten im Film festhalten können. Die Braut trägt nach altem Brauch eine kostbare Krone, der Spielmann fiedelt auf der Hardangergeige die eigentümlichen Hochzeitsmelodien, und der Zeremonienmeister leitet das Hochzeitsfest nach alter ehrwürdiger Vorschrift.

Aktivität der Leofilm A.G.

Die Leofilm A. G. München hat zu einer internationalen Filmkonferenz am 8. und 9. September nach St. Gallen in der Schweiz eingeladen. Der Bischof von St. Gallen, Dr. A. Scheiwiller, hat das Protektorat übernommen. Es handelt sich bei dieser Konferenz hauptsächlich darum, praktisch die Wege zu bahnen, die durch internationalen Ausbau der Leofilm A. G. in München den Einfluß der Katholiken in der Filmwelt sichern.

Als erster Film der neuen Produktion wird ein ernstes Thema vorbereitet, „Das Haus ohne Lachen".

Photo: Metro

Norma Shearer, der entzückende und erfolgreiche Star der Metro-Goldwyn-Meyer in Hollywood.

6 Millionen Kinobesucher in einem Jahr

Die Gesamtbesucherzahl der Essener Lichtspieltheater betrug:

	1930	1931	1932
April	430 273	507 509	555 897
Mai	410 485	395 141	411 683
Juni	256 831	341 512	334 312

Die Saison 1931/1932 brachte 5 986 111 Besucher gegenüber 5 685 690 in der Saison 1930/31.

Die Essener Zahlen bestätigen das Allgemeinbild; konstante oder nur leicht gesunkene Besucherzahlen, aber starker Einnahmerückgang infolge Preissenkung und Bevorzugung der billigen Plätze.

Photo: Ufa

Käthe von Nagy „Das schöne Abenteuer". (Produktion: Günther Stapenhorst)

Bild links:
Die Panne
Eine Szene aus dem Cine-Allianz-Film mit Magda Schneider „Das Lied einer Nacht".

Bilder rechts:
Szenen aus dem Ufa-Kulturfilm „Tiere als häusliche Freunde"

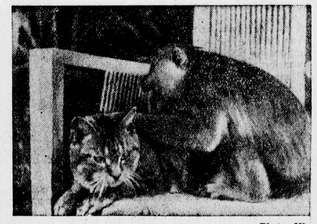


Photo: Ufa

Aüs fernen Zonen

Das Herz des Kaukasus

Streifzug durch Swanetien
Das zugemauerte Land

Wir fahren nach Swanetien. Wir sind zu dreien und schleppen elf Säcke Proviant: Mehl, Schokolade usw. mit. Das besagt alles.

Swanetien ist das innerste, versteckteste Herz des Kaukasus, seine innersten Gebirgszüge, seine wildesten Spalten und Schluchten. Swanetien ist ein zugemauertes Land, das durch eine natürliche „chinesische Mauer" aus Bergströmen, Gletschern und Schnee von der Welt abgeschnitten ist. Um hineinzugelangen, muß man hohe Pässe, Regen, Kälte, Schmutz und Wegelosigkeit überwinden. In den Wintermonaten ist sogar der große Laswweg von Mestitja zeitweise unpassierbar, und der Ausgang nach Norden über die 3000 Meter hohen Dwiber- und Donaus-Drum-Pässe ist eigentlich nur während der zwei, drei Sommermonate, und auch da nur halbwegs gangbar. Ein Mensch kommt in Swanetien, wenn auch mit Anstrengung überall durch, ein Lastpferd — manchmal, ein Wagen oder ein Auto kann nirgends durchkommen.

Hinter der doppelten Mauer der Berge und den merkwürdigen, geraden, rätselhaften Türmen, von denen man nicht weiß, wann und von wem sie errichtet worden sind, haben sich die Swanen ihre tausendjährigen Sitten und Gebräuche durch alle Zeiten bewahrt, selbst über die Revolution hinaus. Noch heute findet man auf Schritt und Tritt riesige Familien von 35 bis 40 Menschen mit ungeteiltem Vermögen und der unbeschränkten Macht des Familienoberhauptes. Noch heute lebt die Blutrache. Hermann Memamschiwilli erzählte mir in Betscho einen Fall, der sich vor zwei Tagen in Mestija, der Hauptstadt, abgespielt hatte: Vor einigen Jahren wurde ein Swane aus dem Dorf Mallach von Wagenlagern ermordet. Eine anderer Swane aus Linger, namens Zipiani, fand zufällig den Toten und eignete sich dessen Kleider an. Eines Tages ging der Bruder des Getöteten durch Linger, erkannte die Kleider und tötete, ohne lange nach Einzelheiten zu forschen, nach dem Gesetz der Blutrache den Mann aus Linger. Dieser hatte einen kleinen Sohn, der den alten Sitten getreu schwor, seinen Vater zu rächen. Als er etwas älter wurde, trat er in den Komsomol ein, um zu Waffen zu gelangen, kundschaftete dann den Aufenthalt des Mannes aus Mallach aus, schoß ihn nieder und floh in die Berge.

Ein anderer Fall ist durch seine Nebenumstände besonders interessant. Die Asnaurs (Adelige) sind offiziell abgeschafft. Aber immer noch kann der Kopf eines Asnaurs nur durch zwei Bauernköpfe gesühnt werden. Einem Asnaur wurde in einer Schlägerei die Nase abgeschnitten, und der so beleidigte wollte aus dem Dorf des Beleidigers zwei Bauern töten. Das Gericht führte einen Vergleich herbei, indem es die Sühne für die abgeschnittene Nase auf 3500 Rubel festsetzte — eine für Swanetien riesige Summe. Der Bauer mußte alles bis zum letzten Knopf verkaufen. Als der Staatsanwalt sich einmischte, um nicht den völligen Ruin des Bauern zuzulassen, wurde ihm offen und geradeheraus die Frage gestellt: „Du willst wohl eine allgemeine Schlächterei und dein und fremdes Blut?" — Ein Urteil, das den Anschauungen der Swanen nicht entspricht, wenn es zu hart, und auch, wenn es zu weich ausfällt, wird von ihnen als geschickter Schachzug der Feinde betrachtet, was den Richter wie die ausführenden Organe in die Blutrache einbeziehen kann.

Dabei haben die Richter, besonders die Schiedsrichter, oft schwierige Entscheidungen zu treffen.

In Mallach sahen wir einen Teil einer Swanenhochzeit — eine komplizierte und pikante Prozedur.

Sie beginnt mit einer Verlobung — Linschant. Nachts, mit unendlichen Vorsichtsmaßregeln, geheim vor allen Nachbarn, schickt der junge Mann in das Haus der Braut beredte Freunde. Die Tradition verlangt, daß ihnen kategorisch abgesagt wird. Erst nach fünf oder sechs Nachtbesuchen können die Eltern und die Braut selbst ihr Einverständnis erklären. — Bis zu dieser muß die ganze Angelegenheit völlig geheim bleiben, da eine mißglückte und bekanntgewordene Werbung als eine so große Schande gilt, daß es nur ein einziges Mittel gibt, um Blutvergießen zu vermeiden: Der Verlust der Braut der Eltern der Braut müssen öffentlich und feierlich in der Kirche schwören, daß, wenn sie an der Stelle des Bewerbers gewesen wären, sie sich keinesfalls beleidigt gefühlt hätten. — Wenn das Einverständnis gegeben ist, beginnt sich der Bräutigam mit seinen Freunden und Araka (Schnaps) am festgesetzten Tag zu der Braut und die Feier beginnt. Einer der Gäste hält die feierliche Rede, die dem jungen Paar allen möglichen Segen wünscht, und überreicht der Mutter der Braut Geld — als Symbol der stattgefundenen Verlobung.

Der nächste Akt vollzieht sich erst nach einem Jahr. Ein Fest mit Vertretern beider Parteien findet statt. Die Braut schenkt jedem Gast eigenhändig einen besonderen Becher mit Araka ein, trinkt selbst ein kleines Gläschen und dankt den Gästen für die Aufmerksamkeit und die Ehre. Dann nehmen zwei von ihnen die Braut an den Händen und führen sie, während sie eine Schüssel mit Araka halten, feierlich zweimal um den Herd, unter Gesang von Hochzeitsliedern. Dann bringen sie sie auf den Hof, setzen sie auf ein reichgeschmücktes Pferd, und die ganze Gesellschaft begibt sich in das Haus des Bräutigams, wo sie durch Schüsse in die Luft begrüßt wird. Hier bekommt die Braut eine Schüssel mit Weizenmehl, in deren Mitte eine brennende Kerze steht, in die Hände und wird wieder unter Gesang der gleichen Lieder zweimal um den Herd geführt. Die Braut bleibt im Hause des Bräutigams und kehrt erst nach einer Woche zu den Eltern zurück.

Erst nach einem weiteren Jahr bekommt diese Verbindung eine wirtschaftliche Grundlage. Die Familie der Braut nimmt von dem Bräutigam Brautgeld — Natschalsch, dessen Ziel es ist, einen die Braut sichernden materiellen Fonds zu bilden. Darum wird das von dem Bräutigam Erhaltene gewöhnlich in Form von Mitgift zurückgegeben.

Endlich, drei Jahre nach der Verlobung, findet die endgültige Hochzeit mit Trauung und Araka statt.

*

Wir gehen nach Uschtul, dem berühmten Uschtul, dem entlegensten, wildesten, ursprünglichsten Swanetien. Acht Kilometer unwahrscheinlichsten Weges: blühende Wiesen, Bäche, weit unten der von Felsen eingezwängte erdrückte Inaur.

Uschtul ist konserviertes Altertum. Ganz eng zusammengeschlossen die Steinhäuser, wie ein Zaun wachsen die Steintürme nebeneinander auf. Hier wirken sie nicht mehr als Verzierung wie in Mestija, hier drücken sie auf alles, finster, unbeweglich, furchtbar. Wütend bellen die Hunde. In den engen Gassen zwischen den Häusern, die die Straßen ersetzen, ist ein unbeschreiblicher Schmutz. Wir gehen in eines der Kors hinein.

Die Uschkuler sind in ganz Swanetien als die besten Jäger berühmt. Ihre ganze Jagd ist ein einziger komplizierter Ritus. Zu allererst muß man sich würdig für die Bewegung mit der Göttin Dal, der Göttin der Jagd, vorbereiten. Zwei Wochen vor dem Aufbrechen vor großen Jagd muß der Swane Enthaltsamkeit üben. Frauengärtlichkeit, überhaupt Frauengesellschaft beschmutzen ihn, trüben die reinen Gedanken des Jägers, und da wendet sich die eifersüchtige Göttin von ihm. Nachts, verstohlen, verläßt der Jäger das Haus und trifft sich an einer vorher bestimmten Stelle mit den andern. Von diesem Augenblick an hat die ganze Jagdausrüstung eine zweite, symbolische Bedeutung, die Gegenstände bekommen ihre besonderen Jagdnamen. Wenn zwei Kugeln ein Tier gleichzeitig treffen, so entscheidet sofort das Los, wem die Beute und die Ehre gehört. Wenn das Tier von jemand verwundet wurde und ein anderer es tötet, so zählt der erste als Sieger, wie geringfügig auch die Verwundung ist. Der Jäger, der das Tier getötet hat, nimmt sich dessen Kopf und schmückt seinen Kor mit den Hörnern der Gemse oder des Bocks. Das Fell und das Fleisch werden gerecht geteilt. Die Jagd ist das Vorrecht der Männlichkeit, und der junge Jäger, der zum ersten Male ein Tier getötet hat, feiert mit den Jägern seines Dorfes seine erwiesene Reife. Die Swanen jagen Auerochsen, Bären — nur Wölfe vermeiden sie zu schießen. Nach Ueberlieferungen ist der Wolf der Hund des hl. Georg, den sie als identisch mit Djayrak, dem Gott des Herdes, betrachten — und für die Tötung des Wolfes wird sowohl der beteiligte Heilige Nach schaft begibt sich in das Haus des Bräutigams, wo sie durch Schüsse in die Luft begrüßt wird. Hier bekommt die Braut eine Schüssel mit Weizenmehl, in deren Mitte eine brennende Kerze steht, in die Hände und wird wieder unter Gesang der gleichen Lieder zweimal um den Herd geführt. Die Braut bleibt im Hause des Bräutigams und kehrt erst nach einer Woche zu den Eltern zurück.

Erst nach einem weiteren Jahr bekommt diese Verbindung eine wirtschaftliche Grundlage. Die Familie der Braut nimmt von dem Bräutigam Brautgeld — Natschalsch, dessen Ziel es ist, einen die Braut sichernden materiellen Fonds zu bilden. Darum wird das von dem Bräutigam Erhaltene gewöhnlich in Form von Mitgift zurückgegeben.

Endlich, drei Jahre nach der Verlobung, findet die endgültige Hochzeit mit Trauung und Araka statt.

*

Wir gehen nach Uschtul, dem berühmten Uschkul, dem entlegensten, wildesten, ursprünglichsten Swanetien. Acht Kilometer unwahrscheinlichsten Weges: blühende Wiesen, Bäche, weit unten der von Felsen eingezwängte erdrückte Inaur.

Uschtul ist konserviertes Altertum. Ganz eng zusammengeschlossen die Steinhäuser, wie ein Zaun wachsen die Steintürme nebeneinander auf. Hier wirken sie nicht mehr als Verzierung wie in Mestija, hier drücken sie auf alles, finster, unbeweglich, furchtbar. Wütend bellen die Hunde. In den engen Gassen zwischen den Häusern, die die Straßen ersetzen, ist ein unbeschreiblicher Schmutz. Wir gehen in eines der Kors hinein.

Die Uschkuler sind in ganz Swanetien als die besten Jäger berühmt. Ihre ganze Jagd ist ein einziger komplizierter Ritus. Zu allererst muß man sich würdig für die Bewegung mit der Göttin Dal, der Göttin der Jagd, vorbereiten. Zwei Wochen vor dem Aufbrechen vor großen Jagd muß der Swane Enthaltsamkeit üben. Frauengärtlichkeit, überhaupt Frauengesellschaft beschmutzen ihn, trüben die reinen Gedanken des Jägers, und da wendet sich die eifersüchtige Göttin von ihm. Nachts, verstohlen, verläßt der Jäger das Haus und trifft sich an einer vorher bestimmten Stelle mit den andern. Von diesem Augenblick an hat die ganze Jagdausrüstung eine zweite, symbolische Bedeutung, die Gegenstände bekommen ihre besonderen Jagdnamen. Wenn zwei Kugeln ein Tier gleichzeitig treffen, so entscheidet sofort das Los, wem die Beute und die Ehre gehört. Wenn das Tier von jemand verwundet wurde und ein anderer es tötet, so zählt der erste als Sieger, wie geringfügig auch die

Die Kriegsstimmung in Bolivien

Trotz aller Bemühungen des Völkerbundes und der südamerikanischen Staaten nimmt der heimliche Krieg um den Gran Chacco zwischen Bolivien und Paraguay nach wie vor seinen Fortgang. In beiden Ländern herrscht ausgesprochene Kriegsstimmung. In der Hauptstadt Boliviens, La Paz, kann man beispielsweise fast täglich solche Demonstrationen wie auf unserem Bilde sehen, in denen der offene Krieg gegen Paraguay gefordert wird.

Naturschutzgebiet Bialowieska

Der Urwald der Wisente

Unter den Millionen deutscher Zeitungsleser wird manch einer aufgemerkt haben, als er dieser Tage die kleine Notiz las, der Urwald von Bialowicz sei von der polnischen Regierung zum Naturschutzgebiet erklärt worden. Die an der Ostfront verlebten Kriegsjahre werden wieder auferstehen und jene Kämpfe, von denen der amtliche Bericht der Obersten Heeresleitung am 26. August 1915 lakonisch vermerkte: „Der schwer geschlagene Feind flüchtete in das Innere des Bialowieska-Forstes". In seiner Erinnerung wird er sich zurückversetzt fühlen in diese seltsame Welt der endlosen Wasser und Wälder, der Sümpfe und kleinen Flußläufe im ehemaligen Gouvernement Grodno, wo Armeen von Wasserwild und Waldtieren und, als letzte ihrer Art, die Wisente hausten. Das war kein Wald, wie ihn der Boden der deutschen Heimat kennt, das war eine gewaltige, 1200 Quadratmeter große Fläche mit unberührtester Natur, mit jahrhundertealten Baumriesen, die den Himmel nicht sehen ließen, und unter denen schon die Könige Polens gerastet hatten, wenn sie auf die Jagd gingen, ein Wald, wo keine rodende Axt Licht und Luft den drängenden Leben der vielen tausend Pflanzen und Sträucher geschaffen hatte, sondern wo sich die Natur selbst Bahn brach, wenn ein altersschwacher Baum umstürzte und seine schwächeren Nachbarn unter sich begrub.

In der Nacht aber wird der undurchdringliche Wald von Bialowicz zum Märchen; sobald der Boden feucht wird, beginnt der Moder, in den sich die gestürzten Urwaldriesen verwandelt haben, zu phosphoreszieren und in ungewissen Scheine zu leuchten. Und wann wäre der Boden der Bialowieska jemals trocken? Er liegt nur stellenweise etwas über dem Grundwasserspiegel, und niemandem, der sich nicht genau auskennt, wäre anzuraten, auf eigene Faust und ohne kundige Führung den Waldläufer zu spielen. Im Norden, wo der Laubwald vorherrscht, dehnen sich große Sümpfe, die stellenweise dem Menschen völlig unzugänglich sind, weil sie metertief aus dünnflüssigem Moder bestehen, während sie anderwärts nur eine fußhohe Humusdecke sind, die auf festem Sande liegt. Hier und da erscheint mitten im Sumpf ein Birkenhain oder ein Kiefernwäldchen.

Der Schrecken dieses Waldes sind die Ueberschwemmungen im Frühjahr, wenn der Pripjet und seine Nebenflüsse über ihre Ufer treten, und das träge, sickernde Wasser die Sumpfflächen noch ins Unendliche vergrößert. Da und dort stagniert es völlig, Nadel stehen darüber, und Zwergbirken und Kiefern überwuchern es und erwecken den Anschein, es sei hier festes Land. Im Sommer aber brennt es oft in der Bialowieska. Blitzschläge und mutwillige Brandstiftungen haben schon manchmal große Verheerungen angerichtet. Wochen-, ja monatelang kann die Glut, vom Sturme genährt und weitergetragen, Schaden anrichten; es ist sogar schon vorgekommen, daß ein solcher Waldbrand Eiche aus ihren Revieren vertrieben und soweit nach Norden abgedrängt hat, daß sich einer in der Nomintener Heide verirrte!

In diesem Urwald, der seit hundert Jahren weder von Holzfällern, noch von Jägern beunruhigt wurde — seit 1803 ist der Wald von Bialowicz Kronforst des Zaren gewesen — mußte sich natürlich Wild aller Arten wohlfühlen: Auer-, Birk- und Haselhuhn, alle Arten von Enten und Wasservögeln, Gänse, Schwäne, Kraniche, Störche, dann Luchse, Wölfe, Bären, Schwarzwild, Elche, Rotwild, früher zahlreich vertreten, ist wohl den Bären und Wölfen zum Opfer gefallen; man trifft es nur noch am Rande. Die Wisente schließlich, die letzten ihrer Art in Europa, die in freier Wildbahn ausgerottet sind, sind ein Opfer des Krieges geworden, denn allen Versuchen der deutschen Militärbehörden zum Trotz, sie zu erhalten, ist ihnen das Schicksal nicht erspart geblieben, das ihre Artgenossen in der übrigen Welt hinweggerafft hat. Die Wisentjagden in der Bialowieska waren früher ein Jagdvergnügen für allerhöchste Herrschaften; so steht mitten im Kronforst Bialowieska ein Stein mit deutscher und polnischer Inschrift, derzufolge am 28. September 1752 August III., König von Polen und Kurfürst von Sachsen, mit Ihrer Majestät der Königin und den Prinzen Xaver und Karl eine Wisentjagd abgehalten und 42 Bisons zur Strecke gebracht habe. Die nächste Treibjagd auf Wisente fand erst hundert Jahre später statt, als der Zar der Königin Victoria von England für den Londoner Zoologischen Garten zwei Wisente schenken wollte. Das war ein schwieriges Weidwerk, denn einer der Bisons, ein junger Stier, schüttelte zum Zaun Jäger und ein Dutzend Hunde wie lästige Fliegen ab und konnte erst, müde gehetzt, nach mehreren Stunden überwältigt werden. Diese Wisente, die oft mit Auerochsen verwechselt werden, sind Riesen an Kraft und Gewicht. Seit dem Jahr 1803, als die Bialowieska zum Kronforst erklärt wurde, fanden auch die Wisente besondere Pflege. Der Wald wurde in zwölf Schutzgebiete eingeteilt, in den Lichtungen wurden Bauernfamilien angesiedelt, denen die Aufgabe zufiel, für die Fütterung der Wisente mit Wildheu zu sorgen. Als die Bialowieska in das Kriegsgebiet einbezogen wurde, dachte niemand mehr an die Wisente, die nun von wilderndem Kosaken abgeschossen wurden, und erst die deutsche Besatzung nahm sich tatkräftig der Erhaltung der Tiere und des Waldes an. Die Wisente konnten nicht mehr gerettet werden. Erst nach dem Kriege sind von Hagenbeck angekaufte Wisente in der Bialowieska ausgesetzt worden.

Leitern zum Ernten von Obst

Mit fünf Abbildungen

Wie bei der Pflege der Obstbäume und der Bekämpfung der Schädlinge, so soll auch bei der Ernte die nötige Sorgfalt nicht fehlen, denn Früchte und Zweige dürfen nicht beschädigt werden. Und je edler das Obst, um so sorgfältiger muß das Pflücken sein. So ist das von Hochstämmen zu erntende Tafelobst nur unter

Abbildung 1. Einfache Trittleiter mit Schutzvorrichtung gegen Einsinken

Benutzung von Leitern zu ernten; Pflücker verletzen zu leicht die Früchte. Aber auch für die Ernte anderer Früchte werden solche Leitern gebraucht.

An die Obstleitern sind mancherlei Anforderungen zu stellen, von denen die Sicherheit für den Pflückenden wohl die erste ist. Unsere Obstbäume stehen im gegrabenen Land, zum mindesten ist eine Baumscheibe gelockert. Und so mußte es kommen, daß schon manchem Obstpflückenden ein Schrecken eingezagt wurde, als seine Leiter im weichen Boden zum Umsinken kam. Ein sehr einfaches Hilfsmittel als Schutz gegen solch Umsinken einer Trittleiter zeigt Abbildung 1.

Abbildung 2. Zweiholmige Leiter mit quer angebundenem Stock zur Verhinderung des Brechens der Zweige

Unter Metallhaken kommen Holzstangen oder Besenstiele und die Leiter ist geschient.

Solche Trittleitern reichen aber nur für niedere Obstbäume aus, für höhere Stämme würde eine entsprechende große Leiter zu schwer werden. Man greift da in der Praxis oft zur einfachen zweiholmigen Leiter, die an starke Aste oder in Astgabeln zu legen ist. Es gehört eine gewisse Uebung dazu, eine solche Leiter richtig anzulegen und trotzdem gelingt es meist nicht, damit an die Früchte der äußeren Baumkrone heranzukommen. Wird aber die Leiter einfach auf die äußeren Kronenäste gelegt, so geht es nicht ohne Bruch vieler Kronenzweige ab. Eine Abhilfe kann hier in manchen Fällen die in Abbildung 2 gezeigte einfache Vorrichtung bringen. Es braucht nur ein Stock quer an den Leiterteil gebunden werden, der auf die kleineren Aste zu liegen kommt. Dadurch wird die Zahl der leitertragenden Aste vergrößert und ein Brechen der Zweige vermindert. Ähnlich kann auch ein Stab zwischen Aesten, wie gleichfalls Abbildung 2 vor Augen führt, das Anlegen

Abbildung 3
Einholmige Leiter: Tiroler Lehne

der Leiter bei schwächeren Aesten erleichtern und dabei für ein sicheres Aufstellen bürgen.

In einigen Gegenden mit viel Obstbau haben sich nun bestimmte Typen von Obstleitern ausgebildet, die ausschließlich als Pflückleitern dienen. Solche Leiterformen sind dann auch von Firmen aufgegriffen worden und werden als Obstleitern in den Handel gegeben. Die eigenartigste Form solcher Obstleitern stellen die Einholmleitern dar, die in Tirol viel gebraucht und Tiroler Lehne genannt werden. Wir sehen in Abbildung 3. Ein Mann auf solcher Leiter muß ganz gewöhnt sein. Es wird erleichtert, wenn die Enden der Sprossen durch Draht miteinander verbunden werden. Der Fuß des Obstpflückenden kann so nicht abgleiten und der Hauptvorteil der Leiter, ein geringes Gewicht zu haben, wird dadurch nicht nennenswert beeinflußt.

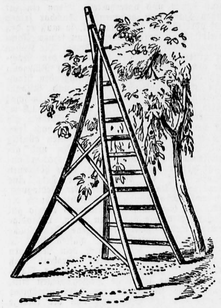


Abbildung 5
Leiter zum Freiaufstellen, aus einem Stamm gearbeitet. Leicht und sicher!

Bei alledem ist es für die Aberntung vieler Obstbäume nicht zu vermeiden, eine freistehende Leiter zu Hilfe zu nehmen. Da, wo die erwähnte Trittleiter nicht ausreicht, kann eine einfache zweiholmige Leiter in der in Abbildung 4 dargestellten Weise abgeändert werden. Solche Änderung kann auch ein mit Holzarbeiten vertrauter Gartenbesitzer selbst vornehmen. Dabei muß er aber berücksichtigen, daß diese Leiter sicherer steht, wenn die beiden Stützen nicht zu eng zur Erde gehen. Wird der Eisenbolzen, der Leiter und Stütze verbindet, zum leichten Ausziehen gearbeitet, dann kann die Leiter nach der Obsternte, leicht zerlegt, wieder anderen Zwecken dienen.

An dieser Stelle sei bemerkt, daß hohe Leitern mit Stützen steil aufgestellt werden sollen, damit die Stützen nicht zu stark belastet werden. Außerdem sind solche Leitern so zu stellen, daß sie, falls sie einmal umsinken sollten, in die Baumkrone fallen. Auf Abbildung 5 sehen wir dann noch eine Leiter zum Freiaufstellen, die aus einem Stamm gearbeitet ist, und zwar durch kreuzweises Aufsägen desselben. Diese Leiter ist leicht und auch sicher aufzustellen. Es gibt noch mehr Formen von freistehenden Leitern, auch die Einholmleiter kann als solche ausgebildet werden, wenn zwei Stützen dazu angebracht werden.

Hat man eine Leiter zu wählen, so richtet sich die Wahl zuerst nach Art und Größe der Obstbäume. Dann muß eine Leiter leicht zu hantieren sein, sich sicher aufstellen lassen, und gegebenenfalls als Freistehleiter zu verwenden sein, um die Früchte an allen Baumteilen ernten zu können. Durch zweckmäßige Leitern wird die Obsternte erleichtert, ohne Leiter läßt sie sich selten mit der nötigen Sorgfalt durchführen.

Der hohe Wert der Ziegenmilch

Von Schaper, Leiter der staatlich anerkannten Versuchswirtschaft für Ziegenhaltung, Hohenmutzen bei Freienwalde (Oder)

Es ist eine unbestreitbare Tatsache, daß in West-Europa die Viehzucht auf Kosten der Ackerbauwirtschaft zunimmt, so beispielsweise in Dänemark, England, Holland, Deutschland. Die Ursache hierfür liegt darin, daß sich lebendes Vieh weitaus schlechter transportieren läßt als tote Ware. Deshalb auch man also besser und rationeller wirtschaftet, wenn man Futtermittel einführt und diese dann im Inlande in Fleisch und Milch umsetzt. Eine Ausnahme des Milchviehes ist nun dadurch begründet, daß die Milch eines der wertvollsten Nahrungsmittel darstellt und ihr Genuß in frischem, nicht konservierten Zustande für die Volksernährung von außerordentlicher Bedeutung ist.

Bei dieser Sachlage ist es eigentlich unverständlich, daß die Zahl der Ziegen auch im letzten Jahre eine, wenn auch nicht bedeutende Abnahme zeigt. Der Grund hierfür ist einmal die Bequemlichkeit vieler Menschen, welche die Arbeit, die mit der Ziegenhaltung naturgemäß verbunden ist, scheuen und lieber Kuhmilch vom Wagen kaufen, obwohl das dort erhältene Milchprodukt vielfach keinen Vergleich mit der in eigener Haltung gewonnenen hochwertigen Ziegenmilch auszuhalten vermag. Andererseits aber ist auch vielen der hohe Wert guter Frischmilch für die Gesundheit der Kinder gar nicht bewußt.

Die besondere Bedeutung der Ziegenmilch liegt man darin, daß die Ziege nur in ganz seltenen Ausnahmefällen unter der Tuberkulose leidet, während das Rindvieh in höherem Alter viel häufiger tuberkulös ist. Die Ursache dieser starken Verseuchung des Rindviehbestandes liegt darin, daß im Gegensatz zur Ziegenhaltung, bei der sich in der Regel nur ein bis zwei Tiere im Stall befinden, die Milchkühe zu Dutzenden oder zu Hunderten in engen Ställen naturwidrig gehalten und durch die häufig erforderlich werdende Ergänzung der Bestände durch Zukauf von kranken Tieren Seuchen eingeschleppt werden.

Weite Kreise der Bevölkerung aber sind nicht in der Lage, garantiert einwandfreie Kinder-Kuhmilch wegen des naturgemäß hohen Preises kaufen zu können. Demgegenüber ist die Ziege, wie eingangs erwähnt, in der Regel frei von Tuberkulose; auch ist es ein leichtes und Billiges, eine Ziege von einem Tierarzt auf ihren Gesundheitszustand besonders auf Tuberkulose untersuchen zu lassen und sich damit volle Gewißheit über ihren Gesundheitszustand zu verschaffen. In der Tuberkulinprobe hat der Tierarzt ein einfaches Mittel hierzu in der Hand. Auch nun die Ziegenhalter ein von Tuberkulose freies Tier, so kann er unbesorgt seinen Kindern die rohe, vitaminreiche vollwertige Ziegenmilch verabreichen. Ein weiterer, gerade für die Ernährung der Kinder nicht unwesentlicher Vorteil der Ziegenmilch-Ernährung ist der, daß die Fettkügelchen in der Ziegenmilch viel feiner verteilt sind als in der Kuhmilch und lene daher der Muttermilch ähnlicher und leichter verdaulich ist.

Errichtung und Erhaltung von Zäunen

Reichs- und landesrechtlich dargestellt von Staatsanwalt Fiedler

Aus verschiedenen Anfragen gleicher Art der Leser dieses Blattes ergibt sich, daß bei ihnen Zweifel über die Errichtung und die Instandhaltung von Grundstückseinfriedigungen bestehen. Einfriedigungen in diesem Sinne sind solche die Grundstücksoberfläche überragenden Vorrichtungen, die ausschließlich zu dem Zweck angebracht sind, ein Grundstück zur Sicherung gegen unbefugtes Betreten nach außen abzuschließen und vom öffentlichen Verkehrsraum wie vom Nachbargrundstück abzugrenzen. Deshalb gehören Stützmauern und auf der Grundstücksgrenze stehende Gebäude nicht hierher.

Soweit solche Vorrichtungen erweisenermaßen einem bestimmten Grundstückseigner allein gehören, besteht nach dem dann ausschließlich maßgebenden Reichsrechte keinerlei Zweifel darüber, daß er allein darüber verfügungsberechtigt ist und sie instandhalten muß. Er hat also dafür zu sorgen, daß kein Vieh die Einfriedigung überschreitet, und haftet für den durch Vernachlässigung dieser Pflicht entstandenen Schaden (§ 823 BGB.).

Werden aber zwei Grundstücke durch einen Zwischenraum, Rain, Winkel, einen Graben, eine Hecke, Planke oder eine andere Einrich-

Frage und Antwort

Ein Ratgeber für jedermann

Bedingungen für die Beantwortung von Anfragen: Der weitaus größte Teil der Fragen wird schriftlich beantwortet, da ein Abdruck aller Anfragen räumlich unmöglich ist. Deshalb muß jede Anfrage die genaue Adresse des Fragestellers enthalten. Anonyme Fragen werden grundsätzlich nicht beantwortet. Außerdem ist jeder Frage ein Ausweis, daß Fragesteller Bezieher unseres Blattes ist, sowie als Portoersatz der Betrag von 50 Rpf. beizufügen. Für jede weitere Frage, auch desselben Fragestellers, sind Portoersatz der Betrag von 50 Rpf. beizufügen. Für jede weitere Frage, auch desselben Fragestellers, sind gleichfalls 50 Rpf. mitzusenden. Anfragen, denen zu wenig Porto beigefügt ist, werden zurückgelegt und erst beantwortet, wenn der volle Portobetrag erstattet wird. Unser der Rubrik „Frage und Antwort" werden nur rein landwirtschaftliche und unmittelbar einschlägige Fragen behandelt. Unsere Ratschläge geschehen ohne jede Verbindlichkeit. Sämtliche Anfragen sind zu adressieren an den Verlag: „Der 7. Tag" Die Schriftleitung Fragekasten), Paderborn

Frage: Regenwasserverwendung für Futterzwecke. Da ich mit noch mehreren hier ansässigen Besitzern auf die Verwendung von Regenwasser für Futterzwecke eingestellt bin, bitte ich um Auskunft, ob und wie sich Regenwasser für die Zwecke der Fütterung geeignet machen läßt. A. K. in K.

Antwort: Regenwasser ist für Futterzwecke nicht geeignet, da es sich hier um chemisch reines Wasser handelt, in welchem keinerlei Mineralbestandteile enthalten sind. Sind Sie darauf angewiesen, Regenwasser für die Zwecke der Fütterung zu verwenden, so empfehlen wir Ihnen, dieses mit lehmiger Erde zu versetzen, es gut durchzurühren und es dann absetzen zu lassen. Auf diese Art und Weise werden dem Wasser die fehlenden Mineralbestandteile zugeführt. Dr. Bn.

Frage: Kuh hat geschwollenes Euter. Die Erscheinung zeigt sich schon seit sechs Monaten und nur bei den beiden hinteren Strichen. Wenn die Kuh steht, ist es schlimmer, als wenn sie geht. Die Kuh ist acht Jahre alt und schon 5½ Monate trächtig. Ich habe die Kuh vom Tierarzt schon untersuchen lassen. Sie ist gesund, ebenso ist die Milch genießbar. Nur läßt sich die Kuh nicht mehr so leicht melken wie früher. Ich nehme an, daß dies durch Erkältung gekommen ist. Bestimmt kann ich dies aber nicht sagen. Können Sie mir raten, was ich dagegen tun soll? F. S. in K.

Antwort: Bei der Kuh handelt es sich um eine Euterentzündung, wie sie bei Kühen häufiger beobachtet werden kann. Das Tier ist bald zu halten, schwer verdauliche, eiweißreiche Futtermittel sind zu vermeiden. Man gibt Grünfutter, Heu, dünne Kleientränke, rohe Kartoffeln, Rüben usw. Die örtliche Behandlung besteht in häufigem, sanftem, reflotem Ausmelken (alle 1 bis 2 Stunden) der erkrankten Viertel. Weiter ist zu empfehlen sanftes Frottieren und Waschen des Euters unter Verwendung von Oelen, Fetten und milden Salben, z. B. Kampfersalbe, Borsalbe, Jodsalbe, Jodvaloegen usw. Die aus den kranken Vierteln ermolkene Milch ist, sofern sie äußerlich stark verändert ist, unschädlich zu beseitigen. Einwandfreie Aufklärung über die Art der Erkrankung des Euters ist durch die bakteriologische Untersuchung einer Milchprobe zu erlangen. Stall und Stallgeräte schaften sind gründlich zu reinigen und zu desinfizieren. Dr. Th.

Frage: Schäferhündin frißt schlecht. Die zweijährige Schäferhündin ist vom Vorbesitzer im Zwinger sehr verwöhnt worden. Sie frißt und säuft manchmal fast gar nicht, zwei Tage lang hat sie dann wieder Appetit. Hundekuchen mag sie nicht. Zusammengekochtes Futter, Fleisch und Brühe frißt sie lieber, meist aber nur mittags. Die Zunge ist manchmal etwas belegt, das rechte Auge tränt, sonst ist sie aber ganz munter. Liegt vielleicht ein Magenkatarrh vor? Das Auge habe ich mit Kamillentee ausgewaschen. Sie frißt gern Gras und erbricht es wieder. L. A. in K.

Antwort: Bei Ihrer Hündin liegt jedenfalls, wie Sie vermuteten, ein Magenkatarrh vor. Es kann aber auch sein, daß sie einen Fremdkörper im Magen hat. Geben Sie der Hündin dreimal täglich einen Teelöffel voll Pepsinwein. Sollte das nicht helfen, müßten Sie die Hündin mal durchleuchten lassen. In das tränende Auge träufeln Sie dreimal täglich etwas dreiprozentige Borsäure-Lösung. Dei.

tung, die zum Vorteile beider Grundstücke blant, voneinander geschieden, und steht nicht ganz fest, wem von beiden Nachbarn die Einrichtung gehört, so ist die gesetzliche Regelung nach Reichsrecht zum Teil anders wie nach dem auf Grund des Einführungsgesetzes zum BGB. vorbehaltenen Landesrechte.

Nach § 921 BGB. wird vermutet, daß **dann die Eigentümer der Grundstücke zur Benutzung der Einrichtung gemeinschaftlich berechtigt seien.** Das bedeutet, jeder der Grenz**nachbarn kann sie zu dem Zwecke, der sich aus ihrer Beschaffenheit ergibt, insoweit benutzen, als nicht die Benutzung des anderen beeinträchtigt wird.** Die Kosten der Unterhaltung der **Grenzscheide sind von den Nachbarn zu gleichen Teilen zu tragen.** Solange einer der Nachbarn **an dem Fortbestande der Einrichtung ein berechtigtes** (§ 226 BGB.) Interesse hat, darf **sie nicht ohne seine Zustimmung beseitigt oder geändert werden.** Wegen weiterer Einzelheiten **über diese rechtlichen gegenseitigen Beziehungen der Nachbarn untereinander darf auf die §§ 741 bis 758 BGB.** verwiesen werden.

Die meisten deutschen Länder, insbesondere **auch der Freistaat Sachsen, haben sich diesen reichsrechtlichen Vorschriften angeschlossen und treffen gesetzliche Bestimmungen, die damit im Widerspruch standen, aufgehoben.** Hingegen in **Preußen gelten noch heute die im Pr. Allgem. Landrecht, I. Teil, 8. Titel § 152 ff.** für Zäune, Planken und Scheidewände festgelegten **Vorschriften.**

Danach muß, wer eine neue „Scheidung" **in einer Gegend, wo bisher noch keine vorhanden gewesen ist, anlegen will, nicht nur die Anlage, sondern auch die fernere Unterhaltung auf seine Kosten besorgen.** Ueberhaupt liegt **die Unterhaltung solcher Grenzeinrichtung demjenigen ob, welchem erweislich das Eigentum derselben gehört.** Nach altem Rechtsgrundsatze **muß die Abdachung der Stiele nach der Seite desjenigen Grundes geschehen, welchen Eigentümern die Planke gehört.** Weil der, nach dessen Grundstück die Spitzen der Plankennägel zeigten, als mutmaßlicher Eigner der **Planke galt und deshalb für deren Instand-**

Allerlei Neues aus Feld und Garten, Stall und Hof, Haus und Keller, Küche und Blumenzimmer

Die Verwendung des Kartoffelkrautes. Das Anzünden und Verbrennen des Kartoffelkrautes macht der Jugend sobraus, sahrein immer wieder die gleiche Freude, und gar mancher besahrte Mann denkt noch mit viel Freude an diese Zeit zurück. — So schön solche Erinnerungen auch sein mögen, ist es jedoch grundverkehrt und ein wirtschaftlicher Fehler, wenn man das Kartoffelkraut verbrennt. Nur das Kraut „erkrankter" Kartoffeln pflanzen sollte dem Feuertod übergeben werden. Im übrigen sei folgendes gesagt: Das Kartoffelfeld wird nach der Ernte gut übergegt, und das Kartoffelkraut, welches durch Heben der Eggen möglichst gleichmäßig in eine Linie bzw. einen Schwaden zu bringen ist, wird zwecks leichteren Pflügens des betreffenden Feldes gelig abgefahren. „Wofür mit dem Zeug?", fragt sich mancher Landwirt! Es gibt hier die verschiedensten Möglichkeiten der Unterbringung. Wenn das Kraut trocken ist, kann man es verwenden, und zwar als Einstreu in Schaf- und Rinderställen, im anderen Falle bringe man es auf Wiesen und Weiden, wo-selbst es eine hervorragende Düngerwirkung zeigt. Im kommenden Frühjahr muß es natürlich, soweit es nicht verwittert ist, gut übergeegt und dann abgefahren werden. Es kann alsdann sehr wohl, soweit es trocken eingebracht worden ist, zur Einstreu in Viehställen verwendet werden. Eine weitere Verwendung des Kartoffelkrautes ist das Bedecken der Kartoffel- und Rübenmieten mit demselben; besonders in frostreichen Wintern hat sich dies sehr bewährt. Viele Praktiker bringen das abgefahrene Kraut als unterste Schicht in die frisch gelegte Düngergrube; dadurch entsteht eine wertvolle Kompostierung jeglicher Nährstoffe, auch der Stickstoffgehalt der Jauche wird dadurch in keiner Weise vermindert. Jedenfalls muß dem Landwirt und Gartenbesitzer immer wieder gesagt werden, daß Kartoffelkraut, soweit es nicht erkrankt ist, nie verbrannt werden soll! Dr. M.

Beachtenswertes bei der Dahlienüberwinterung. Bald wird der erste Herbstfrost wieder das Kraut und die Dahlien unserer Dahlienanlagen mit einem schwarzen Schleier umgeben haben, und genügten Hauptes hängen Blatt und Blüten zur Erde, dann ist auch das Jahr ist ihr Flor dahin. Ehe aber nun zum Herausnehmen der Dahlienknollen geschritten wird, muß man sich zuvor Namensschilder und Etikette zurecht gemacht haben, um alle Sorten mit dem richtigen Namen zu versehen, damit spätere Verwechslungen vermieden werden können. Es ist diese Namensbezeichnung nicht nur gut für den eigenen Bedarf, sondern man hat auch hier und da Gelegenheit, Dahlienknollen zu verkaufen oder zu vertauschen, und es ist nicht gut, wenn man später die unliebsamen Vorwürfe erhält, daß die Dahlien nicht fortenecht waren oder es waren nicht die verlangten Sorten. Darum sind immer kleine Arbeiten von großem Nutzen. Ca.

Leukämie oder weiße Marksucht steht noch den Untersuchungen über die hauptsächlichsten Todesursachen der Hühner an zweiter Stelle. Den ersten Platz nimmt bekanntlich die Eileiterentzündung ein. Sie ist eine durch ein filtrierbares Virus hervorgerufene, ansteckende Blutkrankheit, läßt sich durch Blut und Organteile kranker Tiere auf gesunde Hühner übertragen, doch ist noch nicht bekannt, auf welchem Wege die natürliche Infektion erfolgt. Es liegt noch kein positives Ergebnis über den Erreger und dessen Bekämpfung vor, ist ja der ansteckende Charakter dieser Krankheit noch gar nicht lange festgestellt. Die gefährliche, namentlich im Winter und zeitigen Frühjahr auftretende Seuche entwickelt sich schleichend und führt binnen zwei bis fünf Monaten zum Tode. Bei den verendeten Tieren findet man meist eine auffallende Vergrößerung der Leber und Milz, zuweilen auch der Nieren. Die Leber ist meist nicht mehr einheitlich rot, sondern von helleren Teilen durchsetzt. In einzelnen Fällen finden sich zahlreiche Knötchen von verschiedener Größe am Darm. Die Veränderungen der Leukämie haben häufig viel Aehnlichkeit mit denen der Tuberkulose, so daß von Laien beide Krankheiten öfters verwechselt werden. Ein großer Unterschied aber ist es, daß die Tuberkulose meist ältere Hühner heimsucht, die Leukämie aber am häufigsten bei einjährigen Tieren, gewöhnlich während oder nach der ersten Legeperiode vorkommt. Nach sachwissenschaftlichen Beobachtungen wird die Krankheit durch übermäßige Züchtung und starke Fütterung auf hohe Legeleistung hervorgerufen. Sie wird unter anderem auf eine zu starke Gabe tierischen Eiweißstoffes zwecks Steigerung der Legetätigkeit zurückgeführt. Diese Annahme, daß Fütterung und Haltung beim Entstehen der Seuche eine ursächliche Rolle spielen, gründet sich auch auf die Erfahrung, daß sie vornehmlich in modernen Farmbetrieben auftritt, während sie um so seltener anzutreffen ist, je natürlicher die Hühner gehalten werden. Die Bekämpfung der Krankheit ist bis jetzt recht schleichenden Verlauf sehr erschwert, denn die Hühner können schon lange krank sein, ehe sie sichtbare Erscheinungen zeigen. Da die Seuche vorerst als unheilbar gilt, so kommt es darauf an, alle krankerscheinenden Tiere abzuschlachten. Liegt nicht große Abmagerung oder Geschwulstbildung in der Haut und Muskulatur vor, so können sie noch als Nahrungsmittel verwendet werden, natürlich aber sind die veränderten Organe zu vernichten, am besten zu verbrennen. Das Hauptgewicht muß auf die Verhütung der Ansteckung gelegt werden, deshalb den täglichen Kot herauszuschaffen und verbrennen, Stall und Geräte gründlich mit einem wirksamen Mittel (Sodalauge mit Kreolin-zusatz) desinfizieren. Als vorbeugend ist genügende Bewegungsfreiheit zu gewähren in einem gut lüftbaren Stalle, der die sicherste notwendige pflanzliche und tierische Zukost liefert bei möglichster Vermeidung der bereits oben genannten Ursachen zur Leukämie. Al.

Treibriemenverbindungen. Das Verbinden der Treibriemenenden macht manchem Landwirt oft Sorgen. Neue Riemen müssen sehr oft gekürzt und dabei neu verbunden werden, und auch alte Riemen müssen sehr oft neu verbunden werden, weil sie gerissen und geflickt werden müssen. Es sind gewiß schon alle möglichen Verbindungen versucht worden, und manches wird wohl der Vergessenheit gehommen sein, daß das beste das Nähen und Leimen ist, besonders für schnell laufende Riemen. Diese Art der Verbindung erfordert aber viel Zeit, und wenn sie öfters vorgenommen werden muß, so wird die Sache nachgerade etwas kostspielig. Bei vielen Riemen ist das Nähen und Leimen auch nicht anwendbar, weil die Enden sehr sorgfältig abgeschärft und, der Breite entsprechend, ziemlich weit übereinander gelegt werden müssen. Da nun auch hierzu viel Zeit gehört und ferner das Trocknen der Leime stelle abgewartet werden muß, so kann an ein Kürzen des Riemens während des übrigen Betriebes gar nicht gedacht werden. Ganz ähnliche Uebelstände machen sich bei den durch Nähen verbundenen Riemen bemerkbar. Da sichert man sich nun die Vorteile des geleimten Riemens in der Weise, daß man eine altbekannte Lederverbindung in Anwendung bringt. Man nagelt die vorher abgeschrägte und mit Lederleim bestrichene Verbindungsstelle mit Holznägeln, wie der Schuhmacher die Stiefelsohlen. Das Uebereinanderlegen dauert dann nicht lange und das Pressen und Trocknen der geleimten Verbindung kann unterbleiben. Die Nägel pressen die Flächen genügend fest zusammen, so daß der Kitt fest anfaßt. Man muß nur darauf achten, daß beim Vorschlagen der Löcher für die Holznägel kein größerer Dorn benützt wird, als unbedingt nötig ist. Reichlich große Löcher ermöglichen zwar ein bequemes Nageln, aber die Haltbarkeit ist auch eine geringere. Man kann im übrigen auch nageln ohne Kitt, wenn man statt der Holznägel die bekannten eisernen Stifte, die sogenannten „Takes" nimmt, die man in jeder Lederhandlung bekommt. Diese müssen so lang gewählt werden, daß ihre Spitze mindestens 5 mm durch das Leder hindurch reicht. Legt man dann den Riemen mit der Lauffeite auf eine eiserne Platte oder einfach auf die eiserne Riemenscheibe und hämmert von der Rückseite, so nietet sich die Spitze der Nägel beim Nageln um und es ergibt sich eine sehr dauerhafte Verbindung. W.

Schweineseuche mit Gemüse als Einkopfgericht. Gericht für vier Personen, 1½ bis 2 Stunden. Zutaten: 500 g Schweinehals, Salz, Pfeffer, Zwiebel, 1 bis 1,5 kg verschiedene Gemüse, 3 Tomaten, Petersilie, 40 bis 50 g Butter, ½ Liter Wasser, 1 bis 2 Maggi's Fleischbrühwürfel. Zubereitung: Die je nach der Jahreszeit vorhandenen Gemüse, wie Erbsen, Gelbrüben, Blumenkohl, Wirsing, Sellerie, Bohnen, werden nach ihrer Art geputzt und in nicht zu dünne Scheiben geschnitten, Blumenkohl in Rösschen geteilt, Bohnen in zwei bis drei Stücke gebrochen, Erbsen ausgelöst, Tomaten werden in kochendes Wasser getaucht, abgezogen und in vier bis acht Stücke geschnitten. Der ausgebeinte Schweinehals wird in fingerdicke Scheiben und diese wiederum in Streifen geschnitten. Die gemüsierten Gemüse werden mit Salz und sehr reichlich fein gehackter Petersilie, etwas Fleisch mit Salz, Pfeffer und reichlich feingeschnittener Zwiebel gemischt. Beides gibt man nun lagenweise in einen festschließenden eisernen Tiegel, streut danach kleine Butterstückchen darüber, gibt die nötige Fleischbrühe dazu und läßt das Ganze fest zugedeckt langsam weichdämpfen. Das Gericht soll saftig aber nicht allzu brühig sein, wird vorsichtig auf eine tiefe Platte gestürzt und mit Salzkartoffeln oder auch für sich allein zu Tisch gegeben. A. Sp.

Die Preiselbeere ist eine der gesündesten Fruchtarten. Besonders zuträglich ist sie für Kinder, und bei Stuhlverstopfungen ist sie oft allgemein bekannt geschätzt. Darum soll auch die sparsamste Hausfrau sich einen guten Vorrat für den Winter einkochen. Die eingekocht und in Steintöpfe gefüllt, hält sich diese Frucht ganz ausgezeichnet. — **Preiselbeeren,** die bei eingekocht werden sollen, werden verlesen und vorsichtig gewaschen. Auf einem Sieb läßt man das Wasser ablaufen. Auf 3 kg Preiselbeeren nimmt man 1,5 kg Zucker. In den Einmachkessel lege man zuerst eine Schicht Preiselbeeren, dann eine Lage Zucker und fahre so fort, bis Zucker und Früchte verbraucht sind. Dann setze man die Früchte unter öfterem Umrühren gelegentlig einkochen. Man kann auch die Beeren während des Kochens noch einige Zeit herausnehmen und den Saft allein noch weiter einkochen. Bei längerem Stehen wird die Masse fester. Man fülle die eingekochten Beeren schließlich in saubere Steintöpfe und binde nach dem Erkalten die Töpfe mit Pergamentpapier zu. — Der Geschmack der Preiselbeeren ist oft etwas herbe. Will man nun einen milderen Geschmack erzielen, nehme man einen Teil Äpfel und Birnen zu den Beeren. Härtere Früchte schneidet man in kleine Stücke und kocht sie zunächst in Zuckerlösung halbweich, dann fügt man die Beeren zu und kocht sie in diesen gar. Man rechnet 500 g Äpfel oder Birnen auf 1 bis 1,5 kg Preiselbeeren. — Auch **Preiselbeeren mit Kürbis** geben ein gutes Kompott. Der Kürbis wird mit einem Ausstecher in kirschengroße Kugeln ausgestochen, dann zwölf Stunden in milden Essig gelegt und in Zuckerlösung halbweich gekocht, schließlich mit den Preiselbeeren gemischt und fertig gekocht. — **Preiselbeergelee** wird wie folgt hergestellt. Die Beeren werden gekocht und der Saft auf ein Tuch zum Ablaufen gegossen. Am anderen Tage gießt man vorsichtig den klaren Saft ab und nimmt auf ein halbes Liter Flüssigkeit 500 g Zucker. Unter fortwährendem Rühren und Abschäumen ist das Gelee in fünfzehn Minuten fertig und kann in kleine Gläser gefüllt werden. Man lasse die Gläser noch einen Tag offen stehen, überdecke sie mit Pergamentpapier und binde sie dann mit Pergamentpapier zu. Das Gelee hat eine hellrote Farbe und eignet sich aus dem Grunde sehr gut zum Verzieren von Speisen und Kuchen. **Gesel.**

Kleine Anzeigen für West- und Mittel-Deutschland

Anzeigenpreis: Jeder 1 mm hohe, 26 mm breite Raum kostet: bei Geschäftsanzeigen 27 Pf., bei Gelegenheitsanzeigen und Stellenangeboten 20 Pf., Stellengesuchen 15 Pf. Für die Erfüllung von Vorschriften wird keine Gewähr übernommen. Erfüllungsort u. Gerichtsstand Paderborn. Telegr.-Adr.: Volksblatt, Paderborn.

Die hohe Auflage und weite Verbreitung in West- u. Mittel-Deutschland gewährleistet volle Inserate. Bis Donnerstag früh eingehende vorausbezahlte Anzeigen erscheinen noch in der nächsten Ausgabe. Postscheckkonto: Westf. Volksblatt, Paderborn, Hannover 1534

Als gebürtig. **Eichsfelder,** jetzt in südbeutschem Badeort ansässig, suchen wir für unsere Tochter eing. Bind. Mitte 20er, gesund, große hübsche Erscheinung, gebild., mit besten hausfraulich. Eigenschaften und in gut vermög. Verhältniss. solchen

kath. Ehekameraden

in gef. Lebensposition im Alter bis zu 40 Jahren. Evtl. Vermittlg. der Ehe oder Verwandten angenehm. Berufsvermittl. Vermittler zwecklos. Vertrauensvolle Zuschr. unt. Nr. E 8. 3630 an „Der 7. Tag", Paderborn.

Jung., Mädel. Mädchen, 170 m groß wünscht mit Herrn bis zu 30 Jahren in Briefwechsel zu treten zwecks späterer

Heirat

Angebote unt. S 3 1194 an „Der 7. Tag", Paderborn.

Kaufmann, 29 J. alt, katholisch, in sicherer Stellung, mit eig. Heim, wünscht die Bekanntschaft mit einem gutgesinnten, soliden Mädchen im Alter von 22—24 Jahren, welches im Haushalt bewandert ist, awecks späterer

Heirat

Gefl. Zuschr. mit Bild erbet unt. Nr. Th. W. 7550 an „Der 7. Tag", Paderborn.

Vater s. f. s. Sohn,

Kaufmann

kath., gebild. Mitte 30, groß, stattl., rein. Berg., sehr gut Char., tücht. i. alt. Geschäft d. Eisenbr., i. schöner Besitzung i. Stadt in schön. Gegend, bald f.

glückliche Ehe

herzensgut, tücht. bl. Frau mit Vermög. d. ihr gelich. wird. — Vermittlung streng. Zuschr. unt. Nr. W 8 1011 an „Der 7. Tag" Paderborn.

Heiratswünsche

finden weiteste Verbreitung in kath. Kreisen durch unsere Sonntags-Zeitung

Der 7. Tag

Auflage 40000

Bis Donnerstag früh eingehende vorausbezahlte Anzeigen erscheinen noch in der nächsten Ausgabe.

Dasbilligste Kraftfuttermittel

ist zurzeit unbestritten

Baumwollsaatkuchenmehl

deutsches, doppelt gesiebtes und entfasertes Fabrikat

Carl Hirschberg, Hamburg

Gegründet 1842

Zu beziehen bei allen Händlern und Genossenschaften am dortigen Platze

„Haarglanz" neutralisiert das Haar, d. h. er bindet die noch im Haar verbliebenen Alkalireste des Waschmittels, die durch ihn rückstandlos herausgespült werden. „Haarglanz" erhalten Sie mit jedem weißen Beutel Schwarzkopf-Schampon, dem frisch. Haarpflegemittel und doch nicht zu teuer. Blondinen „Extra-Blond", die auffallende Spezial-Sorte!

Riesenerdbeeren

Fabelhafte Erträge liefert meine Riesensorte „Victoria Königin Luise, die **„Unübertrefflichen"** genannt. Dauernde Pflanzenauswahl brachte die auf staunend hohe Leistung im Ertrag. Die Früchte sind riesengroß. Die große Frucht hat eine prachtvoll glänzend dunkelrote Farbe. Fleisch schmelzend, sehr saftig, köstlich. Aroma einzig dastehend, wie Himbeer mit Ananas. Reifezeit früh, Tragbarkeit fabelhaft. Wer eine mit Riesenfrüchten vollbehangene Staude meiner „Unübertrefflichen" gesehen hat, kommt aus dem Staunen nicht heraus. Selbst im sonnigen Süden, wo fabelhafte Erträge häufig sind, habe ich keine ähnliche Fruchtbarkeit gesehen. Wir zählten an einem Busch 336 Früchte und Blüten. Ein Beet mit 4 Reihen lieferte eine Tagesernte von ca. 1 Ztr. Pflanzen dieser goldbringenden Massentragersorte, einer ersklassigen 6. Morgen großen Erdbeerplantage entnommen: 25 St. 1.10 RM, 50 St. 1.90 RM, 100 St. 3.40 RM, 250 St. 7 RM, 500 St. 12 RM, 1.00 St. 20 RM. Versand sofort mit Kulturanweisung. Gute Moospackung gewährleistet gute Ankunft. **Weltbekannte Versandgärtnerei Höltge, Ratzebuhr 57.**

Ia Drahtzäune billiger Scholand-Kassel Weltfk. Spez. 58

Zigarillos Im Lang Havana Qualität garantiert schmutzfrei. Direkter Versand zu **2½ Pfg.** Porto ist nun bei Bez. ab Fabrik möglich. H. BRAUN · ZIGARRENFABRIK BRUCHSAL-FORST VERSAND DER NACHNAHME GEGENDIENST UMTAUSCH GESTATTET

Vorbereitg. auf d. **Abitur** u. Obersekunda. Förderung f. jede Klasse. Zurückgebl. Schüler werd. beigearbeitet. Vorzügl. Verpflegg. Mäß. Preise. Leitung d. geistl. Stud.-Rat. Pädagog. Canisianum, Lüdinghausen i. W.

Rundfunkprogramme

vom 28. August bis 3. September 1932

Langenberg

Gleichbleibende Wettags-Vorfragsfolge. 6.45: Leibesübungen. ● 7: u. 8: Wetter, Zeit. ● 7.05: Konzert. ● 10: Erste Meldungen, Zeit, Wasserstand. ● 11.15 (Di. 11.20) u. 12: Konzert. ● 13.15: Wetter, Meldungen, Zeit. ● 13.30: Konzert. ● 15.30: Wirtschaftsberichte, Zeit. ● 18.45: Wetter, Zeit. Wirtschaftsberichte, Sport. ● 19.55: Abendmeldungen. ● ca.22: Meldungen, Sport.

Sonntag, 28. August

7.00: Choral: Dank sei dir, Herr.
7.03: Hamburger Hafenkonzert.
8.15: Landwirtschaftliche Rundfahrt.
9.00: Glänte von St. Gereon, Köln.
9.05: Katholische Morgenfeier.
10.15: Bericht vom Krankenbett.
11.00: Frankfurt: Goethe-Gedächtnisfeier.
12.35: Fr. Goert: Wuiff der Woche.
13.00: Mittagskonzert. Leitung: Eysoldt.
14.30: Für den Landwirt.
14.50: Die Laien-Schüler: Aus eigenen Dichtungen.
15.15: Adolf Deuker: Großstadtkinder in Ferien.
15.40: H. Wagner: Arbeitsschaft und Sport.
16.05: E. Blaich: Erasmus in Kolmar.
16.30: Wertungsklingen des Gaues Krefeld im DSB. aus Kempen.
18.00: W. Deubel: Geist und Seele.
18.30: Werkfeste: Handwerks-Lehrlinge Deutschland—Oesterreich
19.00: Eine Stunde Kurzweil.
19.45: Sportvorbericht.
20.00: Volkskonzert des Funkorchesters. Solistin: Klära Hansen (Sopran). — Intermezzo: Goethe-Lieder von Hermann Zilcher.
22.05: Sport- und Wetterbericht über das gestrige Leben, Sport.
22.45: Berlin: Nachtmusik der Kapelle Anton Goromo.

Montag, 29. August

9.45: Hilde Bremus: Gymnastik für Frauen.
10.15: Mensch und Welt. Gemeinschaftsempfang für Arbeitslose.
14.30: Schlachtenkameradschaft.
15.50: Kinderstunde: Märchen und Geschichten.
16.20: Jugendkunde: Rektor Schmidt: Was ist der Mensch?
17.00: Mannheim: Volksabend mit Kreolins-zusatz) desinfizieren. Als vorbeugend ist gemusik.
18.00: Elternstunde: Dr. Frankenheim: Der Trotzkopf.
19.00: Dr. Heiß: Zum 300. Geburtstag von John Locke.
19.20: E. Baum: Ein Binder reist.
19.40: Wirtschaftspolitische Umschau. Sprecher: Dr. Wolff.
20.05: Die Welt auf der Schallplatte. W. Pferdekamp: Marimba von Guatemala.
20.30: Goethe. Gestaltet in seinem eigenen Wort. Weite Welt und breites Leben.
22.20: Nachtmusik und Tanz. Leitung: Eysoldt.

Dienstag, 30. August

9.45: Hilde Bremus: Gymnastik für Frauen.
10.15: Mensch und Welt. Gemeinschaftsempfang für Arbeitslose.
15.50: Kinderstunde: Kinderturnen.
16.20: Graf v. Reischach: Bei den brasilianischen Urwaldsiedlern.
16.40: Dr. Wetter: Weimar, ein deutsches Vermächtnis.
17.00: Frankfurt: Volkerkongreß. Dresdner erwerbsloser Musiker.
18.20: Ingenbrandt: Bücher. Norg W. Wier.
19.00: Frankfurtinde: Vom fröhlichen Lernen.
19.20: Zehn Minuten Kunnachrichten.
19.30: Dr. Thomsen: Landwirtschaft und Gesellschaft im Buch.
20.00: H. Ebert: Von der Flöte zur Pauke.
20.30: Schneider Wibbel. Komödie von H. Müller-Schlösser.

Mittwoch, 31. August

8.05: F. Donald: Von abwechslung und schöner Kleidung.
9.45: Hilde Bremus: Gymnastik für Frauen.
10.15: Mensch und Welt. Gemeinschaftsempfang für Arbeitslose.
11.40: Stadtbaurat Schu: Besuch bei den Kölner Ferienkinder.
12.00: Funkmessung mit Schallplatten.
15.50: Kinderstunde: Mit Kapitän Schnellpurstell durch die weite Welt.
16.20: Die Welt im Buch. Dr. Rodens: Leben als Laune. Form und Gesetz.
16.40: Ungedruckte Dichter. Edith o. Walter: Der Hirtenknabe.
17.00: Reiserkonzert.
18.20: Dr. Hemmemann: Erhaltung oder Abbau der Krüppelfürsorge?
19.00: Dr. Simons: Abhärtung im Kindesalter.
19.15: Vom Tage.
19.30: Landgerichtsrat Dr. Bondied: Aenderungen des Zwangsvollstreckungsrecht durch die Notverordnungen.
20.00: Militärkonzert des Westfälischen Blasorchesters Münster.
21.00: Frau Rosa Hoefert: Lob der Länge.
22.30: Nachtmusik und Tanz. Leitung: Eysoldt.

Donnerstag, 1. September

9.45: Hilde Bremus: Gymnastik für Frauen.
10.15: Mensch und Welt. Gemeinschaftsempfang für Arbeitslose.
14.30: Funkwerbung mit Schallplatten.
15.50: Kinderstunde: Von Blumen und Tieren.
16.20: F. B. Brückner: Neue deutsche Romane und Erzählungen.
16.40: Deutsches Schicksal im Bild deutscher Städte. Dr. Körholz: Essen.
17.00: Frankfurt: Reiserkonzert des Funkorchesters.
18.15: Ungedruckte Dichter. G. W. Pijet: Abenteuer der Kindheit.
19.00: G. Reuter: Ein Mensch findet Arbeit.
19.20: Vom Tage.
19.30: Dr. Loeb: Wertebrolage des Trierer Landes.
20.00: Klassische Walzer und Märsche. Ausf.: Funkorchester.
21.00: Zum deutschen Katholikentag. Das deutsche Vaterunser für Soli, gemischten Chor, Knabenchor, Gr. Orchester und Orgel. von Gustav Kneip.
22.30: Nachtmusik des Funkorchesters.

Freitag, 2. September

9.45: Hilde Bremus: Gymnastik für Frauen.
10.15: Mensch und Welt. Gemeinschaftsempfang für Arbeitslose.
14.30: Funkwerbung mit Schallplatten.
15.50: Kinderstunde: Vorbereitungen für das Puppenfest.
16.10: Boden-Baden: Großer Preis von Baden.
16.30: Jugendfunk: Mit dem Flugzeug von Köln nach Frankfurt. — An Bord eines Ozeandampfers.
17.15: Reiserkonzert. Leitung: Eysoldt.
18.15: Die Welt auf der Schallplatte. Dr. Wallisch: Lieder und Tänze der Albaner.
19.00: Dr. Krummacher: Bismarck.
19.20: Vom Tage.
19.30: Dr. Ing. Raub: Ich melde meine Erfindung selbst an
20.00: Washington 6. Zeit: Worüber man in Amerika spricht.
20.20: Konzert aus dem Schloßgarten zu Münster.
22.30: Tanzmusik aus London

Samstag, 3. September

9.45: Hilde Bremus: Gymnastik für Frauen.
10.15: Mensch und Welt. Gemeinschaftsempfang für Arbeitslose.
14.35: Wochenend-Konzert auf Schallplatten.
15.50: Kinderstunde: Puppenfest.
16.20: Wanderungen in Rheinland und Westfalen Kl. Hille: Am Mühnetze.
16.40: Marie Theres von der Moenbergh: Mädchen aus aller Welt
17.00: Reiserkonzert
18.20: Dr. Würth: Leben und Sterben von Kunstwerken.
19.00: W. Deubel: Materialismus und Idealismus.
19.20: Funkbüfe für alle
19.30: Dipl.-Handelslehrer Rolbed: Das Ratzeugebiet und seine Wirtschaft
20.00: Eine fröhliche Abendwacht.
22.20: Nachtmusik. Leitung: Eysoldt
24.00: Wetter des Tag.

Deutsche Welle

Deutsche Welle. Gleichbleibende Wettags-Vorfragsfolge: 5.45: Wetter für die Landwirtschaft. ● 6: Gymnastik. ● 6.15: Wetter für die Landwirtschaft. — anschl.: Frühkonzert. ● 10: Neueste Nachrichten ● 12: Wetter für den Landwirt, anschl.: Konzert. — Wiederholung des Wetterberichts. ● 12.55: Nauener Zeit. ● 13.35: Nachrichten. ● 14: Konzert. ● 15.30: Wetter, Börse. ● 18.55: Wetter für die Landwirtschaft.

Deutsche Welle: Sonntag, 28. August

6.00: Funkgymnastik.
6.20: Hamburger Hafenkonzert.
8.00: Mitteilungen und praktische Winke für den Landwirt.
Anschl. Wochenrückblick auf die Marktlage.
10.05: Wettervorhersage.
11.00: Frankfurt: Goethe-Gedächtnisfeier auf dem Römerberg.
12.30: Mittagskonzert des Deutschen Konzertorchesters.
14.00: Wetter. Gleiteier: Zeichenstiften für Kinder.
14.30: Ein unbekannter Dichter liest eigene Arbeiten (b. W. Emler).
15.00: Prof. Krause: Der deutsche Bauerngarten.
15.30: Nachmittagskonzert des Kommandantur Berlin.
— Tanzkapelle Leo Bermann
Als Einlage: Programm der Alliierten Abteilung.
16.30: Aus der Funk-Ausstellung: Unterhaltungsmusik des Steiner-Orchesters.
Als Einlage: Eintreffen der Europa-Flieger.
18.00: Leipzig: Bericht von der Eröffnungsfeier der Hans-Breuer-Jugendherberge in Schwarzburg. (Schallplatten)
18.30: Pfarrer Kemsies: Das neue Singen nach dem neuen Gesangbuch
19.00: Königsberg: Serenaden. Orchester des Kbg. Opernhauses.
20.00: Frankfurt: Prof. Dr. Beutler: Vorspruch zu: Iphigenie auf Tauris.
20.15: Frankfurt: Iphigenie auf Tauris. Schauspiel von Goethe.
22.00: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
22.30: Frankfurt: Nachttonzert.

Deutsche Welle: Montag, 29. August

9.30: Dr. Kober: Etwas über Tierdressuren.
10.10: Schulfunk: Land und Leute im Dialekt.
10.45: Schulfunk: Für Fortgeschrittene.
15.00: Unterhaltende Stunde.
15.40: Dr. Neumann: Die Verantwortung der Jugend gegenüber dem Leben.
16.00: Lehrer Riemann: Das Spiel als Mittelpunkt arbeitsunterrichtlicher Tätigkeit.
16.30: Berlin: Nachmittagskonzert.
17.30: R. Steinborn: Das Gesicht der modernen Zeitung.
18.00: Dr. Zeit: Maßfragen mit unsichtbaren Partnern.
18.30: Spanisch für Anfänger.
19.00: Aktuelle Stunde.
19.30: Aus den Landwirtschaftsschulen.
Anschl. Wetter für die Landwirtschaft.
20.00: London: Richard-Wagner-Konzert.
21.30: Fr. Kaehler: Aus Wetters Leben. von Goethe
22.15: Dr. Räuscher: Politische Leitungsschau.
22.40: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
Anschl. Tanzmusik der Kapelle Robert Gaden.

Deutsche Welle: Dienstag, 30. August

10.10: Hamburg: Schulfunk: Das Volkslied in der Kunstmusik.
15.00: München: Nachdenklicher Reigen zum Ersten des Monats. Ein Hörbild für Haustrauen.
16.00: Dr. Hoffmann-Harnisch: Falsche Berufsromantik.
16.30: Leipzig: Nachmittagskonzert
17.30: Dr. Grottjahn: Bücher zur Wirtschaftskrise.
18.00: M. Diekermann: Musikalische Hörübungen.
18.30: Dr. Feidt: Die Bedeutung des Aufsengeschäftes für die deutsche Wirtschaft.
19.00: Oberreg.-Rat Wenrich: Die rechtliche Gestaltung der Wartestandsbeamtentage
19.30: Dr. Dürre: Vorschau auf das Septemberprogramm der Deutschen Welle.
19.40: Ebering Klatz: Viertelstunde Funktechnik.
Anschl. Wetter für die Landwirtschaft.
20.00: Orchesterkonzert. Dirigent: Bruno Seidler-Winkler.
20.45: Berlin lebt heim. Eine Berichterstatt vom Rand der Weltstadt in ihre Mitte. Verbindende Worte: W. Scheuermann.
21.30: Fortsetzung des Orchesterkonzertes. Ausf.: Funkorchester.
22.15: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
22.30: Hannover: Heiteres Instrumental-Kabarett.

Deutsche Welle: Mittwoch, 31. August

9.00: Schulfunk: Ein Querschnitt durch 700 Jahre Berliner Sprachgeschichte.
9.30: Margarete Weinberg: Bekanntschaft mit dem eigenen Ich.
10.10: Schulfunk: Unter Arabern und Kurden.
15.00: P. Spaß: Im unbekannten Mauretanien.
15.45: Frauenstunde.
16.00: Studienrat Dr. Deydolla: Die Stellung der Unterrichtsfächer im höheren Schulwesen.
16.30: Hamburg: Nachmittagskonzert.
17.30: Prof. Weisgerber: Sprachwissenschaft als lebendige Kraft unserer Zeit.
18.00: Gutes und Schlechtes im Liede. W. Bergmann. Anna Thereje Knothe. Gesang.
18.30: Dr. Dr. Burgdörfer: Volk ohne Jugend.
19.00: Salzburg: Fidelio. Oper von Beethoven
20.20: Aktuelles.
22.00: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten
22.20: Wien: Abendkonzert.

Deutsche Welle: Donnerstag, 1. September

10.10: Schulfunk: Was hat die alte Schnitger-Orgel in der Kapellanlapelle des Charlottenburger Schlosses uns heute zu sagen.
15.00: Musikalische Kinderstunde
15.45: Stud.-Dir. Dr. Henning: Pilze, das Fleisch des Waldes.
16.00: Pastor Haag: Der Schulgarten als Grundlage des biologischen Unterrichts.
16.30: Berlin: Nachmittagskonzert.
17.30: Dr. Michaelis: Reife deutscher Kulturkätigkeit auf den Karolinen
18.00: Dr. Thöne: Entwicklungsströmungen der zeitgenössischen Klavier-Musik.
18.30: Spanisch für Fortgeschrittene.
19.00: Stunde des Landwirts.
19.30: Dr. Bechel: Für und Wider Meawelser durch die Zeit.
Anschl. Wetter für die Landwirtschaft.
19.50: Frankfurt: Vom Deutschen Ed zum Ritterkurs. Koblenz: Abend.
21.00: Köln: Das deutsche Vaterunser. Chorwerk von G. Kneip.
22.00: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
Anschl. Köln: Nachtmusik des Funkorchesters.

Deutsche Welle: Freitag, 2. September

10.10: Breslau: Schulfunk: Das Meisterlingsetzspiel von H. Grüger.
15.00: Jungmädchenstunde: Was mit lesen?
15.40: Jugendstunde: Historisches Rundfunkspiel.
16.00: Oberschulrat Kilian: Neue Veröffentlichungen zum Studium des deutschen Bildungswesens
16.30: Leipzig: Nachmittagskonzert.
17.30: Prof. Dr. Gruehn: Seelenleben und Seelenführung.
18.00: Dr. Aland: Neuschöpfungen im Pflanzenreich.
18.30: Min.-Dir. Dr. Bail: Wirtschaftliche Selbsthilfemaßnahmen in Deutschland
19.00: Wissenschaftlicher Vortrag für Aerzte.
19.30: Potsdam, Preußentum und preußischer Stil. Ein Hörwerk in Staffelberichten.
21.00: Wallington: R. G. Sell: Worüber man in Amerika spricht.
21.15: Sinfonie-Konzert des Funkorches

Eine Seite Kurzweil

Humoreske von Ludwig Waldau

Zum Donnerwetter noch mal: was war denn das wieder für 'ne Wirtschaft! Die Vorsaalklingel rasselte nun zum dritten Male Sturm! Und niemand ging öffnen: die Frau nicht, das Mädel nicht! Eine Lumperei ohnegleichen! Wo steckte denn die Bande wieder? — Seufzend stellte sich Eduard Meischen auf seine kurzen, aber um so dickeren Beinchen; nicht mal als wohlbestallter Rentier hatte man seine Ruhe! Nicht mal an einem Vormittag nach reichlich feuchtem Stammtischabend! — Rücksichtslos, ihn so mutterseelenallein zu lassen in der Wohnung! War er denn Knecht, Magd, Vieh und alles was sein muß? — Knurrend, schnaufend transportierte der Bäckermeister außer Dienst Meischen seine zweihundertfünfundsechzig Pfund Lebendgewicht durch den Korridor, der Vorsaaltür zu. — Wer kam denn da wieder stören? Sicher wieder irgend so 'n Versicherungsfritze oder 'ne ähnliche Klette! —

Richtig, als Eduard Meischen die Tür öffnete, stand einer draußen mit der üblichen Mappe unterm Arm. Hochmütig schnaubte Meischen los: „Danke sehr, ich bin bereits versichert: gegen Hagel, Einbruch, Unfall, Leben, Sterben und was nicht noch!", und wollte wütend die Tür zuknallen. Da hob der Mann mit der Mappe beschwörend die Hand: „Ich bin kein Versicherungsagent! Ich komme . . ."

Weiter kam er nicht, denn Meischen höhnte kalt: „Geh'n Sie lieber! Denn ich kaufe auch keine Schuhcreme, keine Schnürsenkel! Ueberhaupt nichts! Adieu!" Wieder wollte er die Tür zuschmeißen, da gelang es dem Mappenmann im letzten Moment noch, den Fuß zwischen die Tür zu setzen. Und wie die Posaune des Jüngsten Gerichts schmetterte es in Meischens Ohr: „Ich komme vom Finanzamt!"

Schlaff fiel die ehemalige Bäckermeister-Knackwurststoße von der Türklinke: „Was? — Wie bitte? — Vom Finanzamt? — Was woll'n se denn? Ich hab' doch meine Steuern pünktlich bezahlt!" — „Darum handelt es sich jetzt nicht, Herr Meischen, sondern um Ihre Veranlagung betreffs der neuen Steuern, die laut neuester Notverordnung heute in Kraft treten!" Und schon drängte der Beamte sich durch den Spalt, der noch zwischen Tür und dem Mastenexterieur Meischens geblieben war. Da tauchte eine letzte vage Hoffnung in des gewesenen Brotfabrikanten Denkkapsel auf: ein Schwindler!

„Bitte, Ihre Legitimation!" fauchte er mit neuerwachendem Lebensmut. Stumm griff der Mann in die Tasche und reichte dem Verdutzten einen tatsächlich echten Lichtbildausweis mit Stempel. „Bitte!" hauchte nun Meischen geschlagen und ließ den Finanzmann ins Wohnzimmer eintreten; mühsam wankte er selber seiner Sofaecke zu, um dort sein zitterndes Gebein zu entlasten. „Nein, bitte, bleiben Sie stehen, Herr Meischen; ich muß Ihnen Maß nehmen!" — „Was denn? Zu 'nem Anzug?" — „Nicht doch!" lächelte der Beamte roh. „Zu der neuen Steuer! Sie scheinen gar nicht zu wissen, daß die neueste Notverordnung, die heut in Kraft tritt, eine Bauch- und eine Glatzensteuer vorsieht. Die Höhe der Steuer richtet sich natürlich nach dem jeweiligen Bauchumfang und der Glatzengröße, denn beide sind ja bekanntlich das Produkt des Lebenswandels, des Genußumfanges ihres Besitzers. — Also bitte: zuerst mal Ihren werten Bauch, Herr Meischen!" — Und ehe sichs der nun ganz Verdatterte versah, umschlang ein Bandmaß seinen Speckbauch und der Beamte notierte ähnlich: „Hm! — ganz niedlich: hundertachtundneunzig Taillenweite! — So, nun bitte ihre liebe Glatze! — Nehmen Sie bitte Platz dazu! — Hm! — auch ganz nett: einundzwanzig mal siebenundzwanzig! — Danke schön, Herr Meischen. Der Steuerbescheid geht Ihnen zu. 'n Mojen!" — Die Tür schnappte. Meischen war allein auf weiter Flur. —

„Himmelsdonnerwetter!" entfuhr es ihm da, und wütend schlug er mit der flachen Hand — nicht auf die Schreibtischplatte, sondern auf den — molligen Rücken seiner angetrauten Alma, die neben ihm im Dunkel der Nacht im tiefsten Schlummer ruhte! Eduard Meischen hatte nämlich — geträumt! Das geträumt, was vor wenigen Stunden am Stammtisch alkoholbedingt einer prophezeit: eine neue Notverordnung mit Bauch- und Glatzensteuer! —

„Bist denn ganz verrückt geworden, Eduard?" schnauzte empört sein jäh aus dem Schlafe gerissenes Eheweib. „Wenn du noch mal so spät und mit so 'ner Kurve vom Stammtisch kommst, da schläfste im Hühnerstall! Verstanden?!" —

Doch trotz dieser ehelichen „Abreibung" wälzt sich Eduard Meischen, erlöst lächelnd, auf die andere Seite: Gott sei Dank! Alles nur ein Traum! — „Herrch; Herrch!" —

„Mir war doch eben so, als wenn jemand klopftet"

Der Historiker

Fusel fordert in der Destille einen Likör, und zwar einen „Kurfürsten".

Wirt: „En großen oder en kleenen Kurfürsten?"

Fusel: „Haste schon mal wat von 'nen kleenen Kurfürsten gehört?"

Belehrung

„Neulich wollte ich Sie besuchen; habe dreimal geklingelt, aber niemand hat geöffnet!"

„Ja, warum klingeln Sie aber auch gerade dreimal? Einmal geklingelt — ein Bettler, zweimal — der Gerichtsvollzieher, dreimal — ein Gläubiger. Und unter sechsmal öffnen wir die Tür überhaupt nicht!" *Beye.*

„Herr Hakenschwinger, ich wollte mir erlauben, die Rechnung für ihren letzten Anzug einzureichen!"

„Tut mir leid, ich habe augenblicklich keinen Pfennig Geld; aber ich könnte Ihnen für den Betrag Unterricht geben!"

„Wenn Sie es im Leben vorwärts bringen wollen, junger Freund," mahnt der Direktor, „dann hören Sie auf meinen Rat . . ."

„Jawohl, Herr Direktor . . . Und . . . und worauf bezöge sich das?"

„Bleiben Sie sich selbst innerlich treu! Und was die sogenannten guten Ratschläge der anderen betrifft: hören Sie nie darauf, verstehen Sie, niemals . . .!"

Die neue hübsche Stenotypistin wird zum Chef gerufen.

„Sagen Sie, Fräulein, Sie haben da in dem Brief an Bumke u. Co. das Wort Pleite einmal mit „ei" und einmal mit „ai" geschrieben. Wie kommt denn das?"

„Ach, da hab' ich mich einmal vertippt!"

„Na, dann ändern Sie das!"

„Welches denn?"

„Das falsche natürlich!"

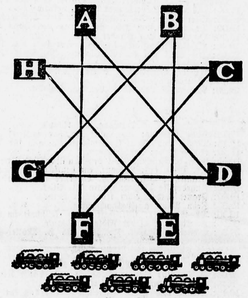
Er: „Liebling, ich habe dir die Pyjamas gekauft, die du gestern bewundert hast!"

Sie: „Zu spät. Sie sind nicht mehr modern."

Der deutsche Arzt Petersen hatte einem Neger eine Schachtel Pillen verordnet. Er fragte ihn einen Tag später: „Nun, Sam, hast du die Schachtel Pillen eingenommen?" — „Ja," grinste Sam, „aber der Deckel bereitet ein unangenehmes Gefühl im Magen."

Der Verschiebebahnhof

Damit die Langeweile in etwa verregneten Ferientagen nicht gar zu groß wird, zeigen wir Ihnen hier ein hübsches und einfaches Spiel, an dem Sie Ihre Geduld erproben können.

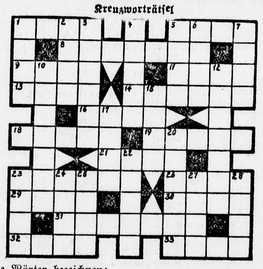


Die mit Buchstaben versehenen Quadrate stellen Eisenbahnschuppen dar, die geraden Linien die verbindenden Gleise. Nun gilt es, die sieben Lokomotiven in sieben Schuppen einzufahren, so z. B. von A nach F, von G nach D usw. Bereits besetzte Schuppen dürfen aber nicht mehr zur Abfahrt benutzt werden.

Wir wünschen Ihnen viel Zerstreuung! Hoffentlich schaffen Sie es recht bald!

Denken Sie nach

Kreuzworträtsel



Die Wörter bezeichnen:

Waagerecht: 1. Trinkgefäß, 5. Eichtier, 8. Stadt in Nordtalien, 9. Halbedelstein, 11. Germanischer Gott, 13. Getreidespeicher, 14. Merkbuch, 16. Frauenname, 18. Blutsverwandter, 19. Reich im mittleren Himalaya, 21. Bürde, 23. Eilbote, 26. Kriegsgott, 29. Nebenfluß der Donau, 30. Stadt in Thüringen, 31. Landschaft in Ostpreußen, 32. Hafenstadt in Algier, 33. Griechische Siegesgöttin. — Senkrecht: 1. Soviel wie zwölf Dutzend, 2. Russischer See, 3. Oper von Strauß, 4. Regierung einer Hansestadt, 5. Schwimmvogel, 6. Rechter Nebenfluß des Rheins, 7. Stadt in Japan, 10. Berg in der Schweiz, 12. Germanischer Heerführer, 15. Geflügel, 17. Laubbaum, 20. Stockwerke, 22. Wächter der Jo, 23. Gewichtseinheit, 24. Indischer Gott, 25. Hochland in Asien, 27. Italienischer Maler, 28. Uebergeordnete Erzählung.

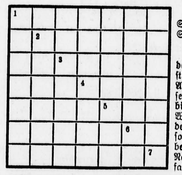
Füllaufgabe.

Die Felder der Figur sind so mit den Buchstaben a, c, e, h, h, m, m, n, r, s, t, u, y zu besetzen, daß ein Wort entsteht, welches eine beliebte Blume bezeichnet.

Zitatenrätsel.

Wer will unter die Soldaten.
Es ist nicht alles Gold was glänzt.
Es liebt die Welt das Strahlende zu schwärzen.
Im Wein ist Wahrheit nur allein.
Teures Weib, gebiete deinen Tränen.
Und Roß und Reiter sah ich niemals wieder.
Singe wem Gesang gegeben.
Nichts in der Welt ist wechselfrei.
Was uns bleibt, wenn alle Säulen brechen.
Ein fest: Kampf ist unser Leben.
Ein Narr kann mehr fragen als zehn Weise beantworten können.
Er soll dein Herr sein.
Mein lebenlang will ich redlich handeln.

Aus jedem der vorstehenden Sätze soll ein Wort genommen werden. Die richtigen Wörter nennen ein bekanntes Zitat.



Anagramm.

Steiger, Gründer, Stengel, Stieber, Morafte, Ratiern, Strenge.

Aus jedem der vorstehenden Wörter soll durch Umstellen der Buchstaben und Kenderung je eines derselben, ein neues Wort gebildet werden. Werden die Wörter richtig in die Felder des Quadrats eingetragen, so ist an der durch Zahlen bezeichneten Diagonale der Name einer Stadt in Westfalen zu lesen.

Worteinsatzrätsel.

A.	C.	B.
Laub	— ? —	Burg
Amt	— ? —	Schaft
Licht	— ? —	Bein
Augen	— ? —	Regen
Gait	— ? —	Tier
Frucht	— ? —	Gang
Schutz	— ? —	Berg
Mai	— ? —	Opfer
Ohr	— ? —	Finger
Sommer	— ? —	Frost
Nordsee	— ? —	Reich

Zwischen die unter A und B angegebenen Wörter soll das Fragezeichen unter C durch ein Wort ersetzt werden, das in Verbindung mit den angegebenen Wörtern, neue Hauptwörter bildet. Z. B.: A Rinder, B Graf, mit dem Einsatzwort C Mark ergibt: Rindermark u. Markgraf. Die Anfangsbuchstaben der einsetzenden Wörter unter C nennen, richtig geordnet, eine Stadt in Württemberg.

Bilderrätsel.

Anreihung.

eid	rde	sti	lsch
olch	enw	en	we
egg	esi	nfa	um

Die Quadrate sind seitlich so aneinander zu reihen, daß die Buchstaben, der Reihenfolge nach gelesen, ein Zitat aus Goethes „Faust" ergeben.

Auflösungen aus Nummer 21

Auflösung des Kreuzworträtsels: Waagerecht: 1. Lima, 4. Glas, 8. Elau, 9. Gera, 10. Segen, 12. Damen, 15. Amalia, 17. Melone, 18. Mut, 19. Ginger, 21. Sau, 22. Sir, 23. Ara, 26. Annam, 28 Nas, 31. Saline, 33. Nobile, 35. Trank, 36. Selam, 37. Meer, 38. Werk, 39. Esra, 40. Urne. — Senkrecht: 1. Legat, 2. Ifel, 3. Manie, 5. Leder, 6 Arak, 7 Samos, 10. Sam, 11. Emu, 13. Ena, 14. Neu, 16. Aisne, 17. Meran, 20. Gin, 23. Ait, 24. Nar, 25. Mane, 26. Anker, 27. Moser, 28. Rifle, 29. Ala, 30. Sem, 32. Ines 34. Bern.

Auflösung des Wortdomino: Obstbaum — Baumstamm — Stammtisch — Tischbein — Beinbruch — Bruchband — Bandsäge — Sägefisch — Fischnetz — Netzhemd — Hemdbrust — Brustlee — Teestrauch — Strauchobst.

Verantwortlich für den Gesamtinhalt: Chefredakteur Fritz Walter, Paderborn. Druck und Verlag: Westfälisches Volksblatt AG., Paderborn